Der Versailler Hof.

Bei Hoffmann und Campe in Hamburg sind erschienen:

Der

Versailler Hof

vom

Anfange des achtzehnten bis zur Mitte des neunzehnten Jahrhunderts

von

Magnus Jakob von Crusenstolpe.

Deutsche Original-Ausgabe.

Sechster Band.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1857.

Inhalt des sechsten Bandes.

Ludwig der Achtzehnte und die Restauration.

(Schluß.)

Ludwig der Achtzehnte

und

die Restauration.

Schluß.

VII.

Der Prinz von Condé und sein Sohn der Herzog von Bourbon.

Der Royal-Souverain, auf welchem sich Ludwig XVIII. am 23. April 1814 in Dover einschiffte, trug auch den Prinzen von Condé und seinen Sohn, den Herzog von Bourbon, nach Frankreich zurück. Der Jubel der wetterwendischen Volksmenge, die heute Hosiannah! ruft und morgen Kreuzige ihn! war nicht vermögend das Eis zu schmelzen, das sich um das Herz der Beiden gelagert hatte; finster und schweigend standen sie ihrem Vetter auf dem Verdecke des Schiffes zur Seite und finster und schweigend betraten sie das Land, welches das Blut des Herzogs von Enghien getrunken hatte, ihres Enkels und Sohnes, der letzten Hoffnung des alten Heldengeschlechts der Condé. —

Der Prinz von Condé (Louis Joseph de Bourbon) war ein gebrochener Greis, als er den Boden Frankreichs wieder betrat; er war am 9. August 1736 zu Chantilly geboren, stand also 1814 im achtundsiebzigsten Jahre seines Lebens. Aber nicht dieses hohe Alter allein hatte ihn körperlich wie geistig invalide gemacht, das hatten vielmehr die vielen und herben Schicksalsschläge gethan, die er erdulden mußte, vor Allem hatte dies die Ermordung seines Enkels, des Herzogs von Enghien bewirkt, den Napoleon in den Laufgräben von Vincennes erschießen ließ.

Der Prinz von Condé war der einzige Sohn von Ludwig Heinrich, Herzog von Bourbon, Prinzen von Condé und dessen Gemahlin, der Prinzessin Caroline von Hessen-Rheinfels, — wenigstens galt er dafür; böse Zungen wollten indeß behaupten, daß Ludwig XV. recht wohl gewußt habe, warum der Prinz seinem Herzen so theuer sei. Sie sagten nämlich, Ludwig XV. habe, nachdem ihm seine Gemahlin, die Polenkönigstochter Maria Lesczinska, von gleißnerischen Pfaffen dazu verleitet, die ehelichen Pflichten verweigert, viele Weiber und unter diesen auch die Mutter des Prinzen von Condé geliebt. Die Zuneigung des Königs, gleichviel welchen Grund sie hatte, war ein Glück für den Prinzen; denn im fünften Jahre bereits war er eine vater- und mutterlose Waise, und seinem Vormunde, dem

Grafen von Charolais, konnte man eben nicht nachrühmen, daß er sich die Erziehung seines Mündels sehr hätte angelegen sein lassen: er überließ es dem Zufall, die schlummernden Fähigkeiten in dem Kinde zu wecken und auszubilden. Glücklicherweise that der Graf von Charolais damit das Gescheidteste, was er thun konnte; denn der Prinz zeigte sehr bald viele Liebe zu den Wissenschaften, die er eifrig cultivirte, suchte später den Umgang der ausgezeichnetsten Männer seiner Zeit und errang sich auf diese Weise einen Grad von Bildung, der zu den schönsten Hoffnungen berechtigte. Ludwig XV. machte ihn zum Statthalter von Burgund, in welchem Amte er sich vorzüglich der ständischen Angelegenheiten sehr warm annahm.

1753 am 3. Mai vermählte sich der Prinz von Condé mit Charlotte Godefride Elisabeth de Rohan-Soubise; aber der siebenjährige Krieg riß ihn bald von der Seite seiner jungen Gemahlin. Er ging nach Deutschland, befehligte dort mit Auszeichnung ein französisches Heer, eroberte bei Roßbach einige Kanonen, die ihm Ludwig XV. schenkte und mit denen er seine prachtvollen Gärten zu Chantilly schmückte und schlug 1762 den Herzog von Braunschweig bei Johannisberg. Als dieser später den Prinzen in Chantilly besuchte, hatte der Letztere, um dem Herzoge nicht wehe zu thun, jene Kanonen entfernen lassen. Der Herzog von Braunschweig

erfuhr dies und sagte deshalb zu dem Prinzen: „Sie haben mich durchaus zweimal besiegen wollen; einmal auf dem Schlachtfelde durch Ihre glänzende Tapferkeit und heute wieder durch Ihre edle Bescheidenheit.“

Nach Frankreich zurückgekehrt, erzürnte er den ihm sonst immer so wohlgeneigten Ludwig XV. durch seine Widersetzlichkeit gegen die von diesem beschlossene Einführung eines neu zu gestaltenden Parlaments so sehr, daß er ihn aus Frankreich verwies; die Ungnade dauerte indeß nicht lange: der Prinz kehrte zurück und verlebte nun in seinem Chantilly die glücklichste Zeit seines Lebens, die er den Wissenschaften und der Verschönerung seiner Besitzung widmete.

Er war ein großer Beschützer der Künste: die vorzüglichsten Schlachtstücke, die der berühmte Franz Casanova (geboren zu London 1730, gestorben zu Brühl bei Wien 1805) malte, waren für den Prinzen von Condé.

In Chantilly besuchte diesen auch der damals noch sehr freundliche Graf vom Nord, der später gegen die verbannte Königsfamilie gar nicht mehr wohlgesinnte Czar Paul I. von Rußland.

Aus diesem Stillleben trieben ihn die Stürme der Revolution von 1789. Er war nicht geartet wie sein Vetter, der Graf von Provence, der dieser Concessionen machte und mit ihr cokettirte; er hielt es unter der Würde seines Geschlechts, zum Volke

anders zu reden als mit dem Degen in der Hand. Er war aber auch klug genug um einzusehen, daß das Volk damals gar nicht in der Verfassung war, auf eine solche Sprache zu hören; darum schüttelte er den Staub von den Füßen, nahm seinen Sohn und seinen Enkel und verließ Frankreich. Er wandte sich nach Brüssel, ging später nach Turin, von da nach Aachen, wo er 1791 mit dem König von Schweden, Gustav III., eine Unterredung hatte und bildete dann 1792 bei Worms jenes kleine Heer der französischen Emigration, 6,800 Mann, mit welchem er beim Ausbruche des Revolutions-krieges tapfere Thaten vollbrachte, Thaten, die zwar den Weltlauf der Revolution nicht aufhielten, die aber seinen alten Heldennamen mit neuem Glanz umstrahlten, und seinem zu Koblenz residirenden Vetter Ludwig so sehr ungelegen waren, daß er den Prinzen nicht nur darum beneidete, sondern ihn sogar fürchtete. Denn er dachte an das Wort: Den Kühnen krönt das Glück! und lebte in Angst, daß des Prinzen Popularität bei einer Wandlung des Geschicks wohl gar den Sieg über seine Legitimität davontragen möchte. Diese Furcht war nun zwar unbegründet; denn einestheils hegte der Prinz von Condé gar nicht solche hochfliegende Wünsche, und anderntheils legten sich auch die Ereignisse dazwischen, die erst noch zwanzig Jahre vergehen ließen, ehe sie dem guten Ludwig gestatteten, seine in der

Fremde ausgebrüteten Regierungstheorien in die Praxis umzusetzen. Zu dieser Zeit aber konnte ihm der geistig und leiblich geknickte Prinz keine Concurrenz mehr machen, selbst wenn er früher diese Absicht gehabt hätte.

Als 1792 und 1793 die Heere der Coalition vor den Bataillonen der Republik zurückweichen mußten, trat der Prinz von Condé mit seinem ganzen Corps 1795 in englische und 1797 in russische Dienste; er wurde in Petersburg mit großer Auszeichnung empfangen. Im Jahre 1799 war er mit dem wunderlichen Suwarow wieder in Deutschland, am Rhein, trat 1800 abermals in englische Dienste und zog sich nach dem Frieden von Luneville mit seinem Sohne nach England zurück, nach der Abtei Amesbury, wo sie ihrer Familienleidenschaft für das Waidwerk fröhnten.

Als Paul I. von Rußland dem königlichen Ahasver Ludwig XVIII. die Miethe in Mitau gekündigt, als dieser mitten im tiefsten Winter die gefährliche Reise nach dem damals preußischen Warschau unternommen und als ihm dort auf Andrängen des ersten Consuls Bonaparte die preußische Regierung durch den Präsidenten Meyer am 26. October 1803 den schimpflichen Vorschlag gemacht hatte, für sich und seine Erben dem Throne von Frankreich zu entsagen, wofür man ihm den Besitz der Republik Lucca, vergrößert durch einige Cantons

von Toscana und der Herzogthümer Massa und Carrara sowie eine Jahresrente von sechs Millionen bot — welchen Antrag er mit Entrüstung zurückwies*); da schickte auch der Prinz von Condé von England aus seine Unterschrift zu der feierlichen Beitritts-Erklärung, die Monsieur Graf d'Artois auf Anrathen seines Bruders als Codicill gleichsam zu dessen Protest im Namen der Familie veranlaßt hatte.

---

*) Die Erklärung, die er durch d'Avaray dem Präsidenten Meyer zur Uebermittelung an den ersten Consul zustellen ließ, lautet folgendermaßen:

„Ich verwechsele Herrn Bonaparte nicht mit seinen Vorgängern; ich schätze seine Tapferkeit und seine militairischen Talente; ich weiß ihm für einige Verwaltungsmaßregeln Dank, da das meinem Volke erzeigte Gute mir stets theuer sein wird; allein er täuscht sich, wenn er mich zu Unterhandlungen über meine Rechte bewegen zu können glaubt. Weit entfernt davon, würde er sie gerade durch den Schritt, den er jetzt gethan hat, feststellen, wenn sie irgend zweifelhaft sein könnten.

„Die Pläne der Vorsehung hinsichtlich meiner und meiner Familie sind mir unbekannt, aber ich kenne die Verpflichtungen, welche Gott mir auferlegt hat durch den Rang, den er nach seinem Rathschlusse mir verliehen. Als Christ werde ich diese Verpflichtungen bis zu meinem letzten Athemzuge erfüllen; als Enkel des heiligen Ludwig werde ich, nach seinem Beispiele, selbst in Ketten mir Ehrfurcht zu verschaffen wissen; als Nachfolger Franz' I. will ich wenigstens wie er sagen können: Alles ist verloren, nur die Ehre nicht!"

Der Prinz war in England nicht nur ein wackrer Jäger vor dem Herrn, ein Nimrod, der Hirsche und Füchse jagte, er beschäftigte sich auch in edlerer Weise daselbst, indem er das Leben seines großen Vorfahren schrieb und drucken ließ; sein Buch, das 1806 in London erschien, führt den Titel: Essai sur la vie du Grand Condé par L. J. de Bourbon, son 4^{me} descendant.

Auch war es in England, wo er endlich die schöne Prinzessin von Monaco heirathete, diese „würdige und fromme Nonne", wie sie Ludwig XVIII. im Jahre 1814 nennt, welche er schon vor der großen Turba von 1789 geliebt und gewaltsam aus dem Kloster entführt hatte. Freilich verhinderte diese späte Ehe nicht, daß der Schild des alten Heldengeschlechts der Condé trotzdem seinem Sohne mit in's Grab gelegt wurde: der alte morsche Baum hatte keine Triebkraft mehr. Und das war der herbste Schmerz, den das Schicksal dem alten Herrn zu kosten gab: die Ermordung seines Enkels, des Herzogs von Enghien — deren wir weiter unten, wenn wir von des Prinzen Sohn, dem Herzog von Bourbon sprechen werden, ein wenig ausführlicher gedenken wollen — brach nicht nur seinen Leib, sie umflorte auch seinen Geist: von jener Zeit an bemerkte man die ersten Spuren von Geisteszerrüttung an ihm, die später immer deutlicher zum Vorschein kamen und sich u. A. 1814 sehen

ließen, als er jenen Betrüger, der sich für Ludwig XVII. ausgab, „lieber Vetter" nannte.

Im Spätjahr 1807 kam Ludwig XVIII. über Schweden nach England; er wollte als König von Frankreich dort leben, mußte sich indessen bescheiden, als Privatmann, als Graf von Lille zu landen. In Yarmouth empfingen ihn die Prinzen seines Hauses, unter denen sich auch der Prinz von Condé befand, der noch ganz untröstlich war über den vor drei Jahren erlittenen Verlust, während sein Sohn, der Herzog von Bourbon, der Vater des unglücklichen Herzogs von Enghien, ziemlich gefaßt und ruhig sich zeigte.

„In England," schreibt Ludwig XVIII. in seinen Memoiren, „sah ich den Prinzen von Condé während der letzten Zeit unseres Exiles viel, und er konnte nur gewinnen, wenn man ihn näher kennen lernte." Und als endlich die Passionszeit vorüber, als der Weg nach Frankreich frei war — Dank der halben Million Bayonette, unter deren Schutze die kaum noch gekannte Königsfamilie zurückkehren konnte —, da bestieg u. A. auch der alte Condé mit seinem dicken Herrn Vetter den Royal-Souverain und überschiffte den Canal, reiste mit ihm nach Compiègne, wo die Marschälle von Frankreich ihren Herrn und Meister verleugneten, nach St. Ouen und saß mit ihm, seinem Sohne und der Herzogin von Angoulème in derselben offenen Kutsche, die

mit Pferden aus dem kaiserlichen Marstall bespannt war, in welcher Ludwig XVIII. am 4. Mai 1814 seinen feierlichen Einzug in Paris zu halten geruhte.

Und als dieser sich im Palast der Tuilerien von den Strapatzen der See- und Landreise, von den vielen Redehalten und Komödiespielen und von den Empfangsfeierlichkeiten in seiner getreuen Hauptstadt Paris ein wenig erholt hatte, da ließ er es recht bald seine Hauptsorge sein, sich einen möglichst glänzenden Hofstaat zu bilden; neben vielen Adelsnamen, die er aus der Vergessenheit wieder hervorzog, vergaß er auch den Prinzen von Condé nicht: er machte ihn, den geistig und leiblich ziemlich gebrechlichen alten Herrn, zum Ober-Ceremonienmeister.

Aber freilich der Prinz kam nicht gar zu oft in die Tuilerien; er schmollte mit seinem Herrn Vetter wegen der Charte, die dieser dem französischen Volke gegeben hatte und die er als eine Drachensaat ansah, welche dereinst böse Früchte reifen werde. Er hauste im Palais Bourbon, umgeben von einem altmodigen Hofe ergrauter Diener und Soldaten seines Heeres, die gegen die neue Armee gewaltig abstachen und die sich um Stellen, Gunstbezeigungen und Gnadengeschenke förmlich rissen.

Von seinem Hasse gegen Talleyrand, den Fürsten von Benevent, den er, und zwar mit Recht, für den Urheber der blutigen Katastrophe des Her-

zogs von Enghien ansah, erzählt die Herzogin von Abrantes ein drolliges Geschichtchen. „Der Prinz von Condé begann schon den geringen Ueberrest des Geistes zu verlieren, den Gott ihm noch gelassen hatte, und in jener Zeit (1814) verwechselte er, vielleicht absichtlich, den Herrn von Talleyrand mit dem gleichnamigen Erzbischofe von Rheims, und sprach in Folge dieses Irrthums mit ihm von seinem Schuft, seinem Ungeheuer von Neffen. Der Irrthum währte lange genug, um einen andern Menschen, wie Talleyrand, aus der Fassung zu bringen; aber ihn! Man wollte den Prinzen aufmerksam auf sein Versehen machen, aber er achtete auf Nichts und führte die Sache bis zum Ende. Noch als er das Zimmer verließ, sagte er: „Besuchen Sie mich, Herr Erzbischof, aber bringen Sie ja Ihren Schelm von Neffen nicht mit, denn ich müßte ihn sonst zur Thür hinauswerfen lassen." —

Napoleon war in Frankreich gelandet, er eroberte es ohne Blutvergießen, nur durch den Zauber seines Namens und durch den bewunderswerthen Heldenmuth, der der dringendsten Todesgefahr kühn in's Auge schaute. Wie schön, wie wahrhaft groß war seine Eroberung des fünften Regiments bei la Mure! Vor solchen Waffen, das fühlte Ludwig XVIII. recht wohl, konnte sein schwacher Thron nicht Stand halten. Er versuchte es aber gleichwohl ihn zu stützen. Man hatte ihm einge-

redet, die Sympathien für ihn würden heißer werden, wenn die Prinzen seines Hauses offen und ehrlich sich erklären würden, die von ihm gegebene Charte unter allen Umständen zu schützen; denn man hatte diese, vorzüglich seinen Nachfolger, den Grafen d'Artois, in Verdacht, daß ihnen dieselbe sehr unbequem sei. Ludwig XVIII. berief hierauf beide Kammern auf den 16. März zu einer königlichen Sitzung zusammen, welcher auch die königlichen Prinzen beiwohnten. Er eröffnete dieselbe mit einer Rede, deren Concept er „mit seinen Thränen benetzt hatte," und hatte die Genugthuung, seine Zuhörer nicht nur zu rühren, sondern sie auch zu energischen Maßregeln zu veranlassen: die Deputirtenkammer erklärte, daß der Krieg gegen Napoleon ein Nationalkrieg sei; sie erklärte ihn damit außer dem Gesetze. Aber freilich um die Acht gegen einen Missethäter zu vollstrecken, muß man Hände haben, die sich gegen ihn zu erheben wagen; gegen Napoleon erhob sich aber damals keine Hand.

In jener königlichen Sitzung, deren Hauptzweck, wie bereits erwähnt, war, dem Volke zu zeigen, daß die Prinzen des Hauses treu zur Charte hielten und ferner treu zu ihr halten wollten, führte der Graf d'Artois ein Nachspiel zu der Hauptkomödie auf; er steigerte die Rührung der Versammelten, indem er nach seinem königlichen Bruder das

Wort nahm und, sich erst gegen die königlichen Prinzen, unter denen sich auch der alte Condé befand, und dann gegen die Versammlung verneigend, ausrief: „Lassen Sie uns auf unsre Ehre schwören, treu zu leben und zu sterben unserm König und der constitutionellen Charte, welche das Glück Frankreichs sichert." — „Wir schwören!" wiederholte der ganze Chorus, von denen es wohl kaum Einer so recht ehrlich damit meinte; aber „Noth lehrt beten."

Trotz Ordonnanzen, Gesetzen und Verordnungen, ja trotz des Schwurs der Prinzen, für die constitutionelle Charte leben und sterben zu wollen, kam Napoleon Paris immer näher. Wie den Grafen d'Artois und den Herzog von Berry die Lust anwandelte, an ihm zum Ritter zu werden, so loderte auch in dem alten Prinzen von Condé noch einmal das Heldenfeuer auf, auch er wollte dem Manne entgegen, der seinen Stamm an der Wurzel umgehauen. Die Herzogin von Abrantes zeichnet den Prinzen gelegentlich der Erzählung dieser Thatsache; wir wollen die betreffende Stelle hier abdrucken:

„Der Prinz von Condé war damals schon sehr alt; seine Laufbahn war nicht unrühmlich und in den Jahren, wo ein trauriges Schweigen den Namen der königlichen Familie mit dem Tode belegte, obgleich in den Jahren 1814 und 1815 die Bio-

graphien der Prinzen uns zahlreiche Heldenthaten verkündeten, wiederholte ein Echo den Namen Condé's. Der Tod des Prinzen von Enghien vollendete, was Krieg und Kummer begonnen hatten: der Prinz von Condé kehrte fast kindisch nach Frankreich zurück. Er erkannte seinen Palast nicht wieder, ausgenommen in einigen hellen Augenblicken. Ich sah ihn an einem Tage der großen Cour in den Tuilerien, er saß auf einer Bank im Marschallssaale und sprach mit sich selbst, indem er sich fragte, wo er sei. Der Anblick that mir wehe! Aber noch lebte Feuer in seinem durch das Unglück gebrochenen Herzen, und als er den Namen Bonaparte's aussprechen hörte, des Mannes, den er hassen mußte, und in der That auch haßte, da erröthete und erblaßte er, bestellte seine Pferde und eilte nach den Tuilerien. Er trat zu dem Könige, als dieser aus der Kapelle kam. „Ich will fort, Sire!" rief der Greis. „Der große Condé gewann eine Schlacht mit zwanzig Jahren und sein Abkömmling kann ihm wohl mit achtzig nachahmen." Ludwig XVIII. lächelte traurig über das Verlangen des Prinzen von Condé. Ach, diese Tapferkeit, die an Nichts zu zweifeln schien, war nur eine ausgeglühte Asche, die noch einzelne Funken sprüht. Der König verstand ihn und hätte ihn gern nach der Vendée geschickt; dort konnte ein Prinz seines Hauses Wunder thun, aber die Sache war unmöglich, wenigstens für ihn.

„Bleiben Sie bei mir, mein Vetter," sagte der König, „und ich will Ihr Adjutant sein; — ist es nöthig," fügte er mit gezwungenem Lächeln hinzu, so commandiren Sie dann unsern Rückzug."

Und es wurde nöthig. In der Nacht des 20. März 1815 mußte der gute Ludwig noch einmal die Königsgemächer der Tuilerien verlassen, in welche einige Stunden später Napoleon auf den Armen des Volks getragen wurde. Der alte Condé commandirte zwar nicht „den Rückzug" seines Vetters — das that vielmehr der Herzog von Berry — er folgte ihm aber nach Lille und nach Gent; später, als das Kriegsglück Napoleon bei Waterloo den Rücken gekehrt, kehrte er von dort auch wieder mit ihm zurück, vegetirte noch einige Jahre und starb endlich am 13. Mai 1818 im zweiundachtzigsten Jahre seines Lebens. Er wurde auf Befehl Ludwig's XVIII. in St. Denis neben Duguesclin und Turenne beigesetzt und seiner Leiche wurden große Ehrenbezeigungen erwiesen: Detaschements aller Regimenter und Deputationen beider Kammern und aller Gerichtshöfe und Behörden begleiteten den Leichenzug.

— — — — — — — — — — — — — —

Von dem Herzog von Bourbon würde wenig mehr zu berichten sein, als daß er geboren wurde, jung anfing zu lieben und ein langes Leben hindurch liebte und ... starb — Ludwig XVIII. machte

in seinen Memoiren die Charakteristik dieses Herrn mit folgenden zwei Zeilen ab: Der Herzog von Bourbon war der Sohn des Prinzen von Condé und der Vater des Herzogs von Enghien"—; aber außerdem, daß er der Vater des Herzogs von Enghien war, dieses in der That manche schöne Frucht versprechenden Baumes, den Napoleon in der Blüthezeit umhieb, gab es noch Etwas, was der sonst ziemlich gewöhnlichen Persönlichkeit des Herzogs von Bourbon einige Wichtigkeit beilegt: die Art seines eigenen Todes nämlich; sie ist so merkwürdig und noch bis diese Stunde in ein so mysteriöses Dunkel gehüllt, daß wir schon aus diesen beiden Ursachen uns ein wenig näher mit ihm beschäftigen müssen.

Ludwig Heinrich Joseph, Herzog von Bourbon-Condé, ward am 13. April 1756 geboren. Er soll in seiner Jugend so ausbündig schön gewesen sein, daß ihm die Diener seines Hauses den Beinamen „der schöne Hippolyt" stifteten. Das war indeß — wie in der Regel Lakaien nicht das Rechte treffen — ein nicht recht passendes Epithet; denn wenn er auch, wie jener griechische Jäger, früh genug die Jagd liebte, so floh er doch nicht gleicherweise wie jener die Liebe, vielmehr nahm diese sehr zeitig und zwar so ausschließlich und unumschränkt von seinem Herzen Besitz, daß alles Andere von ihren Flammen verzehrt wurde.

Bis zu seinem dreizehnten Jahre versprach der Herzog viel; denn 1769 war der Heldengeist seiner Familie bereits so mächtig in ihm, daß man ein Lager zu St. Omer errichten mußte, um ihn die Manöver mitmachen zu lassen. Aber bald überwand Frau Venus den trotzigen Gott Mars in ihm: der Herzog stand erst im funfzehnten Lebensjahre, als er bereits in heißer Liebe zu seiner Cousine entbrannte, der Schwester des spätern „Bürgers" Philipp Egalité, Louise Marie Therese Mathilde von Orleans, die, 1750 geboren, sechs Jahre älter war, als ihr knabenhafter Anbeter. Diese vorzeitige Liebe erstickte jeden andern Trieb in dem Herzog und verhinderte seine Ausbildung: er hatte hinfort für nichts Sinn als für seine schöne Cousine. Um ihn womöglich in ein vernünftiges Geleis zurückzulenken, gaben die beiderseitigen Eltern ihre Zustimmung zu der ein wenig sonderbaren Vermählung, die in der That 1770 geschlossen wurde, aber mit der Bedingung geschlossen wurde, daß der junge Ehemann vor der Beiwohnung seiner Gemahlin erst noch zwei Jahre auf Reisen gehen sollte; diese wurde, wie das damals Sitte war, in ein Kloster gebracht, wo sie die Rückkunft ihres Gemahls erwarten sollte. Aber dem heißblütigen Herrn Gemahl däuchten zwei Jahre, von seinem Idol entfernt, eine Ewigkeit. Er hatte die Bedingung zwar, um zum Ziele zu kommen, angenommen, aber sie gefiel ihm

durchaus nicht; er calculirte, das Verhältniß werde, er möge noch so lange in der Welt umherziehen, immer dasselbe, seine Gemahlin werde immer sechs Jahre älter bleiben, als er; ferner meinte er, da er doch einmal vor Gott und Kirche der Mann seiner Cousine sei, so wolle er es auch in der That sein; und zuletzt kam ihm gar der peinigende Gedanke, daß auch seine Gemahlin, nachdem sie für die Ehe in aller Form Rechtens patentirt sei, sich versucht fühlen könnte Frau de facto zu werden, während er als irrender Ritter die Welt durchstreife — alle diese Erwägungen bestimmten ihn, der Weisheit seiner Verwandten ein Schnippchen zu schlagen. Er ging nach Panthemont, dem Kloster, in welchem seine Frau ihn zwei Jahre lang erwarten sollte, verführte dort die Einen durch schöne Worte, bestach die Andern durch Geschenke und kam so bis zur Herzogin, die er, wohl sehr mit ihrem Willen, entführte.

Nach dieser Ritterthat konnte von der europäischen Tour des Herzogs natürlich keine Rede mehr sein. Zehn Monate später, am 2. Aug. 1772, kam die Frau Herzogin zu Chantilly mit einem Prinzen nieder, der den Namen Ludwig Anton Heinrich von Bourbon, Herzog von Enghien erhielt. Madame Junot beschreibt die Umstände bei der Geburt dieses später so unglücklichen Kindes wie folgt:

„Im Augenblick der Niederkunft befand sich

die Prinzessin so unwohl, daß ihr Leben in Gefahr stand. Erst nach achtundvierzigstündigen Wehen und nach den gräßlichsten Schmerzen gebar sie den, der so jung schon und auf so traurige Weise die Welt wieder verlassen sollte. Er war ohne Bewegung und ganz blau. Da er kaum athmete, hüllte man ihn in Weingeist getränktes Leinen, damit die Circulation des Blutes und die Lebenswärme hergestellt würden. Die Wartefrau, die das Kind auf ihren Knieen hielt, kam dem Feuer zu nahe; ein Funke sprang heraus und der Weingeist stand sogleich in Flammeu. Ohne den Arzt und den Accoucheur wäre der kleine Prinz verbrannt, denn die unglückliche Wärterin hatte den Kopf verloren. Die beiden Aerzte stillten das Feuer auf Kosten ihrer Hände und retteten das Kind. Sie glaubten damals, es einem glänzenden und glücklichen Leben erhalten zu haben."

Der junge Herzog ward heranwachsend der Abgott seines Vaters, der ihn wie ein Kind des Lagers erzog. Und diese Erziehung weckte frühzeitig in diesem den Schlachtengeist seiner Familie und die wahre Soldatenehre: er wollte nur seinem Degen und seinem in der Schlacht vergossenen Blute seine Beförderung in der Armee verdanken. Sein Großvater hatte auch ihn, wie seinen Vater, mit sich genommen, als er vor dem großen Sturme von 1789 Frankreich verließ. Er war Adjutant dessel-

ben in jenem Emigrantenheere, das so manche ruhmvolle Waffenthat verrichtete, aber allerdings damit den Weltlauf der Revolution nicht aufhalten konnte. Der junge Herzog war der Liebling dieser Armee; sie liebte ihn ebensowohl wegen seines offenen, cameradschaftlichen Benehmens, als wegen seines Muthes: mit zweiundzwanzig Jahren war er bereits Befehlshaber der gesammten Cavallerie der Armee seines Großvaters.

Aber die Ereignisse zerrissen die Bande, die den jungen Heerführer an sein Heer knüpften; als die Heere der Coalition vor den Bataillonen der Revolution zurückweichen mußten, als in Folge dessen die Condé'sche Armee erst in englischen, dann (1797) in russischen Sold trat, führte der Prinz eine Abtheilung derselben nach Rußland, wo er mit allen Ehren empfangen wurde. 1799 kam er mit Suwarow nach Deutschland zurück. Es begleitete ihn dorthin und wieder zurück die Prinzessin von Rohan-Rochefort, mit welcher er, wie man sagt, heimlich vermählt war. Als nach dem Frieden von Luneville 1801 die Condé'sche Armee entlassen wurde, durchreiste der Herzog von Enghien mit der Prinzessin von Rohan die Schweiz und ließ sich endlich in dem badischen Städtchen Ettenheim nieder, dessen Schloß er mit Bewilligung des Kurfürsten ankaufte und hier, fern von Politik, der Liebe lebte und fleißig dem edlen Waidwerk oblag, dieser Hauptpassion seiner Familie.

Um diese Zeit entwarfen Pichegru, Moreau und Georges Cadoudal in Frankreich den Plan einer Gegenrevolution; sie neideten Napoleon seinen Ruhm und wollten sich seiner in St. Cloud oder unterwegs und zwar durch zwölfhundert zuverlässige Vendéer, Chouans oder Royalisten, mit der Uniform der Consulargarde bekleidet, bemächtigen. Die drei Häupter dieser Verschwörung bestimmten zum obersten Leiter derselben den Prinzen von Enghien, ohne ihn davon zu benachrichtigen. Wohl aber wurde der erste Consul von der Existenz der Verschwörung benachrichtigt und es wurde ihm außerdem zugetragen, daß in Ettenheim ein wahrer Herd gegen ihn gerichteter Mordpläne wäre. Er glaubte dies nur zu gern; denn es war ihm Alles daran gelegen, ein Mitglied der Bourbonenfamilie auf einem Verbrechen zu ertappen. Seine Spione hinterbrachten ihm zum Ueberfluß noch, daß sich der General Dumouriez, der kürzlich von London gekommen sei, bei dem Herzoge in Ettenheim befände. Das war freilich nicht wahr, sondern der Accent der Ettenheimer hatte den Namen des Obersten von Thumery, des Adjutanten des Prinzen, in den des Generals Dumouriez verballhornisirt; gleichwohl gab diese Nachricht mit den Ausschlag zu der schrecklichen Katastrophe; denn man fürchtete Dumouriez' Ansehen, seine Kühnheit und sein agitatorisches Genie.

Ein anderer Beweggrund war die Aussage Georges, den man endlich in Paris gefangen nahm und der in dem Verhöre, welches der Staatsrath Réal mit ihm anstellte, gestand, daß er nach Paris gekommen sei, um den ersten Consul gewaltsam aufzuheben, daß jedoch noch keine Vorbereitungen zu diesem Handstreich getroffen wären, sondern daß man erst die Ankunft eines Prinzen erwarte, um zu der Ausführung zu schreiten. Dieser Prinz mußte nach der Ansicht Bonaparte's und seiner Räthe natürlich der Herzog von Enghien sein, und des Consuls Vertraute stachelten seinen Zorn auf und riethen ihm — Talleyrand soll in diesem Rathe die Hauptstimme geführt haben — auf Mord mit Mord zu antworten.

Gewiß ist der Consul Bonaparte nicht der am meisten Schuldige; denn umgeben, wie er es in der That war, von Verschwörern und Meuchelmördern — gestand doch der Graf von Artois selbst, daß er sechzig Mörder in Paris unterhalte! — wollte er dennoch nicht den Tod des unglücklichen Prinzen, ja er wollte ihn anfänglich nicht einmal verhaften lassen, sondern ihm nur drohen, zu welchem Zwecke er die Prinzessin von Rohan in Ettenheim von der Gefahr in Kenntniß setzen ließ, in welcher der Herzog schwebe. Dieser entschloß sich hierauf zu seinem Großvater nach London zu gehen; er verlangte von Cobenzl in Wien einen Paß, dessen verzögerte Einsendung dem Herzoge zum Verderben aus-

schlug. Die zumeist an diesem Verderben Schuldigen erkennt man aus dem Dictum, welches Napoleon auf St. Helena ausließ: „Der Mißgriff des Todes des Herzogs von Enghien ist einem übertriebenen Diensteifer meiner Untergebenen, oder Privatabsichten, oder geheimen Intriguen zuzuschreiben. Ich bin unvermuthet so weit getrieben worden; man hat, so zu sagen, meine Gedanken überrumpelt, die Maßregel beschleunigt, die Resultate gelähmt."

Aber wir sprechen schon immer von dem Tode des Herzogs von Enghien und müssen ihn doch erst in die Hände seiner Verderber liefern; denn noch befindet er sich wohlbehalten zu Ettenheim und zwar ist er eben im Begriff, auf die dringende Bitte der Prinzessin von Rohan, die, erschreckt von der Nachricht, daß fremde Gesichter um des Prinzen Wohnung herumgeschlichen, ihn dazu bestimmt hatte, sich einige Tage vom Schlosse zu entfernen, um einer großen Jagd beizuwohnen, die in den Forsten des Kurfürsten von Baden abgehalten werden sollte. Er stand bereits reisefertig als Tyroler Jäger gekleidet; er trug eine Mütze mit doppelter Goldtresse und lange gemslederne Gamaschen, welche über den Knieen zugeschnallt waren.

In diesem Augenblick ertönt Pferdegetrappel und bald darauf wird an die Schloßpforte mit der Aufforderung geklopft sie zu öffnen, widrigenfalls

man sie mit Aexten einschlagen werde. Die so stürmisch Einlaß Begehrenden sind die vom Oberst Charlot geführten Dragoner und Gendarmen des Generals Ordener, welcher vom Consul den Auftrag erhalten hatte, den Herzog in Ettenheim zu verhaften. Die Sache war allerdings nicht in Ordnung; denn Ettenheim gehört nicht zu Frankreich; aber die Gründe Talleyrand's hatten den geheimen Rath, den Napoleon am 10. März 1804 zur Berathung dieser Angelegenheit berufen hatte, übermocht, der Dringlichkeit der Umstände wegen es mit dem Völkerrecht einmal nicht zu genau zu nehmen.

Als Fréron, der vertrauteste Diener des Prinzen, diesen benachrichtigt, daß alle Ausgänge der Höfe und des Gartens von französischen Soldaten besetzt seien, ruft er: „Nun gut, so müssen wir uns vertheidigen!“ ergreift sein für die Jagd bereits geladenes Doppelgewehr, tritt an's Fenster und legt auf den Oberst Charlot an, der das Thor bedrohte. Aber der Oberst Grünstein, sein Freund, hindert ihn zu schießen, indem er ihm die Vergeblichkeit des Widerstandes gegen eine ihnen so überlegene Masse bemerklich macht. „Haben Sie sich compromittirt?“ fragt er den Herzog. „Nein,“ antwortet dieser. „Nun, dann versuchen Sie nicht zu kämpfen, wo kämpfen unmöglich ist. Wir sind in einem Netze von Truppen eingeschlossen. Sehen Sie, wie überall die Bayonette blinken!“

Gleich darauf dringt Charlot mit seinen Leuten in das Zimmer des Herzogs und entwaffnet diesen, den Oberst Grünstein und die Diener des Prinzen. Er hatte schon vorher den Marquis Thumery, den man für den General Dumouriez gehalten hatte, sowie den Lieutenant Schmidt und den Abbé Weinbrunn verhaftet. Charlot packte alle Papiere zusammen, die er in den Gemächern des Prinzen fand und meldete hierauf dem General Ordener, daß Alles gethan und man bereit sei über die Grenze zurückzukehren.

Und mit der Rückkehr durfte man um so weniger zögern, als in Ettenheim bereits die Sturmglocke ertönte und man die Rache der Bewohner fürchten mußte, die sich nur durch eine Lüge Charlot's, der zum Oberjägermeister des Kurfürsten sagte, es sei Alles zwischen dem ersten Consul und seinem Fürsten abgemacht, beschwichtigen ließ — die guten Ettenheimer waren dem jungen Herzog mit vieler Liebe zugethan und waren überdies klug genug um einzusehen, daß die Aufhebung desselben gar nicht in der Ordnung war.

Der Oberst Charlot kam mit seinen Gefangenen um fünf Uhr Abends in Straßburg an; er behielt den Herzog, bis weitere Verhaltungsbefehle von Paris angekommen und die nöthigen Zimmer für denselben in der Citadelle in Stand gesetzt sein würden, einstweilen bei sich; Letzteres war bald ge-

schehen: ein Miethswagen brachte den Prinzen noch denselben Abend in die Citadelle, wo er bis zum 18. blieb.

Während dieser Zeit schrieb der Gefangene nicht nur an die Prinzessin von Rohan-Rochefort einen langen Brief (Freitag 16. März 1804), in welchem er ihr den Hergang seiner Gefangennehmung meldet und sie seiner fortwährenden zärtlichsten Zuneigung versichert; sondern er führte auch ein Tagebuch. In diesem Tagebuch findet man unter Sonnabend den 17. März erwähnt, daß man ihm gestattet habe, dem Protokolle über die Eröffnung seiner Papiere neben seiner Unterzeichnung noch eine Bemerkung beizufügen, welche Bemerkung, wie diejenigen, die dieselbe gelesen hatten, versicherten, die Erkärung enthielt, daß er niemals in eine Verschwörung gegen das Leben Bonaparte's eingeweiht worden wäre; daß er Frankreich vergötterte und das Genie des ersten Consuls bewunderte; daß er nicht glauben könnte, man würde es ihm, einem Prinzen, der im Alter von siebzehn Jahren mit seinem Großvater und Vater Frankreich verlassen und nur seine Pflichten als Sohn und Enkel, als Soldat, als Glied der Familie Bourbon gekannt, als Verbrechen anrechnen, daß er mit den Waffen in der Hand die Rechte seines Geschlechts und seines Blutes behauptet hätte.

Am 17. März brachte ein besonderer Courier

den Generalen Leval und Caulaincourt aus den Tuilerien den Befehl, den Herzog von Enghien unverweilt mit der Post nach Paris abgehen zu lassen und die übrigen Gefangenen auf dem Staate gehörigen Wagen baldigst nachzuschicken. Der Oberst Charlot erschien in Folge dessen Sonntag den 18. März Morgens um ein Uhr in einem Postwagen vor der Citadelle und nöthigte den Prinzen einzusteigen, indem er sagte, er fahre ihn zu General Leval, der Befehle von Paris erhalten habe. Aber er fuhr nicht zu Leval, sondern auf dem Kirchhofe hielt ein mit sechs Pferden bespannter Postwagen, in den man den Herzog steigen heißt, der Lieutenant Petermann und ein Gendarm setzen sich zu ihm, der Wachtmeister Blittendorf auf den Bock, ein anderer Gendarm nimmt draußen Platz und nun ging's schnell und schweigend in die Nacht hinein. Erst am Morgen erfuhr der Prinz, daß man ihn nach Paris bringe, worüber er viele Freude äußerte. „Ach, ohne Zweifel wird der erste Consul mich sehen wollen!“ sagte er zu dem Lieutenant. „Eine viertelstündige Unterredung mit ihm und Alles wird aufgeklärt sein!“ Der Arme! Zwischen dem Consul und ihm standen noch so viele andere Personen! Gleichwohl erfüllte ihn diese Hoffnung mit so viel Glück, daß er einen von den Ringen, welche er trug, vom Finger zog und Petermann bat, ihn als Andenken an diese Reise tragen zu wollen. Sein

Wächter war großmüthig genug, den Unglücklichen durch eine Weigerung nicht zu betrüben.

Tag und Nacht wurde die Reise fortgesetzt und am 20. März Nachmittags um drei Uhr hielt der Wagen an den Thoren von Paris. Man fuhr über die einsamen Boulevards, welche außen um Paris herumgehen, dann fuhr man durch die Sèvresstraße und quer durch die Vorstadt St. Germain, in den Hof des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten. Der arme Gefangene glaubte am Ziele seiner traurigen Reise zu sein, und wollte aus dem geöffneten Wagen in den Hof springen; er erhielt aber noch auf dem Wagentritt den Befehl wieder einzusteigen und fernere Bestimmungen abzuwarten. Nach halbstündigem Warten kamen diese: den Postillonen wurde bedeutet, über die äußern Boulevards nach Vincennes zu fahren, wo man Abends um sieben Uhr ankam, der Prinz fast sterbend vor Hunger und vor Kälte. Der Commandant von Vincennes, Harel, lud ihn ein in sein Zimmer hinaufzukommen und sich am Kaminfeuer zu wärmen. „Von Herzen gern," sagte der Prinz, „es wird mir eine Erquickung sein, das Feuer zu sehen, und ich werde auch mit Vergnügen etwas Speise zu mir nehmen, denn ich habe den ganzen Tag nichts genossen." Bald nachher führte Harel den Prinzen in die für ihn bestimmte Wohnung, den sogenannten Pavillon des Königs. Hier plauderten

Beide zusammen, der Prinz in aller Seelenruhe; er erzählte seinem Wächter aus den Tagen seiner Kindheit, wo er mit seinem Großvater das Schloß Vincennes besucht und die armen Gefangenen bedauert hätte, nicht ahnend, daß er einst selbst seiner Freiheit beraubt hier wohnen werde. Er war indeß gar nicht besorgt um den Ausgang seiner Angelegenheit. „Das Ganze," sagte er, „kann nur die Sache von ein paar Tagen Gefängniß sein und nur so lange dauern, bis man den Irrthum und meine Unschuld erkannt hat." Nachdem er dann noch die Mahlzeit Essen, die ihm Harel aus dem Dorfe hatte holen lassen, verzehrt hatte, ging er zu Bett und schlief bald, Dank seiner Ermüdung und seiner Unschuld, ruhig und fest.

Aber während er schlief, trafen nach einander diejenigen in der Festung ein, denen befohlen war, „als Kriegsgericht sofort in Vincennes zusammen zu treten und nicht eher auseinander zu gehen, als bis sie das Urtheil über den Angeschuldigten wegen der in dem Regierungserlasse enthaltenen Anklagen gefällt hätten." Es waren dies: Hulin, Commandeur der Consulargarde-Grenadiere zu Fuß, Vorsitzender; Guitton, Oberst des ersten Cuirassier-Regiments; Bazancourt vom vierten, Ravier vom achtzehnten, Barrois vom sechsundneunzigsten Regimente; Rabbe von der Municipalgarde, sämmtlich Offiziere der pariser Garnison. Der Major

der Leibgendarmerie d'Autencourt war Untersuchungsrichter und Berichterstatter.

Außer diesen Richtern kam auch Savary nach Vincennes, der spätere Herzog von Rovigo, der vom ersten Consul den Befehl erhalten hatte, sich dem General Hulin zur Verfügung zu stellen und während der kurzen Untersuchung den Oberbefehl über eine Brigade Linientruppen, eine Gendarmerielegion und über die Festung zu führen. Die Linieninfanteriebrigade stellte er auf dem Glacis dem Walde gegenüber auf, die Gendarmen aber ließ er in den Hof der Festung marschiren, stellte sie als Posten an alle Ausgänge und befahl ihnen jede Verbindung mit außen zu verhindern. Auch in das Vorzimmer des Prinzen hatte er drei Mann, den Lieutenant Noirot und die beiden Leibgendarmen Thersis und Lerva als Wache gestellt, welchen er um elf Uhr Nachts den Befehl zugehen ließ, den Gefangenen in das Zimmer des Festungscommandanten zu bringen. Hier stand er dem Untersuchungsrichter und Berichterstatter d'Autencourt gegenüber, der ihn sofort um Namen, Vornamen, Alter und Geburtsort fragte. Der Prinz antwortete: er heiße Louis Antoine Henri von Bourbon, Herzog von Enghien und sei zu Chantilly am 2. August 1772 geboren.

Die übrigen von d'Autencourt an ihn gestellten Fragen beantwortete er in folgender Weise:

Er wisse nicht genau anzugeben, wann er Frank-

reich verlassen habe, er glaube aber, daß dies am 16. Juli 1789 geschehen sei in Begleitung seines Großvaters, seines Vaters und des Grafen von Artois und dessen Kindern.

Er sei mit seinen Verwandten nach Mons und Brüssel und von da nach Turin zu dem Könige von Sardinien gegangen. „Von hier aus," fuhr er fort, „ging ich mit meinen Verwandten nach Worms und dessen Umgebungen an den Ufern des Rheins. Um diese Zeit bildete sich das Condé'sche Corps, und ich machte den ganzen Krieg mit. Vorher hatte ich den Feldzug von 1792 mit dem Corps Bourbon, bei der Armee des Herzogs Albert, mitgemacht. — Den letzten Feldzug beschlossen wir in der Gegend von Gratz, wo das Condé'sche Corps, das im Solde Englands stand, aufgelöst wurde. In Gratz und der Umgegend blieb ich zu meinem Vergnügen sechs oder neun Monate, und wartete auf Nachrichten von meinem Großvater, dem Prinzen von Condé, der sich nach England begeben hatte und mir schreiben mußte, welche Summe diese Macht mir ausgesetzt habe. In der Zwischenzeit bat ich den Cardinal Rohan um die Erlaubniß, mich in seinem Lande, zu Ettenheim im Breisgau, dem frühern Bisthum Straßburg, niederlassen zu dürfen, wo ich dritthalb Jahre blieb. Seit dem Tode des Cardinals suchte ich bei dem Kurfürsten von Baden officiell, da ich nicht ohne dessen Bewilligung blei-

ben wollte, die Erlaubniß nach, in diesem Lande bleiben zu dürfen, welche Erlaubniß mir ertheilt wurde."

In England sei er nie gewesen, aber noch immer zahle ihm diese Macht einen Sold, und dieser Sold sei das Einzige, wovon er gelebt habe.

Er habe die Absicht gehabt, sich in Freiburg im Breisgau niederzulassen, aber die Erlaubniß des Kurfürsten zur Jagd, die er außerordentlich liebe, habe ihn bestimmt, in Ettenheim zu bleiben.

Er stehe natürlich mit seinem Großvater in Correspondenz, und auch mit seinem Vater, den er, so weit er sich erinnere, seit 1794 oder 1795 nicht mehr gesehen habe, wechsele er Briefe.

Er sei seit 1796 Commandant der Avantgarde des Condé'schen Corps gewesen.

Die Frage, ob er den General Pichegru kenne und ob er mit ihm in Verkehr stehe, beantwortete er so: „Ich glaube, daß ich ihn nie gesehen habe; ich stand nie mit ihm in Verkehr. Das weiß ich, daß er mich zu sehen wünschte. Ich wünsche mir Glück, ihn nicht gekannt zu haben, da er sich so schändlicher Mittel bedienen soll, wofern dies wahr ist."

Auch Dumouriez, sagte er, kenne er nicht. Ueberhaupt habe er nur zuweilen an alte Kameraden, Freunde und Waffengefährten nach Frankreich geschrieben; allein diese Correspondenzen seien nicht von der Art, daß man ihm ein Verbrechen daraus machen könne.

Nachdem der Prinz diese Antworten ruhig und bestimmt gegeben, sprach er gegen den Berichterstatter den Wunsch aus, daß ihm eine Unterredung mit dem ersten Consul gestattet werden möge. D'Autencourt rieth ihm, diesen Wunsch unter das Protokoll zu schreiben, und der Prinz that dies mit folgenden Worten:

„Ehe ich gegenwärtiges Protokoll unterzeichne, spreche ich die dringende Bitte aus, daß mir der erste Consul eine Privataudienz bewilligen möge. Mein Name, mein Rang, meine Denkungsweise und das Schreckliche meiner Lage lassen mich hoffen, daß mir derselbe mein Gesuch nicht abschlagen werde.

L. A. H. de Bourbon."

Vielleicht wäre dem Prinzen dieses Gesuch von der Militaircommission bewilligt worden, denn es waren einige der Richter der Meinung, daß dasselbe in einer Stunde von einem reitenden Gendarmen an den Consul nach Malmaison befördert werden könnte; vielleicht — und der Prinz glaubte dies so zuversichtlich! — würde der Blick des Helden Bonaparte, wenn er, der offene, ehrliche Soldat ihm gegenüber gestanden, sofort die Lügenhaftigkeit der ihm zur Last gelegten Verbrechen erkannt und ihn dem fröhlichen Leben und der Hoffnung auf Glück zurückgegeben haben; aber der gar zu dienstbeflissene Savary stellte sich vor das Mitleid der Richter, indem er sagte, dieser Aufschub und die Berufung auf

einen unmittelbaren Verkehr mit Bonaparte schienen ihm nicht nach dem Sinne des ersten Consuls zu sein; auf welches Dictum hin das Gericht das Gesuch des Prinzen verwarf und ihn vorzuführen befahl.

Man hatte, um dem Wortlaute des Gesetzes zu genügen, welches für dieses Gericht wenigstens einen Schein von Oeffentlichkeit verlangte, in den Saal und an die Thüren desselben einige Officiere und Schloßbewohner treten lassen.

Als der Prinz seinen durch Savary eingeschüchterten Richtern gegenüber stand, richtete der Präsident Hulin dieselben Fragen an ihn, die er schon dem Berichterstatter beantwortet hatte. Es hatte den Anschein, als sähen die Richter die Offenherzigkeit des Prinzen nicht gern, denn sie bemühten sich, ihn zu Geständnissen oder Entstellungen der Wahrheit zu veranlassen, um so eher Grund zu haben ihn freizusprechen. Der Prinz war gerührt hier Mitgefühl zu finden, aber er bediente sich der dargebotenen Mittel nicht. „Ich verhehle mir die Gefahr nicht," sagte er, „aber ich will sie durch keine unwürdige Ausflucht beseitigen. Ich wünsche nur eine Unterredung mit dem ersten Consul." Wir wissen, daß Savary der Gewährung dieser Bitte im Wege stand.

Nachdem der Angeklagte und auch Savary und die übrigen Zuhörer dieses öffentlich-heimlichen Ge-

richts abgetreten waren, beriethen sich die Richter oder thaten wenigstens so, als ob sie die Sache überlegten; nach kurzer Weile fällten sie folgendes Urtheil: „Der Präsident hat die Stimmen gesammelt und bei den Officieren von dem niedrigsten Rang den Anfang gemacht; der Präsident hat seine Stimme zuletzt abgegeben und der Beklagte ist mit Stimmeneinhelligkeit für schuldig befunden, also zum Tode verurtheilt worden. Gegenwärtiges Urtheil soll unter der Aufsicht des referirenden Capitains sogleich vollzogen werden, nachdem dasselbe in Gegenwart der verschiedenen Abtheilungen der Garnison dem Verurtheilten vorgelesen worden ist."

Hulin ließ Savary sowohl als den berichterstattenden Capitain von dem gefällten Todesurtheil in Kenntniß setzen, damit sie die Vorbereitungen zur Execution treffen könnten. Aber Savary hatte darauf gar nicht erst gewartet, sondern er hatte bereits den Richtplatz bezeichnet: der Festungsgraben sollte erst den Mord decken und dann auch das Opfer. Wenn der Herzog von Enghien nur im Entferntesten daran gedacht hätte, daß seine Richter ihn zum Tode verurtheilen würden, so hätte er aus seinem Fenster die dumpfen und regelmäßigen Schläge der Haue hören können, welche sein Grab aufwarf.

Man hatte ihn nach dem Verhör wieder in das Zimmer zurückgeführt, in welchem er geschlafen hatte. Hier unterhielt er sich mit den Gendarmen

und erkundigte sich nach den Schicksalen des Lieutenants Noirot, der ihn bewachte und früher in einem Cavallerieregimente gedient hatte, welches ein von dem Prinzen von Condé befreundeter Oberst commandirte. Der Gefangene war heiter und ruhig; er glaubte ganz bestimmt, daß, wenn seine Richter selbst das Schlimmste über ihn verhängen würden, dies dem ersten Consul nur eine Gelegenheit bieten werde, um Großmuth zu üben. Hatte er ja doch die Emigranten amnestirt, die mit den Waffen in der Hand ergriffen worden waren! Wie sollte er nicht um seiner eignen Ehre willen Gerechtigkeit oder Gnade gegen ihn üben, einen erlauchten, von Europa geliebten und schuldlosen Prinzen?

In diesen Gedanken störte den Prinzen ein Geräusch von Schritten, welche sich langsam dem Zimmer näherten. Harel, der Commandant von Vincennes, kam in Begleitung Aufort's, des Gendarmeriebrigadiers aus dem Dorfe. Sie grüßten Beide den Herzog voller Ehrfurcht und Harel forderte ihn im Namen der Commission auf, ihm zu folgen. Er ging mit einer Laterne voran, führte den Prinzen über Gänge und Höfe und gelangte mit ihm endlich an den sogenannten Teufelsthurm, in welchem die Treppe und die Thür sich befanden, die zu den Gräben führten.

Der General Hulin, nachdem er das Protocoll über die stattgehabte Verurtheilung vollendet hatte,

war im Begriff an den ersten Consul zu schreiben, um ihm den Wunsch des unglücklichen Prinzen, demselben eine Privataudienz zu gewähren, anzuzeigen. Er wurde aber an diesem Vorhaben durch den hinter seinem Stuhle stehenden Savary gehindert, der, ihm über die Schulter auf das Papier sehend, ihn frug: „Was machen Sie da?“ — „Ich schreibe an den ersten Consul,“ erwiederte Hulin, „um ihm den Wunsch des Verurtheilten und den Wunsch des Gerichts vorzutragen ...“ — „Ihr Geschäft ist beendet; was jetzt kommt, ist meine Sache,“ sagte Savary und nahm dem Präsidenten die Feder aus der Hand.

Während dies im Berathungszimmer vorging, stiegen Harel und Aufort vor dem Herzoge die Treppe des Teufelsthurms hinab, und jetzt zum ersten Mal beschlich den Prinzen die Ahnung, daß man etwas Schreckliches mit ihm vorhabe. „Wohin führen sie mich?“ rief er mit erstickter Stimme den vor ihm herschreitenden Männern zu. „Wenn Sie mich lebendig in einen solchen Kerker begraben wollen, so will ich lieber auf der Stelle sterben!“ — „Mein Herr,“ antwortete ihm Harel, „folgen Sie mir und nehmen Sie all' Ihren Muth zusammen.“

Der Prinz und seine Begleiter waren jetzt in dem Festungsgraben. Als sie weiter gehend um die Ecke des Pavillons der Königin bogen, stand der

Verurtheilte plötzlich den Truppenabtheilungen gegenüber, die ihn sterben sehen sollten. Der Adjutant Pelé näherte sich dem Prinzen und las ihm das Urtheil des Kriegsgerichts mit dumpfer, aber vernehmlicher Stimme vor, welches dieser ruhig und gefaßt mit anhörte. Nur zwei Wünsche hatte er noch: er frug, ob man ihm den Trost priesterlichen Beistands gewähren könne? — man schlug es ihm ab und doch hätte man in wenigen Minuten den Priester von Vincennes rufen können! Dann wandte er sich an die Gruppe von Officieren und Gendarmen mit der Frage, ob Einer unter ihnen sei, der ihm einen letzten Dienst erweisen wolle? Dieser Trost ward ihm: der Lieutenant Noirot erbot sich dazu. Er näherte sich dem Prinzen, welcher ihm leise einige Worte in's Ohr flüsterte, worauf er die Gendarmen frug, ob Einer vielleicht eine Scheere bei sich habe? Es fand sich eine solche, der Prinz schnitt sich mit derselben eine Haarlocke ab, nahm darauf einen Brief aus dem Busen, zog einen Ring vom Finger, schlug um Alles ein Blatt Papier und übergab dieses kleine Päckchen dem Lieutenant Noirot mit der Bitte, dasselbe der Prinzessin Charlotte von Rohan-Rochefort in Ettenheim zusenden zu wollen.

Hierauf sammelte er sich einige Augenblicke und empfahl leise betend Gott seine Seele. Dann trat er dem Peleton gegenüber, der Adjutant commandirte:

Feuer! und wie vom Blitze getroffen sank er zu Boden, ohne Laut und ohne Regung, er war todt.

Nach Vollziehung des Urtheils motivirte die Commission dasselbe durch folgende Punkte:

1) Der Angeklagte habe die Waffen gegen die französische Republik geführt;

2) er habe seine Dienste der englischen Regierung, der Feindin des französischen Volks, angetragen;

3) habe er Agenten dieser Regierung empfangen und beglaubigt und ihnen Mittel verschafft, in Frankreich Einverständnisse zu unterhalten; auch mit ihnen gegen die innere und äußere Sicherheit des Staats conspirirt;

4) habe er sich an die Spitze eines Haufens französischer und anderer Emigrirter, die im Solde Englands stehen, gestellt, der sich an der französischen Grenze, im Freiburgschen und Badischen versammelt;

5) habe er in der Feste Straßburg Einverständnisse angeknüpft in der Absicht, die benachbarten Departements aufzuwiegeln, um im Interesse Englands eine Diversion zu bewerkstelligen;

6) endlich sei er einer von den Begünstigern und Mitschuldigen an der von England gegen das Leben des ersten Consuls angezettelten Verschwörung, durch die man, falls sie glücken würde, einen Einfall in Frankreich bezweckte.

Auf Grund dieser Klagepunkte brachte die Commission gegen den bereits erschossenen Prinzen folgende drei Gesetzesbestimmungen in Anwendung:

1. Jedes Individuum, ohne Rücksicht auf Stand, Eigenschaft oder Profession, soll, wenn es als ein feindlicher Spion überwiesen ist, mit dem Tode bestraft werden. (Vom 21. Brumaire V.)

2. Jedes Complott oder Attentat gegen die Republik soll mit dem Tode bestraft werden. (Vom 6. October 1791.)

3. Jede Verschwörung und jedes Complott, welche den Staat durch einen Bürgerkrieg zu beunruhigen die Absicht haben, indem man Bürger gegen Bürger bewaffnet, oder die gegen den Dienst der legitimen Gewalt gerichtet sind, sollen mit dem Tode bestraft werden. — —

Der General Hulin hat selbst öffentlich eingestanden, daß das Verfahren der Militaircommission ungesetzlich gewesen. Er sagt, gleichsam zur Beschönigung: „Man versetze sich in die Zeit, in welcher wir lebten; wir, die ernannten Richter, mußten richten, wenn wir nicht Gefahr laufen wollten, selbst gerichtet zu werden." Also die Furcht der Richter schlug ihre bessere Ueberzeugung nieder. Die Angst, nach oben zu mißfallen, übertäubte die innere Stimme, die für den Angeklagten zeugte. Es ist wohl kaum einem Zweifel unterworfen, daß der allzu große Diensteifer Savary's

die Vollstreckung des Todesurtheils beschleunigte; er aber konnte sich auf seine Pflicht berufen, die lediglich darin bestand, das von den furchtsamen Richtern gesprochene Urtheil sofort vollziehen zu lassen. Er zwang diese nicht, das Todesurtheil zu sprechen; das that vielmehr, wie gesagt, die Furcht derselben, die möglicherweise unbegründete Furcht, denn es ist erst noch die Frage, ob der erste Consul es übel genommen hätte, wenn die Richter den Prinzen, statt ihn zum Tode zu verdammen, milder behandelt hätten.

Gelegentlich eines Besuches, den Savary, der nunmehrige Herzog von Rovigo, der Herzogin von Abrantes abstattete, ließ er sich über diese unglückliche Angelegenheit folgendermaßen gegen sie aus:

„Ich war an demselben Tage aus Boulogne oder Amiens (ich erinnere mich nicht mehr genau, welcher von beiden Orten es war) zurückgekehrt, als ich um acht Uhr Abends zu dem ersten Consul beschieden wurde. Dieser befahl mir, ein Piquet meines Regiments Elitengendarmerie zu nehmen, damit nach Vincennes zu gehen und mich dort zum Befehle des Generals Hulin zu stellen.“ —

„Der Kriegsrath wußte nicht, wie er den Herzog verurtheilen sollte, er fragte ihn deshalb: Sie behaupten von der Verschwörung gegen das Leben des ersten Consuls nichts gewußt zu haben; wenn diese Verschwörung aber gelungen wäre, würden

Sie dann nach Frankreich zurückgekehrt sein? — Der Herzog von Enghien schien ernsthaft nachzudenken, ehe er antwortete; dann aber sagte er mit fester Stimme: Meine Herren, ich habe mein Ehrenwort darauf gegeben, die Wahrheit zu sagen, und hielt es, indem ich erklärte, daß ich von der Verschwörung nichts wüßte; mit derselben Offenheit gestehe ich aber auch, daß ich augenblicklich nach Frankreich zurückgekehrt sein würde, wäre die Verschwörung erfolgreich gewesen. — Darauf wurde der Herzog von Enghien verurtheilt! Man hat sagen und drucken lassen können, was man wollte, aber das ist die Wahrheit. Ich war bei dem versammelten Kriegsrathe eine Null, und hatte nichts gegen meine Vorgesetzten zu sagen; Alle waren dies. Wäre ich Mitglied des Kriegsraths gewesen, so würde ich gegen eine solche Unwürdigkeit geeifert haben. Das war der Mord, das waren die Mörder! Der Kaiser konnte durch einen Staatsgrund, durch eine falsche Politik getäuscht werden; aber die Männer, die dort mit kaltem Blute um einen Tisch versammelt waren, auf dem die Feder lag, die über den Tod eines Menschen entscheiden sollte, sind hundertmal strafbarer als der Kaiser."

Savary giebt übrigens dem Herzog von Enghien das Zeugniß, daß er sich wahrhaft als Mann und als Held betragen habe und fährt dann fort:

„Er (der Herzog) übergab mir in der That

eine Haarkette, eine Uhr und einen Ring, um sie in seinem Namen der Prinzessin von Rohan einzuhändigen. Meiner Treu, ich lehnte es ab, und vielleicht etwas rauh, wie ich gestehe; allein Sie wissen wohl, daß es Augenblicke giebt, wo man, die Rührung zu verbergen, hart und selbst roh sein kann. So ging es auch mir; ich konnte meine Thränen nur unter harten Worten verbergen. Vielleicht hatte ich Unrecht. Der Prinz übergab darauf das Vermächtniß einem Gendarmen — Lamartine sagt: dem Lieutenant Noirot — der zu Anfang 1787 oder 1788 vor und mit dem Prinzen Musik gemacht. Ich war darüber nicht bös, denn es war mir peinlich, einem Menschen seine letzte Bitte zu versagen."

So weit Savary zu seiner eignen Rechtfertigung, der übrigens die Hauptschuld auf Talleyrand wälzt als den, der unabläſsig zu diesem Morde gerathen habe. —

Als Ludwig XVIII. den Tod des Herzogs erfuhr, schrieb er an dessen Großvater und Vater folgenden Brief:

„Unterwerfen wir uns, geliebte Vettern, den Rathschlüssen der Vorsehung, selbst denen, die uns grausam scheinen; das königliche Haus von Frankreich ist Gottes Zorne hingegeben und der Allmächtige hat, nachdem er zwei unserer Könige mit der Hand des Todes berührt, Ihren Zweig in dessen einzigem Sprößlinge tödtlich verletzt. Mein Herz

ist gebrochen; meine Seelenkräfte sind gelähmt, und ich kann von Gott den Herzog von Enghien nur zurückverlangen; allein er ist taub für meine Stimme. Armer Großvater, armer Vater! wie soll ich Sie trösten, ich, der ich selbst nur mit Mühe gegen meine Verzweiflung kämpfe! — — O mein Vetter, welche Zukunft ist uns aufbehalten!"

Man hatte den Prinzen mit Allem, was er bei sich hatte, in die Grube neben der Mauer gelegt; man begrub mit ihm sein Gold, seine Uhr, seine Ringe, seine Juwelen und die Kette, welche er um den Hals trug. Dies Alles fand man später wieder, als man seinen Leichnam ausgrub, wodurch der schimpfliche Verdacht niedergeschlagen wurde, als habe man ihn beraubt, ehe man ihn verscharrte. Ludwig XVIII. und die Kammern ließen dem Unglücklichen in der Kirche zu Vincennes ein Denkmal setzen.

— — — — — — — — — — — — —

Nachdem wir den Sohn auf seinem leider nur kurzen Lebenswege begleitet haben und Zeugen gewesen sind, wie derselbe so früh in einem Grabe endigte, in einem Grabe, das die Hand des Nachrichters grub, müssen wir zurückkehren zu dem Vater, den wir noch ziemlich jung verließen, als er sich über die Geburt dieses Sohnes freute und sich in goldnen Hoffnungen für die Zukunft desselben wiegte.

Der Prinz von Enghien war, wie die erste, so die einzige Frucht der heißen Liebe seines jugendlichen Vaters und seiner sechs Jahre ältern Gemahlin. Diese heiße Liebe erkaltete übrigens bald; es waren noch nicht zehn Jahre ins Land gegangen, als der Herr Gemahl schon Augen für die Reize anderer Frauen als die seiner Gemahlin hatte. Der Gegenstand seiner Wünsche war die Frau von Canilhac, die Hofdame der Herzogin. Aber dieser Letztern gefiel die Sache durchaus nicht; ob sie ihren begehrlichen Eheherrn noch liebte oder ob sie ihm die Abwechselung nicht gönnte: die Frau von Canilhac mußte das Haus verlassen.

Bald darauf wurde dieselbe Frau von Canilhac noch einmal die Veranlassung eines sehr ärgerlichen Auftritts. Es war Maskenball im Opernhause, zu welchem auch die eifersüchtige Frau Herzogin von Bourbon gegangen war. Die Frau von Canilhac, die inzwischen in dem Grafen von Artois, der, wie man weiß, in puncto puncti gar nicht difficil war, einen Ersatzmann für den Herzog von Bourbon gefunden hatte, war mit ihrem neuen Anbeter ebenfalls im Opernhause. Diesen Letzteren erkannte die Herzogin und glaubte auch in seiner Begleiterin Frau von Canilhac zu erkennen. Sie näherte sich den Beiden und ließ ihrem Aerger so sehr den Zügel schießen, daß ihre nicht nur spitzen, sondern auch sehr verständlichen Aeußerungen

der Flamme des Herrn Grafen von Artois Thränen erpreßten. Als guter Ritter suchte dieser die keifende Dame, die er übrigens nicht erkannte, zu beschwichtigen; erst gütlich, dann gebot er ihr Stillschweigen. Damit goß er aber Oel in's Feuer, denn die herrische Dame war gar nicht daran gewöhnt, sich befehlen zu lassen: sie belferte also noch heftiger, als zuvor, und das Ende vom Liede war, daß auch dem Seladon der beleidigten Frau von Canilhac die Galle überlief und er der ungnädigen Dame die Maske auf dem Gesichte zerdrückte.

Nun keifte die Frau Herzogin nicht mehr; sie verließ vor Wuth zitternd das Opernhaus und suchte zu Hause ihren Schwiegervater und ihren Mann auf, von denen sie Gerechtigkeit und Rache forderte. Die beiden Prinzen meinten, eine so schwere Beleidigung könnte nur durch Blut abgewaschen werden. Aber der friedfertige Ludwig XVI. war dieser Meinung nicht, ihm waren vielmehr die Duelle ein Gräuel und er hätte die Sache gern beigelegt; der Prinz von Condé aber machte ihm bemerklich, daß entweder sein Degen oder der seines Sohnes die Genugthuung sich verschaffen würde, die Se. Majestät ihnen verweigerte.

Das war eine kitzlige Geschichte für den Herrn Grafen von Artois, der gar nicht gern einen Tropfen seines königlichen Blutes verlieren wollte. Um

nicht in diese unangenehme Verlegenheit zu kommen, willigte er ein, die Herzogin von Bourbon um Verzeihung zu bitten, und that dies wirklich in Gegenwart des ganzen Hofes, d. h. in Gegenwart der königlichen Familie und der dienstthuenden Personen.

Aber merkwürdiger Weise hatte die seiner Frau angethane Schmach dem Herzog von Bourbon diese wieder theuer gemacht; als er daher dem Grafen von Artois die Hand zur Versöhnung reichte, drückte er sie ihm so bedeutsam, daß jener erkennen mußte, die Sache sei mit dieser Handreichung nicht abgethan.

Und wirklich trafen sich einige Tage später die beiden Herren im bois de Boulogne. Se. königliche Hoheit der Herr Graf von Artois hatten es aber für passend gefunden, sich von seinem Vetter Bourbon ein feierliches schriftliches Versprechen vorher geben zu lassen, daß er ihn nicht gefährlich verletzen wolle. Es kam indeß überhaupt zu keiner Verletzung; denn als die beiden Ritter kaum ihre Degen gekreuzt hatten, überreichte ihnen der Chevalier von Chrussol in aller Ehrerbietung einen Befehl Sr. Maj. des Königs, ihre Schwerter in die Scheide zu stecken. Ob der für sein kostbares Blut so besorgte Bruder des Königs auch diesen Befehl erwirkt hatte? Das wenigstens ist sicher, daß er seinem Bruder Ludwig nie so willig gehorchte, als

bei dieser Gelegenheit. Die Farçe war damit beendigt; denn auch der beleidigte Ehemann ernüchterte sich dem königlichen Befehle gegenüber. Der gutmüthige Ludwig ließ es sich überdies angelegen sein zu verhindern, daß nicht etwa doch noch einmal die Kampfeswuth des Herzogs von Bourbon aufbrause und ein Unglück anrichte; er brachte diesem seinen Gegner aus den Augen, indem er ihn nach Chantilly verwies.

Die Dame, die so „viel Lärmen um Nichts" verursachte, die Frau Herzogin von Bourbon soll nach dem Grafen von Périgord eine Person gewesen sein, die schon damals „ungeachtet ihres Verstandes kein richtiges Urtheil hatte." In späteren Jahren wurde dies noch auffälliger. 1793, als die Männer der Revolution auch sie, wie ihren Bruder Philipp Egalité, in Marseille in's Gefängniß warfen und sie ihren Kopf nicht sicher auf den Schultern fühlte, glaubte sie sehr gescheidt zu handeln, als sie alle ihre Güter der Nation schenkte. Der Convent war großmüthig, er nahm die Güter, ließ ihr den Kopf, und erlaubte ihr sogar ins Ausland zu gehen, nach Spanien. Auch die Herzogin von Abrantes bestätigt aus eigner Erfahrung, daß „der Geist jener Dame ausgezeichnet gewesen wäre, wenn sie ein richtigeres Urtheil gehabt hätte; aber der Mangel des Verstandes ist ein gefährliches Gift, das Alles tödtet, was sich ihm nähert."

Daß eine so geartete Dame nicht befähigt war, auf die Dauer Zuneigung einzuflößen, ist sehr begreiflich und begreiflich ist es darum auch, daß die anfänglich so heiße Liebe der beiden Eheleute durch die Schuld der „falsch urtheilenden" Gattin nach und nach in die kälteste Entfremdung umschlug.

Aber wenn der Herzog seiner Gemahlin entfremdet war, so war er dies nicht der Liebe überhaupt. Er trieb sich vielmehr recht con amore in den Ausschweifungen der Jugend umher, bis die Revolution diesem lustigen Leben gewaltsam ein Ende machte. Gleich beim Beginn derselben eilte er über den Rhein und stellte sich mit seinem Sohne unter die Fahnen seines Vaters, des alten Herzogs von Condé. Er war brav im Gefecht und soll sich vorzüglich in dem bei Bentheim, an welchem die drei Generationen des Hauses Condé, der Prinz von Condé, der Herzog von Bourbon und der Herzog von Enghien, Theil nahmen, ausgezeichnet haben.

Nach Auflösung des Condé'schen Corps ging er mit seinem Vater nach England, jagte dort, wie er in Frankreich gejagt hatte und machte auch hier das Dictum wahr: „er lebte um zu lieben." Was auch konnte er weiter thun? Seine frühzeitige Liebe hatte die Entwicklung seines Geistes gewaltsam unterbrochen; er hatte keinen Sinn für geistige Genüsse, Wissenschaften und Künste existirten

für ihn nicht; so blieb ihm nichts übrig als — zu jagen und zu lieben.

Nicht einmal die Ermordung seines edeln Sohnes Enghien war vermögend, ihn zu einem Lebenszeichen besserer Art aufzurütteln; er vegetirte die ganze lange Zeit der Verbannung hindurch unbemerkt fort und kein Mitglied der ganzen königlichen Familie war so vollständig aus dem Gedächtniß der Menschen verwischt als er bei seiner Rückkehr nach Frankreich im Jahre 1814.

Er zog sich mit einigen Frauen und Freunden nach Chantilly zurück und ließ es seine erste Sorge sein, sein zerrüttetes Vermögen etwas in Ordnung zu bringen; und dies gelang ihm so gut, daß er bald reicher war als vor der Revolution. Freilich soll er, wie die Herzogin von Abrantes sagt, „seine Schulden in einer Münze bezahlt haben, die nicht immer im Hause Condé Cours gehabt.“ Dies veranlaßte, daß er sehr oft mit dem Gerichts- und Cassationshofe in Berührung kam und daß in Folge dessen von ihm gesprochen wurde. Seine sonstige Lebensweise würde dies nicht bewirkt haben, denn mehr als je lebte er in Frankreich in Dunkelheit. Er erschien höchstens zwei- oder dreimal jährlich bei Hofe und widmete seine ganze Zeit unausgesetzt der Jagd. So deckt ein dichter Schleier sein Privatleben und es dürfte nicht einmal gut sein, denselben zu lüften. Nie kümmerte er sich um Künste

und Wissenschaften, nie unterstützte er sie. Der Umgang mit Frauenzimmern, besonders die Gesellschaft derer in seinem Hause, der Besuch seiner Ställe u. drgl. beschäftigten ihn den ganzen Tag. — Daß eine solche Lebensweise den bereits alten Mann nicht kräftigen konnte, begreift sich; sie mußte ihm im Gegentheil den kleinen Rest von Muth noch vollends nehmen, den er mit nach Frankreich gebracht hatte. Als darum Napoleon von Elba zurückkehrte und Ludwig XVIII. auch den Herzog von Bourbon verwenden wollte, nicht um gegen „jenen Menschen mit der unbestreitbaren Macht des Talents, dem die Soldaten so sehr anhingen" zu kämpfen, — das wäre geradezu lächerlich gewesen — sondern nur um ihn nach der Vendée zu senden und diese, im Fall es nöthig werden sollte, in Aufstand zu versetzen, da soll der Auftritt zwischen den beiden Vettern fast komisch gewesen sein: der gute Herzog wollte durchaus nicht die Möglichkeit einräumen, daß der Thron Seiner Majestät in Gefahr sei. Ludwig XVIII. sah freilich ein, daß ein so demoralisirter Mensch unter so ernsten Umständen eine Null sei; „er machte," sagt er selbst, „mir so viele Einwendungen, erschrak so sehr über die Schwierigkeiten, die er sich vorstellte und deren Beseitigung er mir überließ, daß ich große Lust hatte ihm zu sagen, er möchte nur ruhig sitzen bleiben. Ich that es indessen nicht, denn ich kannte den Er-

folg, den die Gegenwart eines Mitgliedes meiner Familie auf jenem classischen Boden der Treue und des Muthes haben würde. Ich hatte die Ueberzeugung, daß die Vendée sich in Masse erheben würde, sobald ein Bourbon sich in ihr zeigte; — dies war wieder eine meine herben Täuschungen."

Der gute Herzog mußte also sehr wider seinen Willen den Helden spielen, eine Rolle, die ihm nicht nur schlecht zu Gesicht stand, sondern die er auch in der That schlecht genug ausführte. Er wurde zum General-Gouverneur der westlichen Provinzen ernannt und brach sehr verdrießlich zu seiner Sendung auf. In seiner Umgebung hatte er mehrere Officiere von der Armee seines Vaters, muthige Männer, deren Antecedenzien aber für die ihnen untergebenen Soldaten nicht die empfehlenswerthesten waren, insofern sie bis dahin nur gegen Franzosen gefochten hatten.

Im Westen angekommen, ließ der Herzog die Linientruppen die Revue passiren, vorzüglich die leichte Infanterie, deren Chef er war. Aber wie er nicht der Mann war, um dem Kriege in diesen Provinzen den romantischen und abenteuerlichen Charakter zu verleihen, der allein die Lust an Bürgerkriegen entzündet, so war er auch nicht der Mann, seine eigenen Soldaten bei ihrer Fahne zu erhalten. Je näher Napoleon Paris kam und je öfter Fama mit dieser Kunde durch die Regimenter des Herzogs

lief, je mehr nahmen die Desertionen in denselben zu; sie wurden so arg, daß der Prinz bald nicht nur keine Armee, sondern auch kein Regiment mehr hatte.

Er war zuerst in Angers, wo so oft das patriotische Feuer mit Macht geflammt hatte; doch Alles war hier todt und erstorben, überall herrschte Schweigen und Oede, nirgends Begeisterung für die Sache Ludwig's XVIII.

Darauf hielt man einen Kriegsrath in Boispréau und erließ eine Proclamation an die Völker, um sie bei ihrer Pflicht und Treue zu erhalten; aber kaum war die Proclamation angeschlagen, als keine Soldaten mehr zu sehen waren. Auch die Nationalgarde war nicht in dem Grade verlässig, daß man auf ihre Treue hätte rechnen können. Das flache Land verhielt sich still, die Sturmglocke, die früher so oft gezogen wurde, ertönte nicht. Napoleon's Truppen rückten auf allen Straßen nach der Vendée vor und kaum fand der Herzog dort noch Sicherheit, wo er Rache zu finden hoffte.

Der Oberst Noireau von der Gendarmerie machte um diese Zeit dem Prinzen die ersten Vorschläge zu einem ehrenvollen Rückzuge. Der Herzog sandte seinen Adjutanten, den Chevalier d'Auteuil, an jenen ab, um mit ihm zu unterhandeln; er beglaubigte ihn bei Noireau durch folgendes Billet:

„Ich bevollmächtige den Herrn Chevalier d'Auteuil, meinen Adjutanten, den Herrn Obristen Noireau meine Ansichten über den Brief, den er mir geschrieben hat, mitzutheilen.

Am 26. März 1815.

(Unterz.) L. H. J. von Bourbon."

Der Oberst Noireau war zwar artig, bewilligte indessen nur halb des Prinzen Forderungen. Herr von Auteuil verlangte vierzig Pässe für den Prinzen und sein Gefolge und wünschte sie alle in blanco zu erhalten; der Herzog wollte nach Bordeaux gehen. Dagegen bestimmte der Oberst, der Herzog werde nach Nantes und von da entweder nach England oder nach Spanien dirigirt werden; was die Pässe in blanco beträfe, so sollten sie von dem Rittmeister der Gendarmerie, Herrn Candel, unterzeichnet werden, der sich zu Sr. kön. Hoheit nach Boispréau begeben würde; was auch geschah.

In Folge dieser Capitulation ging der Herzog von Bourbon nach Spanien. —

Man machte ihm später Vorwürfe, daß er seine Rolle in der Vendée nicht besser gespielt habe. Aber war er denn daran schuld? Gewiß nicht! Wenn man von Jemand etwas für ihn Unmögliches verlangt, so muß man im Voraus darauf gefaßt sein, daß er gar nichts ausrichtet. Um die Vendée zu insurgiren, bedurfte es eines ganz andern, eines wahrhaft thatkräftigen Charakters, den der gute Herzog

leider nicht hatte. Wie hätte er dem überwältigenden Einflusse gebieten können, den Napoleon's Triumphzug auf die Soldaten ausübte? Er, den diese Soldaten gar nicht kannten, für den sie keine Sympathien hatten, während ihr ganzes Herz dem Kaiser gehörte! — —

Nach der zweiten Restauration hörte man von dem Herzoge von Bourbon als öffentlicher Person Nichts mehr. Er lebte in seinen schönen Landschlössern St. Leu und Chantilly und ließ gastfrei Freunde und Freundes-Freunde die Jagd in seinen reichen, ihn rings umher umgebenden Wäldern genießen.

Er selbst jagte nur noch selten, dazu war er zu gebrechlich und hinfällig; wohl aber trieb er noch immer trotz seiner Hinfälligkeit die andere Hälfte seiner Lebensaufgabe: er liebte noch, wenn es anders erlaubt ist, diesen Ausdruck bei einem Manne seines Alters zu gebrauchen. Die Dame seines Herzens war eine Person, deren Antecedentien nicht die rühmlichsten waren. Man sagte, Frau von Feuchères — deren Familienname ungewiß (Madame Junot giebt dafür Daves) und deren Ursprung dunkel war — habe früher auf den Brettern des Coventgarden-Theaters agirt, habe sich dann einem reichen, verschwenderischen Ausländer angeschlossen, mit dem sie in Turnham-Green in ungesetzlicher Verbindung gelebt, und sei

endlich, nachdem sie über das Herz des alten Herzogs von Bourbon allmächtig geworden, mit dem Baron von Feuchères eine eheliche Verbindung eingegangen, dessen betrogene Ehrlichkeit eine Zeitlang den Skandal einer ehebrecherischen Liebe verdeckte. Es ist begreiflich, daß keine der hochgestellten und dabei ehrliebenden und sittlichen Damen ihren Mißmuth überwinden konnte, wenn Verhältnisse sie zwangen, der Frau Baronin nahe zu kommen. Ludwig XVIII. hatte ihr unter keiner Bedingung den Zutritt bei Hofe gestattet und auch Karl X. würdigte sie dieser Auszeichnung nur ein einziges Mal.

Diese frühere Theaterprinzessin und spätere Courtisane war gleichwohl mit Geist, Anmuth und Schönheit ziemlich reich ausgestattet und vernutzte diese guten Gaben der Natur bei dem alten schwachen Herzoge so trefflich, daß er ihr nicht nur die Domainen Saint-Leu und Boissy in den Jahren 1824 und 1825 testamentarisch verschreiben ließ, sondern sie auch nach und nach mit Summen bedachte, die rund sich auf nicht weniger als eine Million beliefen. Das war doch gewiß viel, für die begehrliche Dame war es aber nicht genug. Sie verlangte und erhielt auch noch das Einkommen, das der Wald von Enghien abwarf, ohne selbst dadurch endlich befriedigt zu sein; ihre Wünsche waren unerschöpflich.

Der Name Enghien erinnert uns an den un-

glücklichen jungen Mann, der in den Festungsgräben von Vincennes ermordet wurde; er erinnert uns aber auch an denjenigen, den die allgemeine Stimme als den Urheber dieses Mordes bezeichnet, Talleyrand; und indem wir bedenken, daß nothwendig zwischen diesem Manne und dem Vater des Gemordeten eine Feindschaft auf Tod und Leben bestehen mußte, erstaunen wir über die Gewalt, welche die Gunstdame des Letzteren über ihn ausüben mußte, daß sie es trotzalledem dahin zu bringen wußte, den Herzog von Bourbon mit dem indirecten Mörder seines Sohnes, seines einzigen Sohnes, mit dessen gewaltsamem Tode die Hoffnung auf die Erhaltung des Jahrhunderte mit Ruhm genannten Namens der Condé zu Boden sank, an Einer Tafel speisen zu lassen. Freilich war ihr eigenes Interesse dabei stark im Spiele; immerhin bleibt es aber ein Document der völligen geistigen Abhängigkeit des Herzogs von ihr, daß ihn Frau von Feuchères bestimmen konnte, das bei ihm gewiß natürliche Gefühl des Abscheus gegen Talleyrand bis zu diesem Grade zu unterdrücken. Die Sache verhielt sich folgendermaßen.

Talleyrand wollte nichts weiter, als den öffentlichen Glauben erwecken, daß der Herzog von Bourbon nicht gegen ihn erbittert sei; die Wirklichkeit der Zuneigung galt ihm, wie immer, blutwenig. Um dieses Ziel zu erreichen, hatte er schon viel ma-

növrirt, immer aber mit schlechtem Erfolg. Da verfiel er endlich auf ein Mittel, das ihm den Zutritt in dem Palais Bourbon in sicherste Aussicht stellte. Nebenbei machte er zugleich die Erfahrung, wenn es dessen überhaupt bei ihm erst noch bedurfte, daß das Laster dem Laster stets hülfreiche Hand leistet.

Talleyrand hatte einen Verwandten, den er lange Zeit verleugnete, weil er — entweder mit oder ohne seine Schuld — unglücklich war; dieser Verwandte hieß Friedrich von Chabannes, der seinem Namen auch noch den la Palisse hinzufügen konnte. Da fügte es sich, daß Herr von Choulot eine der Töchter dieses verleugneten Anverwandten Talleyrand's heirathete, und nun mit einem Male kam diesem Letzteren die Erinnerung, daß Herr von Chabannes zu seiner Familie gehörte. Was dies Wunder bewirkte? ganz einfach der Umstand, daß Herr von Choulot der Jägermeister des Herzogs von Bourbon war und dann wieder die Erwägung, daß dieser, der Schwiegersohn seines Anverwandten, eine sehr passende Person sei, seines, des Fürsten Talleyrand, Pläne in Bezug auf das Palais Bourbon zu fördern.

Talleyrand benutzte seinen Bruder Archimbald zum Vermittler bei Herrn von Choulot, welcher Letzterem erklärte, daß sein Bruder sehr betrübt sei, Herrn von Chabannes in so mißlichen Umständen

zu sehen. „Wenn der Marquis von la Palisse sich verheirathen will," sagte der Herzog von Talleyrand, „so wird mein Bruder ihn ausstatten und ihm ein Regiment der königlichen Garde verschaffen."

Diesen Heirathsplan zu erklären, muß man wissen, daß Frau von Feuchères eine Nichte nach Art der Geistlichen hatte, welche sie verheirathen wollte und welcher der Herzog von Bourbon eine Million als Aussteuer gab. Dem Herrn Fürsten von Benevent schien es durchaus nicht anstößig, daß sich einer der schönsten Namen Frankreichs, Chabannes de la Palisse, mit dem der „Nichte" der Gunstdame des alten Herzogs von Bourbon, die den obscuren Namen Daves führte, verbinde; der Frau von Feuchères kam in dieser Beziehung natürlich nicht das geringste Bedenken, sie nahm vielmehr den Vorschlag mit vielen Freuden an, und betrieb bei ihrem Freunde mit aller Macht dessen Verwirklichung. „Keines der weiten Gewissen, von denen jedes im eignen Interesse handelte, wurde durch die abscheuliche Verbindung verletzt, und die Verbindung fand Statt. Bei dieser Gelegenheit hatte endlich der Fürst von Talleyrand die Freude, mit dem Prinzen von Condé zusammen im Palais Bourbon zu speisen."

Der guten Dame Feuchères ward es endlich wie unheimlich in ihrem Glücke. Sie hatte aber auch wirklich fast zu viel erlangt; denn sie hatte

nicht nur einen Namen erhalten, sie war auch durch die unerschöpfliche Güte ihres „dearest friend“ zu Reichthümern gelangt, wie die ausschweifendste Phantasie einer Theaterprinzessin sie sich nur immer ausmalen konnte; endlich hatte sie sogar die Freude erlebt, daß ihre „Nichte“ — andere Versionen nennen diese Nichte ihre Tochter — sich in eine der edelsten Familien Frankreichs verheirathete; — jetzt überschlich sie im Hinblick auf die Gebrechlichkeit ihres alten, ein wenig schwachsinnigen Liebhabers die Angst, was wohl dessen rechtmäßige Erben dereinst zu den „Schenkungen“ desselben an sie sagen und ob sie dieselben auch so wie sie selbst in der Ordnung finden würden. Eine Stimme in ihrem Innern sagte ihr, daß dies nicht der Fall sein werde und die unverhehlte Verachtung, die ihr von Seiten dieser Erben sowohl als überhaupt von der Familie des Herzogs gezeigt ward, mußte auch den leisesten Zweifel deshalb bei ihr niederschlagen, und ihr die Zukunft in nicht eben sehr rosigem Lichte erscheinen lassen. Sie war daher schon seit Jahren beflissen gewesen, sich im Schooße der königlichen Familie selbst einen Beschützer für die gewiß nicht ausbleibenden bösen Tage zu erwecken, und erreichte, wie Alles, auch dies endlich glücklich.

Der Herzog von Aumale, der Sohn des Herzogs von Orleans, des späteren „Bürgerkönigs“

Louis Philipp, war der Taufpathe ihres „theuersten Freundes". Die pfiffige Dame Feuchères calculirte: wenn sie diesen Taufsohn in einen Adoptivsohn des seines directen Erben gewaltsam beraubten Herzogs von Bourbon verwandeln könne, so werde sie sicher damit zweierlei erreichen: erstens den Dank, resp. Schutz, des für die Vermehrung der zeitlichen Güter seiner Kinder sehr besorgten Herzogs von Orleans und dann den sichern Besitz der ihr von ihrem alten Freunde gemachten Schenkungen; denn der durch ihre Bemühungen immer noch ungeheuer reich werdende Adoptivsohn und Universalerbe — das Vermögen des Herzogs von Bourbon schätzte man auf hundertundfunfzig Millionen! — werde doch gewiß im Gefühl der Dankbarkeit ein Auge zudrücken und ihr die Brocken gönnen, während er das lucullische Mahl halte.

Man sieht, die Frau Baronin von Feuchères hatte Verstand und konnte combiniren; ihr Calcul war richtig bis auf einen einzigen Punkt, den sie allerdings von vornherein als unzweifelhaft angenommen hatte und der jetzt ganz unerwartet ihr einen Strich durch die Rechnung zu machen drohte: ihr „theuerster Freund" war mit ihrem Arrangement nicht einverstanden. Er hatte zwar den Sohn des Herzogs von Orleans als Pathen angenommen, ihn aber zum Erben der Condé'schen Güter einzusetzen, erschien seinem loyalen Herzen fast wie Gottlosigkeit.

Er, der ehemalige Anführer der bewaffneten Emigration, sollte vergessen, daß der Großvater dieses jungen Mannes einer Derjenigen war, die für den Tod des unglücklichen Ludwig XVI. stimmten und daß der Vater desselben wiederum nicht in den Reihen der Emigrirten, sondern unter den Fahnen Dumouriez' gefochten hatte! Das hieß ihm zu viel zumuthen.

Aber Madame Feuchères hatte beschlossen, daß es gehen müsse; denn sie hatte ihr Plänchen nicht nur ihrem „theuersten Freunde," der ihn verwarf, sondern ohne dessen Vorwissen auch bereits den Betheiligten mitgetheilt, die ihn nicht nur nicht verwarfen, sondern mit vielen Freuden acceptirten. Allerdings, die Frau Herzogin von Orleans hatte der Dame Feuchères geschrieben: „Wir hatten uns jedes Schrittes enthalten zu müssen geglaubt, welcher den Anschein haben könnte, eine Wahl hervorrufen oder ihr zuvorkommen zu wollen;" aber Papa Ludwig Philipp theilte die Bedenklichkeiten seiner frommen Gemahlin nicht; als er am 2. Mai 1829 von Frau von Feuchères erfuhr, daß sie ihrem Liebhaber in einem dringenden, inständigen Briefe die Adoption des Herzogs von Aumale vorgeschlagen, wandte er sich persönlich an den Herzog von Bourbon und that ihm in Ausdrücken conventioneller Gemessenheit zu wissen, wie angenehm ihn das Benehmen der Frau Feuchères berühre und wie stolz

er sein würde, eines seiner Kinder den glorreichen Namen der Condé's führen zu sehen. — Wie besorgt der Mann für den alten Namen Condé war!

Der Herzog von Bourbon war aber gar nicht erbaut von diesen Eröffnungen seines Herrn Vetters. Er zankte diesmal ganz ernsthaft mit seiner Freundin, und machte ihr bittere Vorwürfe, daß sie trotz seiner ausgesprochenen Abneigung gegen das Verhältniß sich hinter seinem Rücken in eine so wichtige Unterhandlung eingelassen habe. Aber die Frau Baronin kam der Zorn des alten Herrn nicht sehr an, sie ließ ihn austoben; die Angelegenheit indessen, die ihr so sehr am Herzen lag, ließ sie nicht fallen. Sie schrieb vielmehr noch denselben Tag an den Prinzen: der Herzog von Orleans stehe im Begriff nach London zu reisen und werde sie zum Frühmahl besuchen; die Gelegenheit zu einer Zusammenkunft sei daher die günstigste und er brauche ja keine bestimmte Erklärung von sich zu geben. Und kurz vorher hatte sie ihm bereits geschrieben: „Der König und die königliche Familie wünschen, daß Sie einen Prinzen aus Ihrer Familie zum dereinstigen Erben ihres Namens und Vermögens erwählen. Man glaubt, ich allein lege diesem Wunsche Hindernisse in den Weg. — — Ich ersuche Sie dringend, mich aus dieser grausamen Lage zu befreien, indem Sie einen Erben adoptiren. Sie sichern dadurch, my dearest friend, das Wohl-

wollen der königlichen Familie und eine weniger unglückliche Zukunft Ihrer armen Sophie."

Solchen Stürmen konnte der alte Mann nicht widerstehen; er willigte in die Zusammenkunft mit seinem Vetter Orleans. Aber es kam dabei zu keinem Resultate, trotzdem oder vielleicht eben weil der Herzog von Orleans so fest an die Verwirklichung seiner Hoffnungen glaubte, daß er sogar von Herrn Dupin im Voraus einen Testamentsentwurf zu Gunsten des Herzogs von Aumale hatte aufsetzen lassen. Der gute Mann! wie besorgt er war, dem alten Herrn nicht mehr Mühe zu machen, als nur seinen Namen zu unterschreiben!

Welches Weib wäre jemals vor einer fehlgeschlagenen Hoffnung zurückgebebt? Auch Madame de Feuchères that dies nicht; sie lag dem alten Herrn vielmehr unablässig in den Ohren, und da dieser nicht beschränkt genug war, um die wahre Lage der Sache nicht zu erkennen, so gab es in Chantilly oft sehr verwunderliche Auftritte. Der Herzog wurde dadurch endlich so sehr zur Verzweiflung gebracht, daß er sogar den Herzog von Orleans anging, ihn vor den Verfolgungen der Frau von Feuchères zu schützen. Das war gewiß sehr merkwürdig, gleichwohl ist es Thatsache, daß er jenem unterm 20. August 1829 schrieb: „Mein Herr, die Sache, welche uns beschäftigt, wurde ohne mein Wissen und etwas leichtfertig von Frau von Feuchères eingeleitet,

und ist mir, wie Sie wohl bemerkt haben werden, unendlich peinlich" — und ihn darauf dringend ersuchte, sich bei der Baronin dahin zu verwenden, daß sie ihre Pläne für den Herzog von Aumale aufgäbe, dem er übrigens versprach einen öffentlichen und deutlichen Beweis seiner Zuneigung zu geben.

Der Herzog von Orleans brachte sich bei dieser Gelegenheit in den Geruch eines Mannes von nobelm Benehmen. Er besuchte die Frau Baronin von Feuchères und bat sie scheinbar sehr ernsthaft, von ihrem Drängen in den Herzog von Bourbon zu Gunsten seines Sohnes abzulassen. Die Frau Baronin jedoch, die dafür gesorgt hatte, daß diese Unterredung in Gegenwart eines Zeugen stattfand, blieb unbeweglich und in Folge dieser Hartnäckigkeit entspann sich zwischen ihr und ihrem „theuersten Freunde" am 29. August 1829 ein sehr heftiger Streit, ein Streit, der ebensowohl von der völligen Charakterschwäche des Herzogs als von der unumschränkten geistigen Herrschaft seiner Gunstdame über ihn das sprechendste Zeugniß giebt. Natürlich gewann diese Letztere, wie immer, die Schlacht. Es war vergeblich, daß der schwache Greis ausrief: „Es ist abscheulich, Madame, scheußlich, mir so das Messer an die Kehle zu setzen, um mich zu einem Schritt zu verleiten, von welchem Sie wissen, daß er mir von ganzem Herzen zuwider ist;" vergeblich war es auch, daß er die Hand der Dame

ergriff und mit einer bezeichnenden Gebehrde ausrief: „Da, stoßen Sie mir doch lieber dieses Messer in die Brust; stoßen Sie zu!“ — am andern Tage, als die Frau von Feuchères abwesend war, that er was sie wollte: er verfaßte und unterzeichnete ein Testament, in welchem er den Herzog von Aumale zum Universalerben einsetzte und seiner „Freundin“ theils an Gütern, theils an Capitalien ein Vermächtniß von etwa zehn Millionen sicherte.

So lagen die Sachen bis zur Julirevolution, wo die Krone des heiligen Ludwig vom Haupte des frommen Königs Karl X. fiel und der Hauptzweig der Bourbonen gezwungen wurde, vor den Wogen des Volksunwillens sich in die Fremde zu flüchten; der jüngere Zweig, der Zweig Orleans, trat endlich, endlich die Erbschaft an, die er Jahrhunderte lang vom Vater zum Sohn ersehnt hatte: Ludwig Philipp wurde König der Franzosen, sogenannter Bürgerkönig.

Die Kunde von diesem Ereigniß erfüllte den alten Herzog von Bourbon mit Entsetzen; er fürchtete die Greuel der ersten Revolution sich wieder erneuen zu sehen. Alle seine Sympathien gehörten zudem dem älteren Zweige seiner Familie, und mußte er sich auch den Umständen fügen und Ludwig Philipp anerkennen, so war ihm doch jetzt mehr als je das zum Vortheil eines Mitgliedes dieser Familie gemachte Testament lästig und er hatte in

den ersten Tagen nach der Revolution die bestimmte Absicht zu fliehen und der verbannten Königsfamilie nachzureisen, zu deren Gunsten er dann auch sein Testament abzuändern gedachte.

Bald jedoch, als er die Einschiffung der Verbannten erfuhr, legte sich, wenigstens scheinbar, seine Furcht; im Stillen sann er indessen unablässig darauf, wie er seinen Plan, sich mit ihnen zu vereinigen, ausführen könnte, ohne daß die Feuchères davon Wind erhielte, gegen die er sehr merklich erkaltet war, obwohl er noch immer verschwenderisch für sie sorgte. Er eröffnete endlich seinem Jägermeister Choulot und Manoury, seinem vertrauten Kammerdiener, seine Absicht, eine weite Reise zu unternehmen und verlangte dazu von seinem Verwalter, Baron von Surval, eine Million in Bankscheinen; Allen diesen gebot er, über diese Reise gegen Jedermann, vorzüglich aber gegen die Frau von Feuchères, das tiefste Schweigen zu beobachten.

Es kam indessen nicht zu der Reise, weil sie nicht verschwiegen genug bewerkstelligt werden konnte. St.-Leu aber wollte der Herzog auf alle Fälle verlassen.

Um diese Zeit passirte dem Prinzen etwas, was denjenigen von seinen Dienern Mancherlei zu denken gab, die seinen in der letzten Zeit mehr und mehr nicht nur in den geheimen Gemächern sich kundgebenden Widerwillen gegen seine Gunstdame

mit seiner Absicht zu reisen zusammenhielten, wogegen, wie sie wußten, die Frau Baronin stets sehr geeifert hatte.

Am 11. August bemerkte nämlich Manoury mit Schrecken, daß der Herzog ein blutendes Auge habe. Dieser ließ es sich zwar sehr angelegen sein, seinem Kammerdiener die Sache zu erklären, indem er sagte: „Ich habe mich am Nachttisch gestoßen;" als Manoury ihm aber bemerklich machte, daß ja der Nachttisch nicht so hoch als das Bett sei, schwieg er verlegen still, zeigte sich dagegen sichtlich beunruhigt, als ihm einige Augenblicke später sein Kammerdiener einen Brief überreichte, welchen er beim Ausbreiten eines Teppichs im Toilettenzimmer unter der Thür der geheimen Treppe gefunden hatte. „Ich verstehe mich nicht auf's Lügen," sagte jetzt der Herzog, „ich hatte gesagt, ich hätte mich im Schlafe beschädigt; die Wahrheit aber ist, daß ich beim Oeffnen der Thür seitwärts auf die Hüfte gefallen und mit dem Schlaf an die Ecke des Thürpfostens gerathen bin." Der Kammerdiener erwiederte auf diese zweite Erklärung des blutigen Auges nichts mehr; sie schien ihm aber verwunderlich. Noch verwunderlicher erschien ihm jedoch der Wunsch des Herzogs, den er bald nach diesem Ereigniß gegen ihn aussprach, daß er, Manoury, vor der Thür seines Schlafzimmers schlafen möge. Dies zu thun kam dem dienstthuenden Kammerdiener Lecomte zu,

den die Frau von Feuchères im Schlosse eingeführt hatte. Als aber Manoury den Herzog darauf aufmerksam machte, antwortete er sogleich: „Nein, nein, man kann es auch bleiben lassen."

Einige Tage nach jenem 11. August besuchte die Königin den Herzog von Bourbon und brachte ihm die Decoration der Ehrenlegion. „Man will, ich soll in der Pairskammer figuriren; das ist unmöglich!" sagte der Herzog zum Herrn von Choulot, und war jetzt mehr als je entschlossen, sofort abzureisen. Er wollte nach der Schweiz, und um diese Absicht zu verdecken, beschloß man, einem alten Diener Leclerc, der einige Aehnlichkeit mit dem Prinzen hatte, Kleider von ihm anziehen, und in dessen eigner Kutsche nach einem zwei Meilen von St. Leu entfernten Dorfe fahren zu lassen, wo er einen von der Frau von Feuchères bereit gehaltenen Wagen besteigen und die Straße nach Havre und England verfolgen sollte.

Zu welchem Zweck die Frau von Feuchères jenen Wagen zwischen den Wäldern von Montmorency und Lille-Adam bereit hielt, läßt sich vielleicht daraus erkennen, daß sie sich am 25. August von dem Banquier Rothschild eine Tratte von einer halben Million auf England ausstellen ließ und daß am folgenden Morgen ein sehr heftiger Auftritt zwischen ihr und dem Prinzen stattfand. Im Uebrigen verfloß dieser 26. ruhig und ohne die geringste

Andeutung, daß der folgende Tag die Leiche des Herzogs bescheinen werde.

In St.-Leu schien es dem Prinzen gar nicht mehr zu gefallen. Er hatte es so eilig dieses Schloß mit Chantilly zu vertauschen, daß er seinen Architekten Dubois beauftragte, ihm seine Zimmer dort so schleunig als möglich in Stand zu setzen, und zwar so, daß er spätestens den 31. August dort einziehen könnte. Woher kam ihm auf einmal diese Ungeduld? Befürchtete er, in St.-Leu noch einmal, wie am 11. August, einen unglücklichen Fall zu thun? Glaubte er sich trotz des vorgeschobenen Riegels in seinem Schlafzimmer nicht sicher?

Aber er sollte St.-Leu nicht lebend verlassen. Er hatte am 26. Abends mit Frau von Feuchères und den Herren von Lavillegontier und von Préjean seine Whistparthie gemacht und hatte sich darauf in sein Schlafzimmer zurückgezogen, wohin er von dem Chevalier Bonnie, seinem Wundarzte und von seinem Kammerdiener Lecomte begleitet wurde. „Um welche Stunde soll ich morgen erscheinen, Monseigneur?“ fragte Lecomte den Herzog, als er ihn entkleidet hatte. „Um acht Uhr!“ erwiederte dieser ruhig.

Lecomte kommt am andern Morgen um die bestimmte Stunde und findet die Thür verschlossen. Er klopft — es rührt sich nichts in der Stube. Er holt den Chevalier Bonnie, klopft nochmals —

keine Antwort. Beide gehen darauf zur Frau von Feuchères und melden ihr die beunruhigende Sachlage. „Ich will sogleich hinaufgehen," ruft diese; „wenn er meine Stimme hört, wird er antworten." „Oeffnen Sie, Monseigneur, öffnen Sie, ich bin es!" ruft sie, als sie halbangekleidet mit Lecomte und Bonnie die Thür erreicht hatte. Aber auch ihre Stimme hatte den alten Zauber verloren: die Thür blieb verschlossen, der Herzog meldete sich nicht.

Alles dies war nicht so ruhig abgegangen, daß nicht die übrige Dienerschaft es bemerkt hätte. In Kurzem waren viele derselben vor der verschlossenen Thür versammelt, u. A. Manoury und Louis Leclerc, der Abbé Briant und Herr Mery-Lafontaine. Manoury machte kurzen Proceß, er stieß mit einer eisernen Keule den unteren Flügel der Thür ein und trat mit Lecomte und Bonnie in das Zimmer. Eine einzige Wachskerze brannte hinter einem Feuergitter von Eisenblech auf dem Heerde und verbreitete nur ein sehr schwaches Dämmerlicht in der Stube, deren sämmtliche Läden geschlossen waren. Dennoch erkannte man bei diesem ungewissen Lichte den Kopf des Prinzen dicht gegen den Laden des nördlichen Fensters gelehnt. Manoury öffnete das östliche Fenster, und bei der hereinströmenden Tageshelle sah man den Herzog am Drehriegel des nördlichen Fensters erhenkt, oder vielmehr nicht erhenkt, sondern nur seinen Körper angehakt. Der Kopf des Tod-

ten hing auf die Brust herab, sein Gesicht war bleich, nicht schwärzlich, wie es bei dergleichen Unglücklichen der Fall zu sein pflegt, auch hing ihm die Zunge nicht zum Halse heraus, sondern sie stieß nur an die Lippen. Die Knieen waren gebogen und die Füße berührten mit ihren Spitzen den Teppich; wenn der Herzog dem Tode hätte entgehen wollen, — und es gehört ein stärkerer Charakter als der des erschlafften alten Mannes dazu, während der Todesschmerzen freiwillig die letzte Hoffnung zurückzustoßen — so hätte er sich nur auf die Füße zu stellen brauchen. Zu alledem war das Zuschnürtuch so locker, daß es nicht nur die Luftröhre nicht drückte, sondern auch das Genick frei ließ: man konnte bequem die Finger zwischen seine Falten und den Kopf stecken.

Wenn schon diese Anzeichen sehr stark gegen die Annahme sprachen, daß sich der Herzog selbst ermordet habe, so widerstritten auch noch andere Gründe, physische und psychische, dieselbe. Der Herzog war so sehr unbeholfen, daß er sich nicht einmal die Bänder an seinen Schuhen zubinden konnte; um die Schleife seiner Halsbinde zu machen, mußte ihm der Kammerdiener die beiden Enden vorn zusammenbringen; denn ein Schuß, der ihm das linke Schlüsselbein zerschmettert hatte, hinderte ihn, den linken Arm bis zum Kopfe emporzuheben. Dann auch war er überhaupt so invalide,

daß er, um eine Treppe zu ersteigen, sich nicht nur an das Geländer anhalten, sondern auch noch den Stock gebrauchen mußte. Wie war es unter diesen Umständen möglich, daß sich der Herzog selbst erhenkt haben konnte, zu welchem Behuf er nicht nur einen künstlich verschlungenen und stark zusammengezogenen Knoten — einen Knoten, den der Lakai Romanzo nur mit vieler Mühe öffnete — hätte schürzen, sondern auch noch ohne Hülfe auf einen Stuhl hätte steigen müssen?

Außerdem war der Herzog, wie Allen bekannt war, streng religiös, er betrachtete den Selbstmord als Feigheit und hatte überhaupt vor dem Tode eine solche Furcht, daß Alle den Schauder, den er schon beim bloßen Gedanken an denselben empfand, sehr oft zu bemerken die Gelegenheit gehabt hatten.

Man fand überdies nicht die geringste schriftliche Andeutung des Herzogs von seinem Vorhaben, kein Blatt, das einen Scheidegruß an diejenigen enthalten hätte, deren Diensteifer anzuerkennen und zu belohnen ihm stets so viel Freude gemacht hatte. Auch dies war ein Grund und bei der bekannten Herzensgüte des Prinzen ein sehr gewichtiger Grund mehr, daß er nicht freiwillig vom Leben geschieden sei.

Aber trotz aller dieser Umstände, denen die vertrauteren Diener des Herzogs noch manche an-

dere, auf die besonderen Gewohnheiten des alten Herrn sich gründende, hinzuzufügen hatten, blieb Frau von Feuchères fest dabei, daß sich der Prinz erhenkt habe; sie schien zu glauben, der Vorfall vom 11. August sei nur ein mißlungener Versuch gewesen — was vielleicht, nur in anderer Weise als sie glauben machen wollte, wahr sein mochte. Auch der Abbé Briant sprach von dem geschwächten Geiste des unglücklichen Prinzen, von der auffälligen Abnahme seiner Kräfte in den letzten Tagen und behauptete, daß er sich in einem Anfalle von Wahnsinn den Tod gegeben habe. Daß diese Gründe bestanden und die Schlußfolgerung darum gerechtfertigt war, konnte nicht geleugnet werden; aber der Befund des Leichnams: seine Stellung in der Schlinge, sein Aussehen, das durchaus nicht das eines Erhenkten war, widerstritten schnurstracks der Annahme des Erhängens.

Der König, der Vater des durch die Bemühungen der Frau von Feuchères zum Universalerben des Herzogs von Condé-Bourbon eingesetzten Herzogs von Aumale, war gegen halb zwölf Uhr von dem schrecklichen Ereigniß in Kenntniß gesetzt worden und hatte die Herren Guillaume, seinen Secretair, sowie die Herren von Rumigny, Pasquier, von Semonville und Cauchy nach St. Leu geschickt.

Der Herr Secretair des Königs, Guillaume, hatte ein merkwürdiges Glück: er fand da, und

zwar ganz im Vorbeigehen, etwas, wo Andere trotz des eifrigsten Suchens nichts gefunden hatten. Er bemerkte nämlich am Abend des 27. August im Kamine des Sterbezimmers auf der Asche verbrannter Papiere eine Anzahl zerrissener Papierstücken, auf deren einigen er die Worte ... König ... Vincennes ... unglücklicher Sohn ... las. Er und der Kammerdiener Lecomte, derselbe Lecomte, den der Herzog nicht vor seiner Thür schlafen lassen wollte, sammelten diese Fragmente und übergaben sie dem am folgenden Morgen in St. Leu ankommenden Generalprocurator Herrn Bernard, der sogleich erfreut ausrief: „Da liegt die Wahrheit!" Er machte sich daran, die Papierschnitzel mit Hülfe der Anwesenden zusammenzusetzen und erhielt auf diese Art ein doppeltes (aber immer unvollständiges) Schriftstück, aus dem er und manche Andere den Beweis für den Selbstmord des Herzogs deduciren wollten. Anderen freilich wollte es nicht einleuchten, wie dies der Abschied eines Prinzen sein solle, der das Leben freiwillig zu verlassen die Absicht habe. Eben so schien es ihnen gar nicht glaublich, daß der Prinz in der Nacht vom 26. zum 27. so sehr von der Furcht vor Plünderung seines Schlosses St. Leu sollte gepeinigt worden sein, daß er diesem Ereigniß durch einen Selbstmord aus dem Wege hätte gehen wollen. Sie erinnerten daran, wie ruhig und vergnügt er am St. Ludwigsfeste, wo ihm so

viele Beweise von Liebe entgegengebracht, gewesen; sie wiesen auf den Besuch der Königin hin, der so wohlthuend auf ihn eingewirkt habe. Auffällig war es ihnen ferner, daß der Herzog von Bourbon in diesem Documente das Eigenthumsrecht von St. Leu Ludwig Philipp zuschrieb, während er doch wußte, daß es nicht dem Könige gehöre; und am verwunderlichsten kam es ihnen vor, daß diese Papierschnitzel auf der Asche verbrannter Papiere gefunden worden waren; — wie sollte denn der Herzog dazu gekommen sein, gerade dieses Document nur zu zerreißen und nicht auch zu verbrennen, wie er die übrigen verbrannt hatte? Alle diese Räthsel erzeugten den Glauben, daß das so verdächtig spät entdeckte Schreiben nichts weiter sei, als der Entwurf einer Proclamation, welchen der Prinz an den ersten Tagen des August verfaßt habe, als der Revolutionssturm noch brauste. Und das Aussprechen dieser Vermuthung brachte die Thatsache an's Licht, daß der Herzog allerdings im Beginne der Revolution die Idee, eine solche Proclamation zu erlassen, gehabt habe. Der Herr Generalprocurator Bernard hatte also nicht Recht, daß in den unverbrannten und von ihm zusammengesetzten Papierschnitzeln „die Wahrheit läge", d. h. der Aufschluß, weshalb der Herzog von Bourbon sich selbst erhenkt haben sollte. Die Sache blieb vielmehr auch nach der Entdeckung der Proclamation immer noch so dunkel

und unerklärlich, wie vorher und ließ auch der schlimmsten Vermuthung freien Spielraum.

Es entstanden geradezu zwei Parteien, eine, welche an den Selbstmord glaubte, und eine andere, welche ihn leugnete. Und diese letztere Partei hatte für die Richtigkeit ihrer Meinung sehr gewichtige, sogar auf Experimente gestützte Gründe. Herr Mery-Lafontaine hing sich an den Drehriegel ganz in derselben Weise, wie man den Prinzen gefunden hatte, und dieser Versuch war ohne alle Gefahr für ihn. War schon dies schlimme Gedanken erweckend, so war ein anderer Versuch diese schlimmen Gedanken zur Gewißheit erhebend. Diejenigen, die den Selbstmord annahmen, stützten diese ihre Meinung vorzüglich darauf, daß ja das Schlafzimmer von innen verriegelt gewesen sei und da dasselbe einen andern Ausgang nicht habe, es doch über alle Zweifel erhaben sein müsse, daß der Herzog selbst und kein Anderer die Hand an ihn gelegt habe. Aber man versuchte es, vermittelst eines sehr dünnen Bandes einen Riegel von außen in seine Schließklappe zurückzuführen, und siehe da! die Probe gelang.

Nach diesen Versuchen wollte kein Mensch mehr mit der Frau Baronin von Feuchères, mit dem Herrn Abbé Briant und mit den Herren Marc, Hausarzt des Königs, Pasquier und Marjolin, die Ludwig Philipp zur Leichenschau nach St. Leu ge-

schickt und die sämmtlich für Selbstmord durch Erdrosselung gestimmt hatten, consentiren. Der früher nur schüchtern ausgesprochene Verdacht ward zur Anklage; der Haß, der sich bereits gegen die Gunstdame zu wenden begann, frug diese, wie es zugegangen, daß der Herzog von Bourbon einzig und allein sie neben dem Universalerben in seinem Testamente bedacht, daß er keinem einzigen seiner vielen Diener ein Andenken an sich zurückgelassen hätte, während es ihm im Leben doch stets das größte Vergnügen gemacht habe, ihre treuen Dienste zu belohnen? Man erzählte ferner, daß Lecomte neben dem in der erleuchteten Kapelle ausgestellten Opfer in großer Bewegung ausgerufen habe: „Ich habe eine Last auf dem Herzen!“ und Herr von Bonnie versicherte, den förmlichen Erklärungen dieses Lecomte zuwider, daß am 27. der Riegel zu der geheimen Treppe nicht verschlossen gewesen sei und daß Frau von Feuchères, um diesen furchtbaren Umstand nicht zu verrathen, sich über die große Treppe, auf dem längsten Wege, zum Sterbezimmer begeben habe.

Frau von Feuchères war ängstlich um die Papiere des Prinzen bemüht gewesen; es waren dies aber wohl andere Papiere, als nach denen sie vorgab zu suchen: die gute Dame war sehr betrübt, als sie kein „Abschiedswort“ vorfand von dem, der sie „so sehr geliebt.“ Aber ungleich den Lieben-

den, die so gern an den Stätten träumen, auf denen der Fuß des Geliebten gewandelt, verließ sie eiligst St. Leu und begab sich in's Palais Bourbon. Und dort ließ sie vierzehn Nächte hindurch ihre Nichte mit in ihrem Zimmer schlafen, während der Herr Abbé Briant sein Nachtlager in ihrer Bibliothek aufschlug. Was fürchtete sie denn?

Jenes Schriftstück, das der Secretair des Königs auf dem Heerde des Kamins gefunden hatte, enthielt vollständig das Postscriptum: „Ich wünsche in Vincennes begraben zu werden neben meinem unglücklichen Sohne.“ Diesen Wunsch, der so natürlich war bei dem Vater des edeln Gemordeten, wagte man der Aufregung wegen, die in der Bevölkerung herrschte, nicht zu erfüllen. Nachdem die Leiche acht Tage lang in Trauerpomp ausgestellt gewesen, ward sie mit fürstlicher Pracht in die Kirche von St. Denis geführt. Es begleiteten sie mehrere Söhne des neuen Königs auf diesem Zuge und in Denis empfing sie die bischöfliche Geistlichkeit am Thore der Abtei, in welcher der Staub der Könige ruht. Der Abbé Pélier, der Almosenier des Prinzen, versah den Trauergottesdienst. Tief, unermeßlich tief war der Eindruck, als der geweihte Redner mit feierlicher Stimme erklärte, „daß nach seiner festen moralischen Ueberzeugung und nach seiner genauen Bekanntschaft mit dem Verstorbenen dieser ganz gewiß unschuldig an seinem

gewaltsamen Tode sei.“ Als das Herz nach Chantilly gebracht ward, kamen ihm alle Bewohner mit Zeichen des tiefsten Schmerzes entgegen. —

Auf der Erbschaft des Herzogs von Bourbon ruhte offenbar ein Makel und gewiß hätte Ludwig Philipp, um den Lästerzungen den Mund zu stopfen, am klügsten gehandelt, wenn er sie für seinen Sohn ausgeschlagen hätte; er war ja auch ohne diese Erbschaft unermeßlich reich. Aber er war ein zu guter Hausvater und fast über die Gebühr besorgt für die zeitlichen Güter seiner Kinder — er nahm die Erbschaft in Empfang trotz der öffentlichen Meinung, die seinen jungen Thron deshalb mit Murren und Beschimpfungen umgab, ja trotz der Criminal- und Civil-Processe, welche die rechtmäßigen Erben, die Prinzen von Rohan, anstrengten, die merkwürdiger Weise von dem Tode des Herzogs nicht einmal benachrichtigt worden waren, sondern denselben erst aus den Zeitungen erfuhren.

Das alte ruhmreiche Geschlecht der Condé erlosch in wenig mehr als einem Vierteljahrhundert in drei Generationen auf bemitleidenswerthe Weise: 1804 wurde der Herzog von Enghien in den Laufgräben von Vincennes erschossen — er mußte im kräftigsten Mannesalter, zweiunddreißigjährig, vom Leben scheiden und nahm die Hoffnung des ganzen Geschlechts mit in's Grab —; 1818 starb das Haupt der Familie, der alte Prinz von Condé, fast

kindisch, in seinem Palaste, den er nur in einigen lichten Augenblicken wiedererkannte, und 1830 ward der Herzog von Bourbon auf mysteriöse Weise ermordet gefunden. Welche beherzigenswerthe Lehren und wie laut predigt dieselben der Untergang dieses erlauchten Geschlechts den Völkern!

VIII.

Ludwig's XVIII. erster Versuch zu regieren — das erste Jahr der Restauration.

Wir verließen Ludwig XVIII. im Schlosse der Tuilerien. Der gute alte dicke Herr, der körperliche Anstrengungen gar nicht vertragen konnte, war ganz ermüdet und erschlafft von dem Trubel der Empfangsfeierlichkeiten und sehnte sich nun recht sehr nach Ruhe. Aber die „treuen" Pariser ließen es in ihrer Liebe dazu noch nicht kommen; sie hatten so lange keinen König gesehen, und belagerten nun förmlich das Schloß mit der Bitte, daß sich ihr guter König ihnen zeigen möge. Einer solchen Bitte konnte der gemüthliche Landesvater nicht widerstehen, er bedachte überdies, daß die Sache ihm Stoff zu einer schönen Scene geben könne und ließ also Monsieur seinen Bruder und die Frau Herzogin von Angoulème bitten zu ihm zu kommen. An

das Fenster tretend setzten die Beiden Madame zwischen sich, der König umarmte Monsieur und die „nach dem Anblick eines Königs gierige Menge“ war über die Maßen entzückt von diesem lebenden Bilde und jubelte und lebehochte so laut und freudig, daß der gute König über all' diese Beweise herzlicher Liebe sehr gerührt war.

Hierauf legte er sich schlafen — in dasselbe Bett, in welchem Napoleon und vor diesem der unglückliche Ludwig XVI. geschlafen hatte. Daß man in einem solchen Bett seltsame Träume habe, ist gewiß nicht zu verwundern: Ludwig XVIII. erschienen Alle, die er im Laufe der Zeit verloren hatte und außerdem durchlebte er noch einmal im Fluge Bruchstücke seines Aufenthalts in England.

Wir haben schon erwähnt, daß es Ludwig eine seiner ersten und Hauptsorgen sein ließ, seinen Thron mit einem möglichst glänzenden Hofe zu umgeben. In erster Reihe figurirten dabei natürlich die Mitglieder der königlichen Familie, in Bezug auf welche der König selbstzufrieden sich also vernehmen läßt: „Ich sah mit Vergnügen, daß alle diese um den Thron gruppirten schönen Namen dort durch sich selbst die bürgerlichen Fürstenthümer der Familie Bonaparte verdunkelten.“ Jeder Mutter, das ist eine bekannte und täglich zu machende Erfahrung, sind ihre eignen Kinder die schönsten und wären sie so häßlich wie die Nacht; es ist darum dem guten Ludwig

gewiß nicht hoch anzurechnen, daß er die Mitglieder seiner Familie — von welchen freilich Napoleon, der in diesem wie in manchem andern Puncte einen hellen Blick hatte, sagte: Die Herzogin von Angoulème ist der einzige Mann ihrer Familie — über die Paladine des Kaisers setzte, denen man, mochten sie auch im Uebrigen geartet sein wie sie wollten, doch wenigstens das nachrühmen muß, daß jeder für sich seinen Mann stand.

Die großen Hofchargen vertheilte der König wie folgt:

Ober-Ceremonienmeister: der Prinz von Condé.

Groß-Almosenier: Talleyrand, Erzbischof von Rheims, der Onkel des Fürsten Talleyrand.

Die vier ersten Kammerherren waren: die Herzöge von Duras, von Villequier, von Richelieu und von Fleury.

Die vier Hauptleute der Garde: der Herzog von Havré, der Prinz von Poix, der Herzog von Grammont und der Herzog von Luxemburg. — Um dem Kaiserthum eine Concession zu machen, bildete man noch zwei neue Compagnien, denen man zu Chefs den Prinzen Alexander Berthier — denselben, der zehn Jahre lang im Zelte des Kaisers geschlafen hatte und der dann zu Compiègne im Namen der Marschälle Frankreichs Ludwig XVIII. der Treue dieses Corps versicherte — und den Marschall Marmont — der die Qualitäten zu diesem

Posten erst neuerlich durch sein Benehmen bei Fontainebleau hatte sehen lassen — gab.

Großmeister der Garderobe: Graf von Blacas.

Großmarschall des Hofes: Marquis von Suze.

Groß-Ceremonienmeister: Marquis von Dreux-Brezé.

Groß-Kanzler ward später: der Fürst von Talleyrand.

Sein Ministerium bildete Ludwig XVIII. aus folgenden Personen:

Minister der auswärtigen Angelegenheiten: der unentbehrliche Fürst von Talleyrand.

Minister des Innern: Abbé von Montesquiou. „Eine lange Gewohnheit verband mich mit ihm, seine Treue hatte sich niemals verleugnet und wir waren immer in Correspondenz geblieben. Uebrigens stand er allgemein in dem Rufe großer Verwaltungsfähigkeiten, welche er jedoch mit vieler Bescheidenheit ablehnte.“

Minister der Justiz: d'Ambray. Er war vor der Revolution Advocat des Pariser Parlaments gewesen und stand in dem Rufe großer Beredtsamkeit und Gründlichkeit, welchen Ruf er jedoch nicht bewährte; außerdem fehlte ihm die zu seinem Posten nothwendige Energie.

Kriegsminister: General Graf Dupont. „Ich willigte darein, dem Grafen Dupont das Kriegsministerium zu lassen, da mir von allen Seiten

Wunder über ihn erzählt wurden." Die „Wunder" reducirten sich aber auf den Haß des Generals gegen Napoleon; der Armee gegenüber war er schon aus diesem Grunde der allerunpassendste Mann.

Finanzminister: Baron Louis. In der Schule Mirabeau's, Necker's und Calonne's gebildet, besaß er die zu seinem Amte nöthige Fähigkeit und Verwegenheit, und bewährte in dem Zustande gänzlicher Zerrüttung das wahre finanzielle Genie: Redlichkeit der Verwaltung, wodurch er sowohl Credit als Geld erlangte, um die Staatsgläubiger zu befriedigen.

Marine-Minister: Malouet.

General-Director der Polizei: Beugnot. Anscheinend die passendste Persönlichkeit zu diesem schwierigen Posten, denn er war in Allem bewandert und besaß einen liebenswürdigen, gefügigen Charakter, täuschte er doch die auf ihn gesetzten Hoffnungen, weil er zu oberflächlich gebildet war, um gehörig beobachten und richtig auffassen, zu diensteifrig, um gute Rathschläge ertheilen, zu gefügig, um den Launen des Hofes entgegentreten zu können.

Ministerium des Hauses: Graf von Blacas, der Freund des Königs, dessen Personalien schon im fünften Bande dieses Werks erwähnt sind

Mit der Postverwaltung, welches Amt damals fast einem zweiten Polizeiministerium gleichkam, wurde

Ferrand betraut, ein Mann, der unter gespreizten Manieren seine geistige Hohlheit zu verbergen wußte. Auch er war, wie der Kanzler d'Ambray, vor der Revolution Parlamentsmitglied gewesen, war emigrirt, aber unter dem Kaiserreich zurückgekehrt. Er hatte unter dem Titel „Der Geist der Geschichte" ein Buch geschrieben, das von der kaiserlichen Universität als ein Katechismus „vernünftiger" Unterwerfung und vom Adel und von der Geistlichkeit als eine Verherrlichung der Vergangenheit gepriesen wurde.

Zu diesen Großwürdenträgern kam dann noch des Königs Bruder, der Graf von Artois, dem Ludwig XVIII. das Commando aller Nationalgarden des Königreichs übertrug. Seine Ungeduld hatte ihn, wie wir wissen, gleich bei dem ersten günstigen Anzeichen von England nach Frankreich getrieben; er hatte vor der Ankunft seines Bruders provisorisch die Zügel der Regierung geführt, leider aber so schlecht, daß ihm Ludwig XVIII. schreiben mußte: „er möge (der Coalition gegenüber) ein wenig mehr Undankbarkeit zeigen;" denn er hatte mit einem Federstriche funfzig feste Plätze übergeben. „Er machte den Ritterlichen, wo er vielleicht sich nur als Politiker hätte zeigen sollen; es war Zeit, daß ich ankam." Und als der König ankam, schämte sich des Königs Bruder ein wenig, und zog sich mehr und mehr zurück. Er erfüllte damit ungehei=

ßen einen Wunsch Ludwig's, der, weil er wußte, daß sein Bruder, obwohl regierungsunfähig, doch nach der Regierung strebte, dadurch der Nothwendigkeit überhoben wurde, ihm die Enthaltung von Regierungsgeschäften zu befehlen. In seiner Abgeschlossenheit, die der König übrigens höchst verschwenderisch ausschmückte, umgab sich der Graf mit unruhigen Emigranten, mit unversöhnlichen Priestern und mit Abentheurern, die seine Schwächen — und deren hatte der ritterliche fromme Herr nicht wenige — auf's beste ausbeuteten. Diese Parasiten brachten ihn endlich dahin, daß er, wo er nur irgend konnte, den weisen Absichten seines Bruders widerstrebte.

Nachdem der König seinen Hofstaat geordnet und sein Ministerium gebildet hatte, sah er sich die Verwaltungs-Einrichtungen, die ihm das Kaiserthum hinterlassen, ein wenig genauer an, und fand zu seiner großen Verwunderung, daß sie höchst einfach waren, also sehr gut; besonders gefiel ihm die Art der Abgaben-Vertheilung und ihre Eintreibung. Er beschloß also, das sogenannte kaiserliche System im Ganzen beizubehalten, und es nur in so weit zu verändern, als die Erfahrung und die veränderten Verhältnisse dies unumgänglich nöthig machen würden.

Es ist begreiflich, daß der König in der ersten Zeit seiner Inthronisation nicht viel zur Ruhe kam: die Deputationen aus allen Theilen des Reichs,

die ihn zu bewillkommnen kamen, drängten sich förmlich in den Tuilerien; sie boten ihm Dienste, Geld und Herzen an und er war sehr erfreut, gar keinem jener wilden und ungestümen Republikaner zu begegnen, die er früher gekannt hatte. Das merkwürdigste Exemplar dieser Gattung war Fouché. Auch diesen drängte es, sich in den Augen des neuen Königs bemerklich zu machen; er beschleunigte deshalb seine Rückkehr nach Frankreich und sandte, wie er bereits von London aus an Ludwig geschrieben hatte, ihm ein zweites Schreiben nach Compiègne und ein drittes nach St. Ouen. Die Rathschläge, die er in diesen Schreiben dem Könige ertheilte, hatten für diesen eine so hohe Wichtigkeit, daß er sehr begierig war, den Schreiber persönlich zu sprechen. Aber wie sollte er es anfangen, um den Königsmörder Fouché, den Schlächter von Lyon, den Polizeiminister Napoleon's unbemerkt in die Tuilerien zu bringen? Und unbemerkt mußte diese Zusammenkunft sein, wenn er sich nicht dem heftigsten Sturme seiner Familie und seiner Freunde aussetzen wollte, die Himmel und Hölle beschworen haben würden, um diesen Mann von den Tuilerien fern zu halten. Ludwig XVIII. war klug, er machte es möglich: nur zwei Personen wußten um das Geheimniß, als der Herzog von Otranto verkleidet und mit einer Perücke und einem falschen Schnurrbarte in das Schloß eintrat.

„Mein Herr," redete ihn Ludwig an, „es wäre besser gewesen, wenn Sie mich nicht erinnert hätten, daß ich ich Ihnen etwas zu verzeihen habe."

Auf diese etwas heftige Anrede antwortete Fouché mit einer schönen Phrase. Darauf entwickelte er die politische Lage Europa's und zeigte dem Könige die ihm drohenden Gefahren, wenn er sich von dem Wege entfernen werde, den er sich selbst vorgezeichnet habe. Er wies nach der Felseninsel Elba, von wo aus Napoleon seinen Adlerblick auf Frankreich geheftet halte und prophezeite Ludwig, was 1815 wirklich eintraf.

„Aber," sagte der König, „wie wäre diese Klippe zu vermeiden?"

„Indem Sie für Alle regieren, Sire; indem Sie der Zeit zahlreiche Concessionen machen; indem Sie in die Fußtapfen Heinrich's IV. treten. Er wurde, wie Sie wissen, nicht der König seiner Freunde, sondern der der Ligue."

„Aber seine Stellung war nicht dieselbe."

„Allerdings, Sire, die Ihrige ist ungünstiger als die Ihres Aeltervaters; man hatte mit Erfolg für seine Sache gefochten; er war durch Waffengewalt Herr des größern Theils des Königreichs, während Sie auf die ungewisse Gewähr einiger constituirten Corps zurückkehren. Man empfängt Sie ohne Zweifel gut, das Neue gefällt immer in Frankreich. Was wird aber später geschehen? Das ist

die Frage. Ihre Royalisten sind ohne wirkliche Macht, trauen Sie Ihren Versprechungen nicht; denn mit wie vielen schönen Worten haben sie Ihnen nicht seit dreiundzwanzig Jahren geschmeichelt, ohne daß ein einziges davon in Erfüllung gegangen wäre!"

„Und die Vendée?"

„Gerade die Vendée entscheidet die Frage: sie hat für Ihre Sache das Unmögliche unternommen, und ist in dem Kampfe unterlegen. Aber was haben nach ihrem Beispiele alle anderen Provinzen des Königsreichs versucht? Nichts. — Wie oft hat man Ihnen zahlreiche Armeen vorgemalt, die bereit seien aufzubrechen? Ist dies jemals in Erfüllung gegangen? Glauben Sie mir, Sire, die Royalisten sind noch zu reich, um sich zu schlagen. Nur die Armen haben Muth für den bürgerlichen Krieg, weil sie nichts zu verlieren haben, und, aufrichtig gesagt, die Armen sind nicht für Ew. Majestät gestimmt!"

Das war eine sehr bittere Wahrheit, die indessen der König, obwohl widerwillig, anerkennen mußte. Aber er war zornig, als er zum Herzog von Otranto sagte:

„Und aus Allem dem schließen Sie, Herr Herzog, daß ich nicht regieren kann, wenn Sie und die Ihrigen nicht auch regieren?"

„Ja, Sire," erwiederte darauf Fouché mit eiserner Ruhe. „Ich will mich selbst nicht darbie-

ten, aber ich halte es für durchaus nothwendig, daß Ew. Maj. sich der Männer bedienen, welche die Zeit richtig beurtheilen. Nur sie vermögen den Staat aufrecht zu erhalten und zu befestigen. Es wird ein Congreß in Wien eröffnet; ich erfahre bereits, daß man uns dort eine untergeordnete Rolle zutheilen will, daß man auf unsere inneren Verlegenheiten, auf Ihre persönliche Lage dabei rechnet, auf die Furcht, welche Sie noch vor Bonaparte hegen, und, um aufrichtig zu sein, auf die Schwäche Ihres Cabinets. Sie müssen daher diese Hoffnungen täuschen und eine Stellung annehmen, welche das Gleichgewicht Europas wieder zu Ihren Gunsten neigt."

„Und welches wäre diese Stellung?"

„Ertheilen Sie das Justizministerium dem Herzoge von Parma, Cambacérès, das Kriegsministerium Carnot, das der Marine dem Contre-Admiral Darguet, das des Innern dem Grafen Regnault-de-Saint-Jean-d'Angely, das der Finanzen dem Grafen Mollien, das des Handels und der Manufacturen dem Grafen Chaptal, das der auswärtigen Angelegenheiten dem Grafen von Pontécoulant, und das Polizeiministerium Réal oder mir."

„Dies wären wenigstens brauchbare Männer. Aber Sie, aber Carnot..."

„Ohne ihn, ohne mich, ich scheue mich nicht es zu sagen, würde Alles in der Grundlage verfehlt

sein. Lassen Sie ferner den ganzen kaiserlichen Staatsrath bestehen, belohnen Sie Ihre Getreuen mit Titeln, mit Orden, mit Pensionen, aber vertrauen Sie ihnen, Ihres eigenen Interesse willen, nicht das Wohl der Monarchie an."

Der König war nicht wenig frappirt von der Sicherheit, mit welcher Fouché ihm Alles dies in's Gesicht sagte. Er schwieg vor Erstaunen und jener fuhr fort:

„Schon habe ich mich bemüht, Sie von zwei Hauptgegnern zu befreien. Ich habe an Napoleon geschrieben, um ihn zu bestimmen, nach den Vereinigten Staaten zu gehen; er will es nicht, und dies beweist, daß er noch Absichten auf Frankreich hat. Was den andern Prinzen betrifft, so gebührt es dem Könige, die Mittel aufzufinden, um ihn in den richtigen Grenzen zu halten; das Klügste möchte wohl sein, ihn von Paris zu entfernen. Bleibt er dort, so haben die Unzufriedenen ihn immer bei der Hand; und in einem wohlregierten Staate darf kein Wechsel-Regent existiren."

Dieser „andere Prinz," von dem hier Fouché in gar nicht freundlicher Weise redet, ist der Herzog von Orleans, dessen Anhänglichkeit an seine Person Ludwig durchaus nicht für echt hielt; die Worte Fouché's trafen also mit seinen eigenen Ideen zusammen. Er beendete das Gespräch mit dem Herzog, indem er ihn frug:

„Sind nicht Carnot und Lafayette von der Gegenpartei?“

„Jetzt ist keiner von Beiden zu fürchten,“ antwortete Fouché, „später, weiß ich nicht. — Beobachten Sie Ihre Umgebung, Sire, in Ihrer Stelle würde ich sie mehr fürchten, als die Feinde.“

Hierauf verabschiedete der König den Herzog mit den Worten: „Herr Herzog, lassen Sie mir mein Zutrauen zu denen, die ich liebe; ich werde Sie wiedersehen, und wir werden diese Unterredung fortsetzen.“

Diese Unterredung gab dem Könige viel zu denken. Fouché hatte alle seine Luftbilder zerstört, er hatte auf alle seine geheimen Wunden den Finger gelegt. Ludwig mußte zugestehen, daß der Herzog Recht hatte; aber es war ihm nicht möglich, sich mit einem Ministerium zu umgeben, an dessen Spitze Carnot und Fouché, diese beiden Königsmörder, sich befänden; er konnte es nicht über sich gewinnen, selbst die Hand dazu zu bieten, daß die überwundene Revolution wieder siegreich werde. Indessen wollte er doch etwas thun, er ersetzte den General Dupont durch den Marschall Soult, der, ein anerkannt tüchtiger General und Administrator, so royalistisch geworden war, daß er selbst diejenigen überbot, die es ihr ganzes Leben gewesen waren. Die Armee war über diese Erhebung eines ihrer größten Feldherren eben so erfreut, als sie über den

Sturz Dupont's frohlockte, Dupont's, den der König nur beibehalten hatte, damit er die verhaßte Maßregel der Truppenverabschiedung durchführe: er reducirte die Armee auf zweimalhunderttausend Mann.

Noch immer war Frankreich von den Heeren der Verbündeten besetzt, und wurde durch Steuern und Contributionen gänzlich ausgesogen. Die Senatoren, die sehr besorgt um ihre Zukunft waren, setzten es mit Hülfe Alexander's, auf den sie großen Einfluß übten, durch, daß die Souveraine als erste Friedensbedingung die Verleihung einer constitutionellen Verfassungsurkunde verlangten; der König, wohl oder übel, mußte sich endlich entschließen, Commissaire zu ernennen, welche scheinbar, denn definitiv hatte dies Ludwig bereits selbst gethan, die Grundzüge der Verfassung feststellen sollten. Diese Commissaire waren sämmtlich Männer, welche für eine Aussöhnung der Nation mit der Bourbonenfamilie gestimmt waren. Der König gab ihnen ihr Mandat überdies mit dem Vorbehalt, ihre Arbeit nach Belieben anzunehmen oder zu verwerfen: auch öffentlich von ihm verkündet, sollte die Verfassungsurkunde immer noch sein Eigenthum bleiben.

Alexander hatte erklärt, daß er nicht eher mit seinen Russen Paris verlassen werde, ehe die Verfassung nicht verliehen sei. Das war ein Sporn für die Herren Commissionsmitglieder; sie kamen

ziemlich schnell mit ihrer Arbeit zu Ende und der König unterzeichnete das merkwürdige Actenstück mit dem wiederholt ausgesprochenen Vorbehalte, daß diese Charte ein freies Geschenk der Krone sei. Gewiß ist es von Interesse, diesen Friedensvertrag zwischen der Nation und seinem Könige, wie man die Charte füglich nennen kann, kennen zu lernen; er lautet:

Von den politischen Rechten der Franzosen.

„Alle Franzosen sind vor dem Gesetze gleich, welches auch sonst ihre Titel und ihr Rang sein mögen.

„Sie tragen ohne Unterschied nach Verhältniß ihres Vermögens zu den Staatslasten bei.

„Jeder kann auf gleiche Weise zu allen Civil- und Militairämtern gelangen.

„Allen ohne Ausnahme wird die Freiheit der Person gewährleistet; Niemand kann verfolgt oder verhaftet werden, außer in den durch das Gesetz vorgesehenen Fällen und unter den gesetzlich vorgeschriebenen Formen.

„Jeder ist unbeschränkt in der Uebung seiner Religion, Alle werden in ihrem Cultus gleichmäßig geschützt.

„Die apostolische römisch-katholische Religion ist jedoch die Staatsreligion.

„Die Diener der apostolisch römisch-katholischen Religion, sowie der übrigen christlichen Confessionen, erhalten allein Besoldungen aus dem königlichen Schatze.

„Die Franzosen haben das Recht, ihre Meinungen

frei auszusprechen und durch den Druck zu veröffentlichen, und sind dabei nur den Gesetzen unterworfen, durch welche dem Mißbrauch dieser Freiheit gesteuert werden soll.

„Das Eigenthum eines Jeden ist unverletzlich, das sogenannte Nationaleigenthum ist hiervon nicht ausgenommen, da das Gesetz zwischen beiden Arten des Eigenthums keinen Unterschied macht.

„Der Staat kann eine Enteignung aus Rücksichten des allgemeinen Besten, jedoch nur auf Grund eines Gesetzes und nach vorgängiger Entschädigung fordern.

„Alle Verfolgungen wegen Ansichten und Abstimmungen aus der Zeit vor der Restauration sind verboten; ein gleiches Vergessen und Vergeben wird den Staatsbürgern zur Pflicht gemacht.

„Die Conscription ist abgeschafft. Ein Gesetz wird den Modus der Aushebung für die Land- und Seearmee bestimmen."

Von den Formen der königlichen Regierung.

„Die Person des Königs ist unverletzlich und heilig. Die Minister sind verantwortlich. Dem Könige allein gebührt die vollziehende Gewalt.

„Der König ist das Oberhaupt des Staates; er führt den Oberbefehl über die Land- und Seemacht, erklärt Krieg, schließt Friedens-, Bundes- und Handelsverträge, besetzt alle öffentlichen Verwaltungsämter und erläßt alle zur Ausführung der Gesetze und für die Sicherheit des Staates nothwendigen Verordnungen und Befehle.

„Der König übt die gesetzgebende Gewalt im Vereine mit der Pairskammer und der Kammer der Deputirten der Departements aus.

„Der König schlägt die Gesetze vor.

„Die Gesetzvorschläge werden nach Belieben des Königs der Pairskammer oder der Deputirtenkammer vorgelegt, mit Ausnahme der Steuergesetze, welche zuerst der Deputirtenkammer übergeben werden müssen.

„Jedes Gesetz muß frei berathen und von der Mehrheit in einer jeden der beiden Kammern angenommen worden sein.

„Die Kammern sind befugt, den König um Gesetzvorschläge über jeden beliebigen Gegenstand zu bitten und den ihnen passend erscheinenden Inhalt der Gesetze anzudeuten.

„Diese Bitte kann von jeder einzelnen Kammer ausgehen, jedoch nur, wenn sie zuvor in geheimer Comitésitzung berathen worden ist. Die Kammer, welche den Vorschlag zu einer solchen Bitte macht, darf denselben erst nach Ablauf von zehn Tagen bei der andern Kammer einbringen.

„Wenn die andere Kammer den Vorschlag angenommen hat, so wird er dem Könige unterbreitet; wird derselbe verworfen, so kann er während derselben Sitzung nicht wieder aufgenommen werden.

„Dem Könige steht allein die Sanction und Publication der Gesetze zu.

„Die Civilliste wird für die ganze Dauer der Re-

gierung von der ersten nach der Thronbesteigung zusammentretenden Legislatur festgestellt.“

Von der Pairskammer.

„Die Pairskammer bildet einen wesentlichen Bestandtheil der gesetzgebenden Gewalt.

„Sie wird von dem Könige zu gleicher Zeit mit der Kammer der Abgeordneten der Departements einberufen. Jede Versammlung der Pairskammer, welche außer der Sitzungsperiode der Deputirtenkammer stattfindet, oder nicht vom Könige befohlen ist, wird als eine unerlaubte angesehn und ist völlig rechtsungültig.

„Die Ernennung der Pairs von Frankreich steht dem Könige zu. Die Zahl derselben ist unbeschränkt. Der König kann nach seinem Belieben die Pairswürde ändern, sie auf Lebenszeit oder erblich verleihen.

„Die Pairs können mit dem fünfundzwanzigsten Lebensjahre in die Kammer eintreten, erhalten aber erst mit dem dreißigsten berathende Stimme.

„Präsident der Pairskammer ist der Kanzler von Frankreich und in dessen Verhinderung ein von dem Könige ernannter Pair.

„Die Mitglieder der königlichen Familie und die Prinzen von Geblüt sind Pairs kraft des Rechtes ihrer Geburt. Sie haben ihren Sitz unmittelbar nach dem Präsidenten, erhalten aber erst mit dem fünfundzwanzigsten Lebensjahre berathende Stimme.

„Die Prinzen können nur auf den auf jede Sitzung

in einer Botschaft ausgedrückten Befehl des Königs ihren Sitz in der Kammer einnehmen, widrigenfalls alles in ihrer Anwesenheit Geschehene ungültig ist.

„Alle Berathungen der Pairskammer sind geheim.

„Die Pairskammer erkennt über die Verbrechen des Hochverraths und die Angriffe auf die Sicherheit des Staates. Das Nähere hierüber bestimmt das Gesetz.

„Kein Pair kann anders, als mit Genehmigung der Kammer, verhaftet und wegen eines Verbrechens nur von derselben zur Rechenschaft gezogen werden.“

Von der Kammer der Abgeordneten der Departements.

„Die Abgeordnetenkammer besteht aus den Deputirten, welche durch die Wahlcollegien gewählt worden sind, deren Organisation die Gesetze bestimmen.

„Jedes Departement wählt dieselbe Anzahl von Deputirten, wie bisher.

„Die Deputirten werden auf fünf Jahre gewählt, so jedoch, daß die Kammer jährlich um ein Fünftel erneuert wird.

„Es kann Niemand als Deputirter eintreten, der nicht vierzig Jahre alt ist und eine direkte Steuer von tausend Franken bezahlt.

„An der Ernennung der Deputirten können nur Diejenigen als stimmberechtigte Wähler theilnehmen, welche eine Steuer von dreihundert Franken bezahlen und mindestens dreißig Jahre alt sind.

„Die Präsidenten der Wahlcollegien werden vom

Könige ernannt und genießen dieselben Rechte, wie die übrigen Mitglieder des Collegiums.

„Mindestens die Hälfte der Abgeordneten wird aus solchen wählbaren Staatsbürgern gewählt, die ihren politischen Wohnsitz in den Departements haben.

„Der Präsident der Deputirtenkammer wird aus fünf von der Kammer vorgeschlagenen Mitgliedern vom Könige gewählt.

„Die Sitzungen der Kammer sind öffentlich, die Kammer tritt jedoch auf den Antrag von fünf Mitgliedern zu einer geheimen Sitzung zusammen.

„Es darf kein Amendement zu einem Gesetze gestellt werden, wenn dasselbe nicht zuvor dem König vorgelegt, von demselben genehmigt, in die Abtheilungen verwiesen und von diesen berathen worden ist.

„Alle Steuervorlagen müssen zuerst vor die Deputirtenkammer gebracht werden; erst, wenn diese sie angenommen hat, können sie an die Pairskammer gelangen.

„Es darf keine Steuer erhoben oder eingeführt werden, die nicht von beiden Kammern bewilligt und vom Könige sanctionirt worden ist.

„Die Grundsteuer wird nur auf ein Jahr bewilligt. Die indirecten Abgaben können auf mehrere Jahre bewilligt werden.

„Der König beruft alljährlich die beiden Kammern; er vertagt sie und kann die Deputirtenkammer auflösen; in diesem Falle muß er jedoch innerhalb einer Frist von drei Monaten eine andere berufen.

„Kein Mitglied der Kammer kann während der Sitzungsperiode und in den sechs vorhergehenden und nachfolgenden Wochen wegen Schulden verhaftet werden.

„Kein Mitglied der Kammer kann ohne ihre Genehmigung während der Sitzungsperiode wegen einer mit Strafe bedrohten Handlung zur Untersuchung gezogen oder verhaftet werden, außer wenn es auf frischer That ergriffen worden ist.

„Alle an die eine oder die andere Kammer gerichteten Petitionen müssen schriftlich eingereicht werden. Das Gesetz verbietet, dieselben in Person zu überreichen."

Von den Ministern.

„Die Minister können Mitglieder der Pairs- oder Deputirtenkammer sein. Außerdem steht ihnen jederzeit der Zutritt zu der einen oder der andern Kammer offen; auch müssen sie gehört werden, sobald sie es verlangen.

„Die Deputirtenkammer hat das Recht, die Minister in Anklagestand zu versetzen und sie vor die Pairskammer zu verweisen, der allein die Entscheidung über die Anklage zusteht.

„Sie dürfen nur wegen Hochverraths und wegen Erpressung angeklagt werden."

Von der richterlichen Gewalt.

„Die richterliche Gewalt geht vom Könige aus. Sie wird in seinem Namen durch Richter ausgeübt, welche er ernennt und in ihr Amt einsetzt.

„Die vom Könige ernannten Richter sind unabsetzbar.

„Die bestehende Gerichtsorganisation wird beibehalten. Dieselbe kann nur im Wege des Gesetzes abgeändert werden.

„Die Handelsgerichte bleiben in ihrer jetzigen Einrichtung bestehen.

„Desgleichen soll an der Einrichtung der Friedensgerichte nichts geändert werden. Die Friedensrichter sind, obwohl sie vom König ernannt werden, nicht unabsetzbar.

„Niemand darf seinem ordentlichen Richter entzogen werden.

„Demzufolge dürfen keine außerordentlichen Commissionen errichtet werden. Unter dieser Bezeichnung sind jedoch die Prévotalgerichtshöfe nicht begriffen, wenn ihre Wiederherstellung für nöthig erachtet werden sollte.

„Die Verhandlungen in Strafsachen sollen öffentlich sein, wenn die Oeffentlichkeit nicht der Ordnung oder den guten Sitten Gefahr droht, in welchem Falle dieselbe durch ein vom Gericht zu verkündendes Urtheil ausgeschlossen wird.

„Die Einrichtung der Schwurgerichte soll bestehen bleiben. Die Aenderungen, welche bei längerer Erfahrung nöthig erscheinen dürften, können nur durch ein Gesetz bewerkstelligt werden.

„Die Strafe der Confiscation ist abgeschafft und darf nie wieder eingeführt werden.

„Der König hat das Recht der Begnadigung und Strafmilderung.

„Das Civilgesetzbuch und die thatsächlich bestehenden

Gesetze, welche der gegenwärtigen Verfassungsurkunde nicht zuwiderlaufen, bleiben bis zu ihrer gesetzlichen Abänderung in Kraft."

Von den besonderen Rechten, welche der Staat gewährleistet.

„Die im Dienste befindlichen Militairpersonen, die in den Ruhestand versetzten Offiziere und Soldaten, deren Wittwen, die pensionirten Offiziere und Soldaten behalten ihre Grade, Ehrenzeichen und Pensionen.

„Die Staatsschuld ist garantirt. Jedwede Verpflichtung, welche der Staat mit seinen Gläubigern eingeht, ist unverletzlich.

„Der alte Adel nimmt seine Titel wieder an. Der neue Adel behält die seinigen. Dem Könige steht die Verleihung des Adels zu; es werden jedoch durch dieselbe nur die Standes- und Ehrenrechte ohne irgend eine Befreiung von den gesellschaftlichen Lasten und Pflichten übertragen.

„Die Ehrenlegion wird fortbestehen. Der König bestimmt die innere Einrichtung und Decoration derselben.

„Die Colonien werden durch besondere Gesetze und Verordnungen regiert.

„Der König und seine Nachfolger schwören bei ihrer feierlichen Salbung, die gegenwärtige constitutionelle Verfassung treu und unverbrüchlich zu halten."

Unterzeichnet: Ludwig.

Der Minister Staatssecretair:

Unterz. der Abbé von Montesquiou.

Diese Charte, die im Allgemeinen das Volk befriedigte, enthielt gleichwohl manchen Anhaltepunct für bittern Tadel, der auch nicht auf sich warten ließ. Am bittersten getadelt wurde sie von den Leuten, die noch royalistischer gesinnt waren als der König selbst, von Villèle vor Allen, jenem Toulousaner, der später Minister wurde, der aber damals noch gar nicht einflußreich und auch nicht so berühmt war, als er es später wurde. Er schrieb u. A.: „... Der königliche Erlaß ist fast gänzlich dem vom Senate vorgelegten Verfassungsentwurfe nachgebildet. Er ist also nicht das Werk des Königs, er ist das Werk einer Körperschaft, die, wie ganz Frankreich weiß, nicht die Fähigkeit besaß, es zu schaffen. Haben die Männer, von denen wir uns nur zu lange leiten ließen, noch nicht genug Versuche an uns gemacht? Haben wir noch nicht genug Geld- und Menschenopfer gebracht, um die unseligen Ideen dieser Empiriker zu unterstützen? Was sind die Früchte ihres Wissens und des Vertrauens gewesen, das wir in ihre Verheißungen gesetzt haben? Verheerung der Welt und gewaltsame Besetzung unseres Vaterlandes! Die Staatseinrichtungen lassen sich nicht nach einer Schablone machen und auf Theorien gründen, das haben wir lange genug erfahren. Kehren wir zu der Staatsordnung unserer Altvordern zurück ... Es wird leichter sein, die schadhaften Theile unseres alten Staats-

organismus wieder auszubessern, als neue Staatseinrichtungen einzuführen..."

Weder diese Auslassung Villèle's noch diejenigen Carnot's, Fouché's und der Frau von Staël, die die Charte auch, aber allerdings von einem andern Standpunkte aus angriffen als jener, verzögerten jedoch den endlichen Abschluß des Friedens: am 30. Mai verkündete ein Kanonenschuß vom Hôtel der Invaliden, daß der Pariser Präliminar-Vertrag zwischen den verbündeten Souverainen und der königlichen Regierung unterzeichnet sei. Dieser Vertrag war nichts weniger als ehrenvoll für Frankreich, und es erhob sich auch sofort durch das ganze Land ein Schrei der Entrüstung über die gar zu große Nachgiebigkeit der Regierung. Dennoch machte man mit Unrecht Ludwig XVIII. darüber Vorwürfe. Konnte er mehr thun, als selbst Napoleon auf dem Gipfel seiner Macht gethan hatte? Die nämlichen Colonien, die der Pariser Vertrag Frankreich entriß, hatte auch der Kaiser abgetreten, er hatte die Herrschaft über das unermeßliche Louisiana verkauft, Venedig an Oestreich vertauscht, Oestreich und Rußland die Theilung Polens garantirt und dieselbe Insel Malta, die jetzt wieder England zugesprochen wurde, an dieses Land überlassen. Es ist nicht zu leugnen, der Vertrag war schimpflich, dennoch aber war er vortheilhaft für das Land; denn die fremden Truppen kosteten Frankreich täglich mehr

als acht Millionen. Zudem befestigte der Vertrag die Monarchie und beraubte Frankreich nicht der unzähligen Reichthümer des Museums, in welchem seit zwanzig Jahren die Früchte aller Eroberungen in ganz Europa niedergelegt worden waren; auch trat es keine Festungen seines alten Gebiets ab und Kriegscontributionen wurden ihm ebenfalls nicht auferlegt, die trug Jeder selbst.

Die Verfassung spielte Keinem übler mit als den kaiserlichen Senatoren, oder vielmehr sie spielte dieser Körperschaft, die so sehr für ihre Zukunft resp. für ihre Einnahmen besorgt gewesen war, gar nicht mit, sondern sie ignorirte sie förmlich. Das gab einen gewaltigen Schrecken unter diesen Herren; sie wurden, die sich vorher so sehr überhoben hatten, jetzt so demüthig und geschmeidig, daß sie sich sogar zu Bitten herabließen, um einen Sitz in der Pairskammer zu erhalten. Aber auch das gelang sehr Vielen nicht: vierundfunfzigen verweigerte der König ihr Gesuch. Unter diesen Ausgeschlossenen befanden sich sehr berühmte Namen, wie Cambacérès, Fouché, der Oheim des Kaisers Cardinal Fesch, der Abbé Sieyès, u. A. Auch von den Marschällen öffnete Ludwig denjenigen die Pforten des Pairspalastes nicht, die aus den Kriegen der Revolution und der Republik herstammten: Brune, Jourdan, Soult und Victor. Dagegen gab's für die Geistlichkeit und den hohen Adel goldene Zeit,

sie schwammen wieder in voller Glorie obenauf; Namen, die man lange nicht gehört hatte, hörte man nun; Männer, für die der Kaiser keine Verwendung gehabt, feierten jetzt ihre Auferstehung.

Zum 4. Juni 1814 hatte Ludwig beide Kammern zusammenberufen. Zu diesem ersten feierlichen Regierungsacte hatte er sich gründlich vorbereitet, er hatte die Eröffnungsrede, die er halten wollte, selbst geschrieben — wir wissen bereits, daß er im Redehalten stark war. Er verließ die Tuilerien in Begleitung aller Prinzen seines Hauses und umgeben von einem Theile seines militairischen Hofstaats. Die „nach dem Anblick eines Königs gierige Menge,“ die sich in ungeheurer Anzahl versammelt hatte, erfüllte wieder, wie gerade einen Monat vorher bei seinem Einzuge in Paris, mit Freudengeschrei und gar nicht endenwollenden Vivats die Luft und ein gleicher Jubel empfing ihn, als er in den Saal des gesetzgebenden Körpers gelangte, in welchem sich auch die Pairs eingefunden hatten und dessen Tribünen von der Elite Frankreichs und Europas gefüllt waren. Nachdem er auf dem Throne Platz genommen und sich der Jubel gelegt hatte, sagte er zu den vor ihm stehenden Pairs: „Meine Herren Pairs, setzen sie sich!“ und gleich darauf sprach der Kanzler d'Ambray im Namen des Königs zu den Deputirten: „Der König erlaubt Ihnen, sich zu setzen!“ Das war Etwas, was ein wenig stark

nach vor 1789 schmeckte uud was in den Reihen der Deputirten manches Kopfschütteln veranlaßte.

Nach diesen Förmlichkeiten hielt Ludwig XVIII. folgende, wie gesagt, von ihm selbst verfaßte Rede:

„Meine Herren, wenn ich zum ersten Mal in diesem Raume erscheine, um mich mit den Repräsentanten einer Nation zu umringen, die mir fortwährend die rührendsten Beweise ihrer Liebe giebt, so schätze ich mich glücklich, der Spender der Wohlthaten geworden zu sein, welche die göttliche Vorsehung meinem Volke bewilligt.

„Ich habe mit Oestreich, Rußland, England und Preußen einen Frieden geschlossen, in welchen alle Alliirten, das heißt alle Fürsten der Christenheit, mit inbegriffen sind. Die Versöhnung ist so allgemein, als es der Krieg war.

„Der Rang, welchen Frankreich fortwährend unter den Nationen behauptete, wurde auf keine andere übertragen, und bleibt ihm unverkürzt. Alles, was die anderen Staaten an Sicherheit gewonnen, kommt auch ihm zu gut und vergrößert mithin seine wirkliche Macht. Was es von seinen Eroberungen einbüßt, darf daher nicht als eine Schmälerung seiner wahren Kraft angesehen werden.

„Der Ruhm der französischen Armee wurde nicht befleckt; die Denkmale ihrer Tapferkeit bestehen noch, und die Meisterwerke der Kunst gehören uns künf-

tig durch dauerndere und heiligere Rechte, als die des Sieges.

„Die so lange geschlossenen Handelsstraßen werden wieder frei werden. Der Markt Frankreichs wird nicht blos den Erzeugnissen des eignen Bodens und eigner Industrie eröffnet sein. Diejenigen Producte, deren Gewohnheit zum Bedürfnisse geworden, oder die für die Betreibung der Künste nothwendig sind, werden durch die Besitzungen, welche sie wieder erlangt, geliefert werden: Frankreich wird nicht mehr gezwungen sein, sie entweder gänzlich zu entbehren, oder sie nur unter nachtheiligen Bedingungen sich zu verschaffen. Unsere Manufakturen werden wieder blühen, unsere Seestädte wieder aufleben, und Alles verspricht uns, daß lange Ruhe nach außen und eine dauernde Glückseligkeit im Innern die köstlichen Früchte dieses Friedens sein werden.

„Eine traurige Erinnerung stört jedoch meine Freude. Ich war als treuester Unterthan des besten der Könige geboren; ich glaubte es immer bleiben zu können, und ich nehme jetzt seinen Platz ein. Doch ist er nicht ganz gestorben; er lebt wieder auf in dem Testamente, welches er zum Unterrichte des erhabenen unglücklichen Kindes bestimmte, dem ich folgen sollte. Die Augen auf dieses unsterbliche Werk geheftet, durchdrungen von den Gesinnungen, denen es seine Entstehung verdankt, und geleitet durch die Erfahrung und den Rath

Mehrerer unter Ihnen, habe ich die constitutionelle Charte geschaffen, welche Ihnen jetzt mitgetheilt werden wird, und welche das Glück der Staaten fest begründet."

Diese Rede machte einen sehr guten Eindruck. Der greise König, der recht wohl die Macht des Wortes kannte, hatte dieselbe mit dem Ausdruck des Gefühls gesprochen, mit jener ernsten, zitternden Stimme, die aus dem Herzen kommt, und dieser Ausdruck und die ganze Persönlichkeit des Königs, sein weißes Haar, seine gebrochene Gestalt, und daneben wieder sein freundliches Gesicht und die Leutseligkeit, die aus seinen schönen Augen strahlte, dann aber auch der Inhalt seiner Rede selbst, die Verkündigung einer geordneten Freiheit, die man der Nation immer versprochen und nie gegeben hatte — Alles dies erregte einen solchen Beifallssturm, daß die Decke des Saales einstürzen zu müssen schien.

Die Freude wurde aber sehr merklich abgekühlt, ja sie schlug in tiefe Mißstimmung, in Unwillen und Murren um, als der Herr Kanzler d'Ambray das Wort ergriff, um in einer langen Rede die Verfassung zu begründen und zu erläutern. Er ging dabei wunderlich genug zu Werke; er strich fünfundzwanzig Jahre aus der französischen Geschichte, indem er den Regierungsantritt Ludwig's XVIII. nicht von der Zeit an datirte, wo ihn Frankreich zurück-

gerufen hatte, sondern von dem Tode Ludwig's XVII. im Tempel; Vaterland und Thron, behauptete er, wären während dieser Zeit ausgewandert gewesen! Dann beschränkte er die vom König gemachten Zugeständnisse durch eine Menge plumper Vorbehalte, nahm mit der einen Hand zu Gunsten der Krone wieder zurück, was mit der andern scheinbar der Freiheit gegeben worden war, und bemühte sich, den Absolutismus des alten Feudalunwesens mit den vernünftigen Grundsätzen der auf den Nationalwillen gegründeten Monarchie zu versöhnen. Er war so ungeschickt, die Verfassung eine einfache Verordnung zu nennen, die behufs Einführung von Reformen erlassen worden wäre. Er nannte die Bemühungen Frankreichs, eine den fortgeschrittenen Zeitideen entsprechende neue Ordnung zu schaffen, Verirrungen und strafwürdige Theorien. Ja er ging noch über 1789 zurück, indem er die Pairs und Abgeordneten die „Notabeln des Königsreichs" nannte.

Auch Ferrand, der „unter gespreizten Manieren seine geistige Hohlheit zu verbergen wußte," hielt noch vor Verlesung der Verfassungsurkunde eine Rede, in welcher er von traurigen Abwegen sprach, auf welche die Menschheit im Laufe der Zeiten gerathen sei, und die Verfassung ein Geschenk und ein Zugeständniß der Krone nannte, nicht aber ein Recht oder eine Errungenschaft.

Auch seine Redeübung wurde mehrfach von Zei-

chen des Mißfallens unterbrochen. Die Gemüther beruhigten sich jedoch mehr und mehr, als nun endlich die Verfassungsurkunde selbst verlesen wurde. Es fand darin Jeder eine der Wahrheiten wieder, denen er mit Leib und Leben anhing. Man dachte bald nicht mehr an die ungeschickten Minister, aber alle Sympathien wendeten sich in erhöhtem Maße dem Könige zu, und als er den Sitzungssaal verließ, erhob sich ein Jubel, dem man es anhörte, daß er aus dem Herzen kam. Und dieser Jubel begleitete ihn in seinen Palast und umfluthete denselben bis tief in die Nacht hinein. Die gehobene Gemüthsstimmung hatte gewiß nichts Theatralisches an sich, sondern war natürlich, mit welcher der König, vom Balkon der Tuilerien auf das jauchzende Volk herabsehend, ausrief: „Da ist meine Krone; Heinrich IV. hat es durch die Waffen bezwungen, ich habe es durch meine stillen Betrachtungen in Hartwell überwunden. Ich habe meine Schlacht bei Ivry gewonnen."

Das gute Einvernehmen zwischen dem König und den beiden Kammern hielt noch ein Weilchen an: die Adressen, die sowohl die Pairs- als die Deputirtenkammer in Antwort auf die Thronrede erließen, strotzten von Begeisterung und Schmeicheleien für den König.

Aber die Freude dauerte nicht gar zu lange. Der erste Zusammenstoß mit der öffentlichen Mei-

nung erfolgte, als der Herr Polizeiminister Beugnot — freilich nicht aus eignem Belieben, sondern par ordre Sr. Maj. — eine Verordnung erließ, den Sabbath mehr als bisher geschehen, zu heiligen. Der im Uebrigen durchaus nicht muckerisch gesinnte König hatte den Kutten diese Concession gemacht, um ihre Rehabilitation als die Folge seiner eigenen Wiederherstellung erscheinen zu lassen. Aber die Franzosen, die damals sehr mißtrauisch waren, und die nur eine Restauration der katholischen Kirche in der Freiheit wollten, wie sie eine Restauration des Thrones in der Verfassung gewollt hatten, wagten in diesem Punkte anderer Meinung zu sein als ihr allergnädigster Landesvater: Gewissensdruck oder Gewissenszwang erschien ihnen als ein Zeichen der ausschließlichen Herrschaft eines einzigen bevorrechteten Cultus und als ein Frevel an der Vernunft und Toleranz des Jahrhunderts. Und nach ihrer Art, wenn sie etwas für schlecht, für albern oder für gefährlich erkannt haben, bettelten sie auch in diesem Falle nicht um Zurücknahme der Verordnung, sondern sie erhoben dagegen so laut und vernehmlich ihre Stimme, daß die Herren Minister erschrocken vor diesem Ausdruck der öffentlichen Meinung zurückbebten und nichts Eiligeres zu thun hatten, als die der Verachtung anheimgefallene Verordnung gleich den ersten Tag wieder außer Kraft zu setzen.

So lächerlich Beugnot's Versuch war, genügte er doch, um die Nation gegen die Kirche Front machen zu lassen; er war auch die Ursache, daß sich die Begeisterung für das Königthum merklich abkühlte. Die Deputirtenkammer drohte Gesetze zu fordern, welche die Gewissens- und Meinungsfreiheit und die Abhängigkeit der Regierung von den Urtheilen einer freien Presse garantiren sollten. Das waren schlimme Anzeichen; man mußte, ehe sich die Deputirten vermaßen, den Gedanken für frei zu erklären, sich beeilen, ihn zu fesseln: der Abbé von Montesquiou legte deshalb der Deputirten-Kammer folgenden Gesetzentwurf zur Genehmigung vor:

„Jede Druckschrift von mehr als dreißig (!) Druckbogen darf ohne vorhergehende Censur gedruckt und öffentlich bekannt gemacht werden. Derselbe Fall soll es mit den Schriften sein, die, welches auch ihre Bogenzahl sein möge, in todten oder ausländischen Sprachen erscheinen, ferner mit geistlichen Büchern, Katechismen, Gebetbüchern, Uebersichten von Processen durch Advocaten u. s. w. Wenn wenigstens zwei Censoren urtheilen, daß eine Schrift ein verläumderisches Libell sei, oder daß sie die öffentliche Ruhe stören könne, oder dem Artikel 11. der Charte zuwider, oder sittenverderbend sei, so kann der General-Director der Buchhandlungen deren Unterdrückung verordnen. Die periodischen Jour-

nale und Schriften dürfen nur mit Genehmigung des Königs herausgegeben werden.

„Niemand darf Buchdrucker oder Buchhändler sein, der nicht durch die königliche Behörde anerkannt und vereidet wurde. Kein Buchdrucker darf irgend eine Schrift drucken, bevor er sich nicht verpflichtet hat, sie nicht eher zu verkaufen, oder in irgend einer Art bekannt zu machen, bis er die vorgeschriebene Anzahl von Exemplaren eingereicht hat. Die nicht erfolgte Declaration vor dem Drucke, und die unterlassene Einreichung der bestimmten Anzahl von Exemplaren vor der Bekanntmachung, werden Jedes mit 1000 Frcs. Geldstrafe für das erste Mal, und 2000 Frcs. für das zweite Mal geahndet. Jeder Buchhändler, bei welchem ein Werk ohne Angabe des Druckers gefunden wird, bezahlt eine Strafe von 2000 Frcs. Diese Strafe wird auf 1000 Frcs. vermindert, wenn der Buchhändler den Namen des Buchdruckers mittheilt. Dieses Gesetz wird nach drei Jahren wieder durchgesehen werden, um die Modificationen darin anzubringen, welche in diesem Zeitverlaufe die Erfahrung als zweckmäßig ergeben haben wird.“

Dieser Gesetzentwurf, welcher von dem „kleinen“ Guizot, dem Secretair des Abbé von Montesquiou, abgefaßt worden war und der von den Verheißungen der kaum gegebenen Charte eine der wichtigsten, wenn nicht geradezu die wichtigste, auf-

hob, erregte im Lande einen Sturm der Entrüstung. Die Deputirtenkammer ernannte Raynouard zum Berichterstatter über das vorgelegte Gesetz. Man mußte an dem Tage, wo er seinen Bericht erstatten wollte, die Tribünen durch das Militair räumen lassen, die, wie die Zugänge und das Innere der Deputirtenkammer, von einer zahllosen Menschenmenge besetzt waren, die einen solchen Tumult machten, daß man die Sitzung auf den folgenden Tag verlegen und durch eine imposante Truppenmacht das Volk von den Berathungen fern halten mußte.

Eine lautlose Stille herrschte, während Raynouard seinen Bericht vorlas, der nach einer freisinnigen Beleuchtung des Gesetzentwurfes mit dem Resultate schloß, daß derselbe zu verwerfen sei. Man überhäufte den Berichterstatter mit Beifall. Die sich an den Bericht anschließende Debatte dauerte vier Tage. Während dieser vier Tage verrauchte der Enthusiasmus der Herren Deputirten; sie, die weder die Einsicht, noch die Kühnheit einer seit langer Zeit freien Versammlung hatten, erschraken vor den Gespenstern, die der Herr Minister von Montesquiou vor ihnen heraufbeschwor, und das Gesetz, das den freien Menschengeist in Banden schlug, wurde ... angenommen. Es waren nur wenige, aber allerdings die ausgezeichnetsten Mitglieder der Kammer, wie Dupont (de l'Eure), Dumolard, Durbach, Raynouard, Gallois, Lainé,

die gegen diese Schwäche protestirten. In der Pairskammer sprachen Boissy d'Anglas und Lanjuinais wenn auch kräftig, doch ebenfalls ohne Erfolg: das Gesetz ging auch hier, allerdings mit einer nur schwachen Majorität, durch. Niemand war glücklicher darüber als Ludwig XVIII.: „... Wir hatten endlich einen Damm gegen die Uebertreibungen und Mißbräuche zu Stande gebracht, die von Tag zu Tag unausstehlicher wurden."

Die furchtsame Kammer berieth hierauf die Finanzen, welche sie in für die Zeitverhältnisse überaus gutem Zustande fand, setzte dem König eine Civilliste von dreiunddreißig Millionen aus, bewilligte auch weitere dreißig Millionen zur Deckung der Schulden, die er während seiner Wanderjahre gemacht hatte, und gewährte endlich nach langen und bissigen Debatten eine theilweise Entschädigung an die Emigranten. Diese bissigen Debatten schloß und die Zustimmnng zu der desfallsigen Gesetzvorlage errang Lainé, der Präsident der Kammer, indem er an die Großmuth und an das Mitleid der Deputirten appellirte. „Nein, meine Herren," schloß er seine Rede, „ich fürchte nicht, daß die Versammlung für die Gegenwart und noch weniger für die Zukunft die Schätze der Gerechtigkeit und, ich wage es zu sagen, die Schätze der nationalen Barmherzigkeit erschöpft habe..."

Trotzdem alle Gesetze, die bis dahin der Kam-

mer zur Berathung vorgelegt worden, von derselben angenommen waren, so berührten doch die vor der schließlichen Annahme gepflogenen Debatten den König, mehr aber noch seine Umgebungen, die über diese Theilung der Gewalten noch keinen Augenblick froh geworden waren, sehr unangenehm und das Frohlocken dieser Letzteren war darum groß, als Ludwig XVIII. im September die Absicht zu erkennen gab, die Sitzung zu schließen. Am 30. September wurde die Schließungs-Ordonnanz zur Kenntniß der Kammern gebracht, die darüber zwar mißvergnügt waren, indeß doch dem Könige das Recht dazu nicht bestreiten konnten.

Um diese Zeit geschah die erste Berufung auf die Charte.

Der General Excelmans, einer der besten Offiziere der Armee, zu dem Napoleon 1809 sagte: „Ich weiß, daß Ihr Muth nicht übertroffen werden kann," ging bald darauf in die Dienste Murat's, des damaligen Königs von Neapel, der seinen alten Waffengefährten zum Oberstallmeister machte. Napoleon aber konnte es nicht leiden, wenn seine Offiziere im Auslande dienten; er rief Excelmans im Jahre 1812 wieder zurück und machte ihn zum Generallieutenant. 1814, als Napoleon auf Elba war, Murat's Thron dagegen noch unumgestürzt stand, richtete Excelmans, um ihm dazu Glück zu wünschen, ein Schreiben an diesen. Dieses Schrei-

ben, welches man bei einem Reisenden fand und wegnahm, athmete nichts weniger als Haß gegen die Regierung Ludwig's XVIII., es sprach sich nur darin die bei einem Soldaten ganz natürliche Sehnsucht nach der kaum abgeschlossenen Vergangenheit mit ihrem Inhalt von Schlachten und Ruhm aus und enthielt außerdem die Versicherung, daß eine große Anzahl Unzufriedener sofort unter die Fahnen des Kaisers zurückkehren würde, wenn dieser nach Frankreich käme.

Dieses Schreiben gelangte durch Blacas in die Hände des Königs, der, von dem damaligen Kriegsminister Dupont um seine Befehle befragt, erwiederte, daß ein braver, wenn auch unzufriedener Offizier nicht beunruhigt werden solle; man möge indeß dem General Excelmans für die Zukunft eine größerere Zurückhaltung bei seinen Verbindungen anempfehlen.

Bald darauf war der Marschall Soult, der in der letzten Zeit noch royalistischer sich gebehrdet hatte als die, welche es immer gewesen waren, an Dupont's Stelle Kriegsminister geworden. Als dieser die Angelegenheit Excelmans' erfuhr, setzte er sich auf's hohe Pferd und drang in den König, den Schuldigen der Strenge der Gesetze zu übergeben. Ludwig widerstrebte lange, gab aber endlich doch seine Einwilligung, den General vor ein Kriegsgericht zu stellen. Sein Entschluß gereute ihm in-

dessen, er sistirte die Untersuchung und begnügte sich, Excelmans für einige Monate nach seinem Geburtsorte Bar-sur-Ornain zu verbannen. Gegen diese Entscheidung leistete der General anfänglich nur auf subordinationsmäßige Weise Widerstand. Er machte dem Könige vorstellig, daß er nur in Paris oder auf dem Lande leben könne, daß seine Frau, die täglich ihrer Entbindung entgegensehe, außer Stande sei ihn zu begleiten, und daß man hm wenigstens einen Aufschub von einigen Tagen vergönnen möge, um dem Verbannungsdecrete nachzukommen. Was den Herrn Marschall Soult an dieser Vorstellung am meisten verdroß, war die Gespreiztheit, mit welcher der Bittsteller ihm, dem durch den Krieg reich Gewordenen gegenüber, seine eigene Armuth hervorhob; er befahl dem Gouverneur von Paris, General Maison, Excelmans verhaften zu lassen. Maison gehorchte; er gab dem General Gründler den behufigen Auftrag. Excelmans jedoch verschloß seine Thüren, trotzte den Soldaten, welche mit Gewalt in seine Wohnung dringen sollten und erklärte, daß er den Ersten, der es wagen würde, Hand an ihn zu legen, niederschießen werde. Die Soldaten, wohl nicht aus Furcht, sondern aus Achtung vor dem geliebten Kriegsmanne, ließen ihn unangefochten durch ihre Reihen schreiten, und Excelmans flüchtete sich zu einem Freunde.

Von hier aus schrieb er am 24. December

1814 eine Petition an die Deputirtenkammer, in welcher er sich über die Verletzung seines Hausrechts beklagte und sich selbst und seine Gattin, die von den sie bewachenden Soldaten nicht aus den Augen gelassen würde, unter den Schutz des Gesetzes und der Abgeordneten seines Landes stellte. Er machte sich überdies verbindlich, sobald ein Gerichtshof zur Untersuchung seiner Sache eingesetzt sei, sich zu stellen.

Der Herr Herzog von Dalmatien setzte auch in der That zur Untersuchung der Excelmans'schen Angelegenheit einen Kriegsrath zu Lille unter der Präsidentschaft des Generals Grafen Drouet d'Erlon ein, an welchen Letzteren der Verklagte einen Brief schrieb, der äußerst klug und in sehr gemäßigten Ausdrücken abgefaßt war. Er stellte sich darauf zu Lille als Gefangener, und wurde ... freigesprochen. — Diese Freisprechung wurmte den Kriegsminister Marschall Soult dermaßen, daß er einen heftigen Nervenzufall bekam.

Auch dem Könige kam der Spruch des Kriegsraths sehr unerwartet, er erkannte daraus, daß noch viele Andere die Grundsätze Excelmans' als die ihrigen betrachteten. Dennoch gab er den Royalisten nicht nach, die ihn mit Bitten bestürmten, daß er außerordentliche Maßregeln ergreifen möge.

„Sind Sie auch ganz sicher, mein Freund,“ sagte er eines Tages zu Blacas, „daß die Polizei die Uebelwollenden beobachtet? Ist sie so stark, wie

man Ihnen glauben macht? Ich ersuche Sie, sehr aufmerksam zu sein, denn es scheint mir, als wenn Etwas um uns vorginge, woraus ich noch nicht recht klug werden kann."

Was dieses Etwas war, woraus Ludwig nicht recht klug werden konnte, hätte er aus einem Briefe Fouché's vom 14. Februar 1815 ersehen können, wenn er aus Abneigung gegen den Schreiber nicht absichtlich die Augen verschlossen, das heißt, wenn er in diesem Briefe nicht etwas Anderes gesucht hätte, als was er in der That enthielt, Wahrheit. Der Herzog von Otranto schrieb ihm:

„Sire! Es ist meine Pflicht, zum letzten Male Ew. Maj. auf drohende Gefahren aufmerksam zu machen; später wäre es zwecklos. Eine ausgedehnte Verschwörung umfaßt Frankreich, im Auslande wirkt eine macchiavellistische Politik. Nächstens wird der Ausbruch erfolgen; man muß in möglichster Eile ihm begegnen; der geringste Verzug würde den Verlust der Monarchie herbeiführen. Folgendes ist im Werke: Das Ausland ist auf die schnelle Entwickelung Frankreichs eifersüchtig. Sein Handel beschränkt den Englands; sein Ultimatum, welches Sachsen vor gänzlicher Theilung rettet, verletzte Preußen und Rußland. Oestreich ist ein zu natürlicher Feind Frankreichs, als daß es nicht dessen Demüthigung wünschte. Man hat gesucht, in geheimen Conferen-

zen, von denen der Fürst Talleyrand*) nichts erfahren, das Mittel zu finden, Frankreich noch mehr niederzudrücken. In Folge dessen wurde der östreichische General Koller im Namen des Kaisers, seines Schwiegervaters, mit größter Vorsicht an Bonaparte abgeschickt, um ihn zu einer Landung in Frankreich zu bewegen. Man sucht seit Ihrer Rückkehr Ihnen die Herzen des Volks zu entfremden. Die Armee denkt nur an ihren Kaiser; die Offiziere auf halbem Solde erwarten Wunder von ihm, und werden sich, sobald er erscheint, für ihn erklären. Der Mittelpunkt der Intrigue hat sich in dem Hotel der Herzogin von St. Leu gebildet. Die Herren Montalivet, Regnault de St. Jean-d'Angely, Thibaudeau und Arnaud sind die Civil-Chefs der Unternehmung. Ich nenne Ihnen die Militair-Chefs nicht, weil fast alle Generale zu ihnen gehören; Carnot ist unter ihnen, Merlin de Douai, Réal und viele Andere, von denen Sie es nicht glauben. Sehr viele Frauen, Madame Hamelin an der Spitze, mit der Ex-Königin von Holland, die Gräfin R..., Madame B..., J..., M..., C... sind Alle sehr thätig. Man nähert sich den Republikanern; es wurden ihnen ungemeine Concessionen versprochen.

Zwischen Paris und der Insel Elba findet eine unausgesetzte Verbindung von Correspondenzen und

*) Der Gesandte Frankreichs beim Wiener Congresse.

Emissairen Statt; der Bruder des Generals Bertrand, der sich bei Bonaparte befindet, hat die letzten Nachrichten überbracht.

Sie dürfen an keinem Worte von dem, was ich mittheile, zweifeln, weil ich selbst ein Mitglied der Verschwörung bin. Ich mußte darauf eingehen, um den Monarchen und die Monarchie zu retten. Ich bitte also den König, alle andern Rücksichten aufzugeben, mich zu berufen und mich anzuhören. Ich halte alle Fäden der Verschwörung und kann deshalb die königliche Sache retten; aber Schnelligkeit und Energie sind vor Allem nöthig, Zögern würde Alles verderben.

Der König ist zu weise, als daß er diese Warnung nicht achten sollte. Wollte derselbe jetzt meinen Feinden sich anvertrauen, so setzte er seine Krone auf's Spiel. Dieses Spiel ist gefährlich; der König möge es erwägen" u. s. w.

Ludwig XVIII. hatte seinen Freund Blacas gefragt: „Sind Sie auch ganz sicher, daß die Polizei die Uebelwollenden beobachtet?" und der Herr Polizeiminister Dandré, dem Blacas das Schreiben Fouché's an den König mitgetheilt, hatte um acht Tage Zeit gebeten, um sich von der Wahrheit der darin enthaltenen Mittheilungen zu vergewissern. Nach Ablauf dieser Frist stellte er sich mit einem langen Berichte ein, der die Angaben des Herzogs von Otranto durchweg Lügen

strafte. „Der Herzog von Otranto," schrieb Dandré, „sucht sich nothwendig zu machen, und bedient sich, um diesen Zweck zu erreichen, mancher Mittel, welche das Zartgefühl verletzen; er stellt Personen unter eine beleidigende Beaufsichtigung, welche, wenn sie auch keine Royalisten sind, wenigstens sich ruhig verhalten. Ich weiß Tag für Tag, Stunde für Stunde, was bei der Herzogin von St. Leu vorgeht. Man wünscht ohne Zweifel die Vergangenheit zurück; man bildet sich schöne Luftschlösser für die Zukunft; aber dies Alles ist noch weit von einer verbrecherischen Verschwörung entfernt. Wünsche sind noch keine Verschwörungen, und der ritterliche Sinn des Hauses Bourbon kann sich nicht erniedrigen, Frauen zu beunruhigen, weil sie unzufrieden sind, und sich frühere Verhältnisse zurückwünschen." In ähnlicher Weise wie über die Herzogin von St. Leu sprach sich Dandré auch über die Gräfin R... und Madame Hamelin, sowie über alle in dem Schreiben des Herzogs von Otranto erwähnte Personen aus, die nach seiner Ansicht sich Alle weit eher mit der Vermehrung ihres Vermögens, als mit Verschwörungen beschäftigten. Der harmlose Bericht des Herrn Polizeidirectors schloß dann mit einer Weihrauchwolke, die er sowohl über den König als über des Königs Freund Blacas ausströmen ließ: „Möge der König dem Eifer seiner getreuen Unterthanen vertrauen; ihre Wachsamkeit, statt nach-

zulassen, nimmt stets an Ausdauer und Energie zu. Uebrigens finden sie auch in der Masse der Bevölkerung Unterstützung: sie betet den König und seine erhabene Familie an; sie weiß, daß das Glück Frankreichs mit der Regierung der Bourbons verknüpft ist. Die Unzufriedenen sind unbedeutend, mehr selbst erschreckt, als zu fürchten. Nein, der Friede Frankreichs wird nicht gestört werden! Wäre dies auch möglich, da der König einem Manne sein Zutrauen schenkt, dessen Tugenden und Staatsklugheit an den Cardinal Richelieu unvergeßlichen Andenkens erinnern?"

Der Herr Polizeiminister sah also noch am 28. Februar 1815 mit offenen Augen Nichts; auch der Herr Kriegsminister, der Herzog von Dalmatien, der plötzlich royalistischer als die Royalisten sich gebehrdende und durch den Krieg sehr reich gewordene Marschall Soult gab dem Könige auf die Frage, ob er, im Fall eines theilweisen Aufstandes, für die Armee im Ganzen einstehen könne, die beruhigende Antwort: „Es ist möglich, daß dreißig Schurken einen verzweifelten Streich wagen; aber ich verbürge mich, daß deren nicht vierzig sind."

Vielleicht genau um dieselbe Zeit, als Dandré seinen Bericht schrieb, dictirte Napoleon auf dem „Inconstant", der ihn und sein Häuflein Getreuer von Elba nach Frankreich trug, jene Proclamatio-

nen „An das Heer" und „An das Volk", in welchen Nichts daran erinnert, daß die Bourbonen das Glück Frankreichs seien und daß sie das Volk anbete. Und Napoleon war doch wohl ein besserer Menschenkenner als Herr Dandré, der überall nichts als Begeisterung für Ludwig XVIII. sah; ja selbst ein besserer als sein ehemaliger General Soult, der die Liebe des Heeres zum Kaiser nicht besser zu taxiren wußte, als daß er Dreißigen, die er „Schurken" betitelte, ausdauernde Treue zutraute.

Ludwig XVIII. war nach den Versicherungen seines Polizei- und seines Kriegsministers wieder ruhiger geworden; er vertraute der Zukunft und — der Boden wankte bereits unter seinen Füßen.

Ehe wir zu der Katastrophe kommen, die dem guten alten Herrn nochmals den Wanderstab in die Hand drückte, wollen wir erwähnen, daß seine Umgebung ihm sehr anlag, Versailles wieder zu Ehren zu bringen, Versailles, an dessen Schloß sich alle theuersten Erinnerungen der Royalisten knüpften. Ludwig hatte in der That einen Augenblick die Absicht, dies zu thun; er besuchte jenen Ort, wo er seine glanzvolle Jugend verlebt und wo er von der Ungerechtigkeit der Hofleute, denen er gar nicht nach ihrem Sinne war, so Manches zu leiden hatte. Die Einwohner von Versailles nahmen ihn mit Enthusiasmus auf; er konnte aber nicht freundlich gegen sie sein; die blutigen Erinnerungen überwältigten ihn,

und an diesen blutigen Erinnerungen hatten ja auch die Versailler ihr gutes Theil.

Auch im Schlosse gefiel es ihm nicht auf die Länge: es umgaben ihn dort nur die schweigenden Schatten der durch die Revolution Geopferten oder derer, die vor derselben gestorben waren — statt daß er Freude von diesem Besuch gehabt hätte, wurde er traurig; die Denkmale der Vergänglichkeit gemahnten ihn, daß auch er nahe daran sei, der Natur ihren Tribut zu zahlen. Er ging nie wieder nach Versailles, von dessen Schlosse er übrigens in seinen Memoiren eine merkwürdige Anekdote erzählt, die wir mittheilen wollen. Als Ludwig XIV. das Schloß von Versailles wollte bauen lassen, fragte ihn Mademoiselle la Vallière, welche damals in höchster Gunst bei ihm stand, ob er seinem Schlosse auch das Horoskop habe stellen lassen? Der König, der den damals noch sehr allgemeinen Glauben an diese Träumereien nicht theilte, wollte davon nichts wissen; als sich indessen die Gunstdame nicht beruhigte und ihm fortwährend deshalb in den Ohren lag, lächelte er und ließ sie gewähren. Die Frau Herzogin ließ nun einen sehr berühmten Astrologen rufen, welcher nach Absolvirung seines Hocuspocus erklärte, daß ein Jahrhundert nach der Erbauung von Versailles die Tuilerien in Paris die Residenz der Könige von Frankreich wieder werden würden. — „Werden sie später wieder nach Versailles zurück-

kehren?“ fragte Mademoiselle la Vallière. Auf diese Frage blieb anfangs der Sterngucker die Antwort schuldig, und erst auf wiederholtes Drängen erwiederte er: „Nein, sie werden nicht zurückkehren, das Volk wird es nicht zugeben!“ Als man Ludwig XIV. den Ausspruch des weisen Mannes hinterbrachte, schwieg er eine Weile nachdenklich und bemerkte dann: „Meine Nachfolger werden der Nation sehr theuer sein, weil sie dieselben nicht aus den Augen verlieren will; dies ist ein Glück, um welches ich sie beneide.“ Vielleicht, daß er im Hinblick auf seine eigene Wirthschaft und deren nothwendige Folgen den wahren Grund der „übergroßen Liebe“ der folgenden Generationen zum Könige ahnte, genug er erwähnte diesen Gegenstand nie wieder, und seine Gunstdame, die in den Astrologen drang, ihr den wahren Grund der dereinstigen Residenz-Veränderung zu entdecken, mußte sich's gefallen lassen, von ihm auf den Ausspruch des Königs verwiesen zu werden, welcher der beste sein müsse. Wir wissen, daß allerdings Versailles nach hundert Jahren von der königlichen Familie verlassen wurde, es war aber freilich nicht die Liebe der Nation, die sie nach Paris in die Tuilerien geleitete, sondern der Haß, und dieser Haß duldete auch ihre Rückkehr nach Versailles nicht, sondern schleppte sie auf's Blutgerüst.

— — — — — — — — — — — — — —

Die Pacification der Welt sollte in Wien besiegelt werden. Dorthin hatten sich alle Fürsten entweder in Person begeben oder sie ließen sich durch bevollmächtigte Gesandte vertreten. Ludwig's XVIII. Gesandte waren: der Fürst von Talleyrand, der Herzog von Dalberg, die Herren Alexis de Noailles, de la Tour du Pin und La Besnière. Diese Herren kamen in Wien in eine eigenthümliche Situation: man wollte sie nämlich an den Entscheidungen des Congresses nicht Theil nehmen lassen, und motivirte diese Ausschließung dadurch, daß die Stellung Frankreichs zu dem übrigen Europa bereits durch den Pariser Tractat geregelt worden sei. Aber Talleyrand und seine Collegen statuirten diesen Grund nicht, sie protestirten gegen ihre Exclusion und nahmen, und zwar mit Erfolg, an allen Berathungen Theil. Gegenstände dieser Berathung waren in Kurzem folgende neun Puncte:

1) Der vollkommenste Umsturz des bonapartistischen Systems, und die gänzliche Vernichtung des französischen Uebergewichts für damals und für immer.

2) Anderweitige Maaßregeln, durch welche etwaigen künftigen Angriffen Frankreichs gegen europäische Interessen entgegengewirkt werden sollte.

3) Die Wiederherstellung des Königreichs Polen, wenigstens auf die Höhe, von der es Bonaparte gestürzt hatte.

4) Die Restitutionen und Concessionen, welche Oestreich verlangte.

5) Die Disposition über das Herzogthum Warschau.

6) Eine neue Verfassung für Deutschland, welche jeden einzelnen Staat unabhängig erscheinen ließe, in der That jedoch ihn unter die Vormundschaft Preußens oder Rußlands stellte.

7) Die Auflösung des Königreichs Westphalen, und die Bildung eines neuen Königreichs für England.

8) Die Bestimmung der italienischen Verhältnisse.

9) Endlich eine Menge wichtiger Entscheidungen, welche meist in Bezug zu den vorhergehenden stehen.

Nach den Bestimmungen des Pariser Tractats sollte zwei Monate nach Abschluß desselben der Congreß in Wien seinen Anfang nehmen. Der Kaiser Alexander war aber nach Rußland gegangen und kam von dort erst im September wieder, so daß auch der Congreß und zwar vorerst im Geheimen nur von den Bevollmächtigten Englands, Oestreichs, Preußens und Rußlands eröffnet wurde. Die erste Entscheidung dieser vier Mächte bewies, daß sie den übrigen Staaten Gesetze vorzuschreiben die Absicht hatten. Diese erste Entscheidung betraf nämlich den ersten Artikel der geheimen Bedingungen

des Pariser Tractats, welcher folgendermaßen lautete: „Die Verfügung über das Gebiet, dem Seine Allerchristlichste Majestät durch den Artikel 5. des Vertrags entsagten, und die Verhältnisse, welche ein wirkliches und dauerndes Gleichgewicht in Europa bilden sollen, werden auf dem Congresse durch von den alliirten Mächten selbst festgestellte Handlungen bedingt werden." Die vier Mächte interpretirten diesen Artikel jetzt so, daß die Vertheilung dieser Staaten ohne Theilnahme Frankreichs, ja selbst ohne Theilnahme Spaniens, Statt finden sollte, welche beide gleichwohl zu den alliirten Mächten mit gehörten. Talleyrand und der Gesandte von Spanien, Herr von Labrador, protestirten zwar gegen diese Auslegung, es half ihnen aber nichts.

Ludwig XVIII. giebt die Abneigung Alexander's gegen Frankreich, resp. gegen Talleyrand, der früher auf so gutem Fuße bei ihm stand, dem Umstande Schuld, daß dieser die Winke des Kaisers nicht beachtet, der gewünscht habe, daß für den Herzog von Berry um eine seiner Schwestern geworben werde. Aber auch Ludwig selbst war des Kaisers Wünschen entgegen; er hatte bereits eine östreichische Prinzessin ausgeschlagen, gegen welche, wie er wußte, die Franzosen Abneigung hatten, er fürchtete nun Oestreich zu verletzen, wenn er Alexander's Vorschlag annähme: er gab seinem Neffen

später eine neapolitanische Prinzessin, die oben gezeichnete Marie Caroline, spätere Gräfin von Luchesi Palli, zur Gemahlin.

Indessen hatte der Kaiser Alexander auch noch andere Beschwerden gegen Talleyrand, der gar nicht gefügig genug sich zeigte, um die hochfliegenden Pläne des Czaren zu unterstützen. Dieser hatte unter Anderen die Absicht, aus Polen ein seinem Scepter unterworfenes Königreich zu bilden und verfolgte diese Idee so hartnäckig, daß er sogar erklärte, er werde lieber einen neuen Krieg anfangen, als diesem Projecte entsagen. Später spannte er aber doch seine Forderungen ein wenig herab, indem er einwilligte, einige Theile Polens an Preußen und Oestreich abzutreten und aus Krakau und seinem Gebiet einen unabhängigen Staat zu bilden.

Um diese Zeit kam ein geheimer Tractat vom Anfange Decembers 1813 zur öffentlichen Kenntniß, durch welchen England und Oestreich dem damaligen Könige Murat von Neapel den Besitz der päpstlichen Legationen von Ancona und Urbino sicherten, worüber um so größerer Lärm entstand, als die Abgesandten Murat's deren Uebergabe verlangten. Die Fürsten aus dem Hause Bourbon waren natürlich eifrig darauf bedacht, den Thron von Neapel ihrer Familie zurückzuerobern; deswegen verfaßten die Gesandten derselben, Herr von Labrador und Fürst Talleyrand, in Antwort auf jene

Forderung, die folgende Note, welche sie dem Congresse überreichten:

„Um Murat, ohne einen neuen Krieg anzufangen, abzusetzen, ist eine Erklärung des Congresses hinreichend; wenn derselbe dies aber verweigern sollte, so wird Se. Allerchristlichste Majestät, in Gemeinschaft mit ihren besonderen Alliirten, einem Emporkömmlinge die Krone, zu deren Behauptung er keineswegs ein Recht hat, zu entreißen wissen."

Die kräftige Sprache dieser Erklärung verplüffte die Bevollmächtigten; die Aehnlichkeit des Falls mit dem des Prinzregenten von Schweden, Bernadotte, machte sie verlegen: Wellington, der den Lord Castlereagh abgelöst hatte, erklärte im Namen Englands, daß es Neapel und Sicilien nicht gern wieder zu einem Königreiche vereinigt sähe.

Aber Ludwig ließ sich durch die Wünsche Englands nicht beirren, er wollte um jeden Preis Murat vertreiben und hielt eine Armee von 30,000 Mann bereit, die zu geeigneter Zeit entweder zu Wasser oder zu Lande nach Neapel dirigirt werden konnte.

In den letzten Tagen des Februars 1815 erhielt Ludwig XVIII. aus Wien eine Depesche von einem dortigen „Freunde", in welcher neben manchen Klatschereien und Anekdoten über die Persönlichkeiten des Congresses auch eine Stelle vorkam, die ganz merkwürdig die Auslassungen Fouché's in seinem

Briefe vom 14. Februar, den wir oben mittheilten, bestätigte. Sie lautete: „Aus guter Quelle habe ich erfahren, daß von Wien aus Depeschen nach Unter-Italien geschickt worden sind. Waren sie nach der Insel Elba oder nach Neapel bestimmt? Der König weiß es ohne Zweifel. Ich glaube, daß die Polizei ganz vorzüglich hierauf aufmerksam sein müßte. Ich empfehle diese Angelegenheiten der Aufmerksamkeit des Herr Dandré*) ganz besonders. Es ist gewiß, daß Murat Truppen zusammenzieht und Frankreich bedroht. Auch die Jacobiner in Frankreich und Italien sind in Bewegung; man beobachte sie genau, wenn man nicht will, daß sie viel Böses thun."

Diese Depesche schlug beim Könige mehr an, als jener Brief Fouché's, dem er seines Schreibers wegen keinen Glauben hatte schenken wollen. Mehr schlug auch eine Mittheilung des Grafen von Vaublanc an, des Präfecten von Metz, der, sehr erschreckt von der demagogischen Stimmung der Truppen, expreß nach Paris gekommen war, um Herrn Dandré auf diese Symptome der Empörung aufmerksam zu machen, und sehr verwundert war, von

*) Des Polizeiministers, der, wie wir bereits wissen, durchaus nichts von dem Etwas ausfindig machen konnte, was nach Ludwig's Dafürhalten damals vorging, woraus er aber nicht klug werden konnte.

diesem gemüthlichen Polizeimanne die Erklärung zu vernehmen: es sei ihm unbekannt, daß er für Polizeifälle den Präfecten Befehle zu ertheilen habe.

Ludwig erfuhr diese sonderbare Auslassung Dandré's und sie und andere Aufklärungen über die Amtsführung des kopflosen Polizeidirectors reiften in ihm den Entschluß, ihn seines Postens, der in einer solchen Zeit mit dem möglichst tauglichsten Subjecte besetzt sein mußte, zu entlassen. Durch wen aber sollte er ihn ersetzen? Er ließ die zehn bis zwölf Persönlichkeiten, die man ihm vorschlug, die Revue passiren — sie wogen aber alle zu leicht, und er mußte endlich bei Fouché stehen bleiben, bei Fouché, der ihm die Lage der Dinge, wie er nun einsah, im rechten Lichte dargestellt hatte. Er sprach von dieser seiner Absicht, das Polizeiministerium dem Herzoge von Otranto zu übertragen, mit Madame D..., die ihm darauf erwiederte:

„Sie würden sehr weise daran thun, Sire, denn das Polizeiministerium bedarf eines gewandten Chefs; aber wer weiß, ob er jetzt diese Stellung annehmen wird."

Fouché hatte, wie Madame D... wußte, gegen Cambacérès erklärt, daß er, wenn ihm jetzt das Polizeiministerium angeboten würde, es ausschlagen werde, weil es — zu spät wäre. „Vor acht Tagen noch hätte ich nützlich sein können," hatte er gesagt, „jetzt nicht mehr."

Dieser Ausspruch stimmte zu sehr mit Fouché's Briefe überein, als daß er den König nicht hätte beunruhigen sollen. Er beauftragte deshalb Madame D... (Se. Maj. liebten es zuweilen, sich weiblicher Unterhändler in Staatsangelegenheiten zu bedienen), den Herzog um Aufklärung darüber zu bitten, und diese, eine Dame, die für den König, wenn es ihm hätte nützen können, durch's Feuer gegangen wäre, übernahm die Mission und stattete Ludwig folgenden Bericht darüber ab. Nachdem sie dem Herzoge von Otranto den Grund ihres Besuchs mitgetheilt, sagte dieser:

„Madame, es ist mir leicht, dem Könige die verlangte Aufklärung zu geben. Der Gang der Regierung ist der Art, daß er einem Abgrunde entgegeneilt, und jeder Tag befördert diese Krisis.

„Aber, Herr Herzog, dies ist noch ein Räthsel.

„Man wird bald dessen Auflösung finden.

„Wenn man Sie so sprechen hört, so möchte man Sie fragen, wie viele Monate die Restauration noch zu leben hat.

„Monate!" erwiederte der Herzog von Otranto mit einem teuflischen Lächeln; „Sie haben eine hohe Meinung von ihrer Lebensfähigkeit; fragen Sie lieber, wie viele Wochen, oder selbst Tage."

Das war dem Könige doch ein wenig zu unwahrscheinlich; er unterbrach die Berichterstatterin:

„Welchen unverschämten Scherz hat denn der Herzog von Otranto sich erlaubt?

„Niemals," erwiederte Madame D..., „wurde ein solcher mit mehr Frechheit gewagt. Wie Ew. Maj. davon empört, fragte ich ihn, ob er die Gefahren eines solchen Scherzes nicht einsähe? worauf er antwortete:

„Die Stunde der Aufrichtigkeit ist gekommen; der Eimer ist bis auf den letzten Tropfen gefüllt; er wird bald überfließen.

„Ich habe Sie schon ersucht, Herr Herzog, ohne Gleichnisse zu sprechen.

„Nun wohlan, Madame, sagen Sie dem Könige, daß in acht bis zehn Tagen die Verschwörung, von der ich in meinem Schreiben ihn in Kenntniß setzte, ausbrechen wird, und daß Bonaparte, oder Se. Majestät der Kaiser der Franzosen, in Frankreich gelandet und auf dem Wege nach Paris sein wird."

Aber es dauerte keine acht bis zehn Tage. Die vorstehende Unterredung hatte Madame D... mit dem Herzoge von Otranto am 28. Februar, am 1. März, also bereits am folgenden Tage, betrat Napoleon den Boden Frankreichs im Golfe von Juan.

Denselben 1. März war der König am Morgen sehr übelgelaunt: die Gicht plagte ihn fürchterlich. Er wurde aber heiterer, als er im Laufe des

Tages von seiner Nichte, der Herzogin von Angoulème, die mit ihrem Gemahle nach Bordeaux abgereist war, ein Schreiben erhielt, in welchem sie ihm den Enthusiasmus schilderte, den die Bevölkerung überall für sie an den Tag legte.

Auch vom Fürsten von Talleyrand erhielt er an diesem Tage aus Wien eine Depesche, der ihm mittheilte, daß die Anforderungen der Mitglieder des Congresses sich immer höher steigerten und daß ein Bruch unvermeidlich scheine. Er bestätigte die Truppenbewegungen, welche in Mähren und dem durch die Russen besetzten Theile Polens Statt fanden, und meldete, daß Murat auf dem Puncte stehe, sein Project auszuführen. Die Andeutungen des Fürsten über diesen letzten Punct in Vergleichung mit den Auslassungen Fouché's brachten Ludwig auf die Vermuthung, daß Murat eine Armee sammle, um deren Oberbefehl Napoleon, wenn dieser nach Frankreich zurückkehre, zu überlassen. Der Marschall Soult, dem der König diese Vermuthung mittheilte, zeigte sich darüber aber gar nicht beunruhigt, er meinte, die an den Alpen zusammengezogenen Truppen seien ausreichend, um Murat, Bonaparte und ganz Italien im Schach zu halten.

Am 2. März erhielt der König den handgreiflichen Beweis, daß es auch Leute gäbe, die ihn nicht liebten. Blacas und der General-Postmeister überreichten ihm ein dickes, schwarzversiegeltes Packet,

in welchem ein großer Bogen Papier sich befand, der mit folgenden Worten in ungeheuren Buchstaben beschrieben war: „Zittre, Tyrann, Bonaparte naht und dir droht das Schicksal Ludwig's XVI.!"

Am 3. März bestürmte ihn sein Bruder, der Graf von Artois, den Polizeiminister Dandré durch den Mann zu ersetzen, „der zu Allem brauchbar sei," — Fouché. Trotzdem aber, daß der König jetzt so ziemlich von der Wahrheit der Angaben Fouché's überzeugt war, hatte er doch immer noch eine so große Abneigung gegen ihn, daß er seinem Bruder erwiederte: „Ihr Mann, der zu Allem zu gebrauchen ist, scheint sich eher den Weg nach Vincennes, als in das Ministerium bahnen zu wollen." Monsieurs ferneres Andrängen vermochte jedoch so viel über den König, daß er seinem Bruder versprach, dem nächsten Conseil, der am 5. März abgehalten werden sollte, den Brief Fouché's vorzulegen.

Am 4. März kam Monsieur bei Zeiten zu seinem Bruder, und theilte ihm mit, daß er aus sicherer Quelle von Wien aus Folgendes wisse. Es sei ein Abgesandter Napoleon's nach Wien gekommen und habe den Fürsten von Metternich gefragt, wie der Kaiser von Oestreich eine Kriegserklärung aufnehmen werde, die sein Schwiegersohn möglicherweise dem Könige von Frankreich machen könnte. Der Fürst von Metternich habe darauf geantwortet:

„Die See- und Landmacht des Souverains von Elba könne es ja kaum mit einem einzigen französischen Kriegsschiffe aufnehmen;" worauf jener gesagt: „Binnen Kurzem werden die Kräfte gleich sein." — „In diesem Falle wird man sehen, was die Umstände erheischen." — „Aber wenn der Kaiser Napoleon sich verpflichtete, dem Pariser Tractate beizutreten, und wenn er, als Gewähr dafür, seinem erhabenen Schwiegervater die fünf Legationen von Bologna, Ferrara, Ravenna, Urbino und Ancona durch den König von Neapel abtreten ließe?" — Der Correspondent des Grafen von Artois fügte hinzu, es scheine, als sei zwischen dem Schwiegersohne und Schwiegervater ein Tractat im Werke, oder bereits unterzeichnet, dessen Bedingungen man jedoch nicht kenne.

Am 5. März sollte sich der Ministerrath versammeln, welchem der König Vorsichtsmaßregeln vorschlagen wollte. Ehe es zu dieser Sitzung kam, trat beim Könige Graf Blacas ein, auf dessen Gesichte jener so viel Unglück zu lesen glaubte, daß er, um mit seinem Freunde allein zu sein, durch einen Wink die übrige Gesellschaft verabschiedete.

„Nun," redete der König Blacas an, „was giebt es denn so Unangenehmes? Sie scheinen sehr aufgeregt."

„Es ist mir schwer," antwortete Blacas, „den König durch eine Nachricht zu beunruhigen, deren

Wahrscheinlichkeit so sehr alle Grenzen übersteigt, daß man fast an ihr zweifeln möchte."

„Nun, so theilen Sie sie doch mit."

„Sire, ich wiederhole, es ist eine Thorheit, eine sehr verbrecherische Thorheit."

„Eine Verschwörung — das Volk — die Truppen —"

„Bonaparte, begleitet von einer Hand voll Abenteurern, ist am 1. März Abends im Golfe von Juan, auf der Rhede von Cannes in der Provence, gelandet."

„Oh!" rief der König, „und meine Kreuzer haben ihn durchgelassen, und die englischen Schiffe! — Was bedeutet das?"

„Ein unglücklicher Zufall scheint es so gewollt zu haben. Aber der schändliche Usurpator irrt, bereits von den meisten seiner Genossen verlassen, in den Gebirgen umher, in die er sich sogleich warf. Das ist die Entwickelung dieses verbrecherischen Versuchs. Es ist gut, daß er gewagt wurde; man wird sich doch endlich einmal dieses Menschen entledigen können."

„Liebster Freund," erwiederte der schärfer blickende Ludwig kopfschüttelnd, „ich danke dir, daß du meinen Lippen den Kelch weniger bitter zu machen dich bestrebst; aber Alles dies wird schrecklichere Folgen haben, als du glaubst. Wir können jeden Augenblick dem Ausbruch einer Revolution ent=

gegensehen. Gerade das hatte mir der Herzog von Otranto mitgetheilt; man muß gestehen, daß er gut unterrichtet war."

„Befehlen Ew. Maj., daß er verhaftet werde?"

„Man müßte vielmehr seine Gewandtheit zu benutzen suchen; vorher aber müssen wir überlegen, was zu thun ist."

Die Conseilsmitglieder hatten sich indessen versammelt, auch Monsieur hatte sich, ganz in Verzweiflung, eingefunden. Die Herren hielten, wie Blacas, das Unternehmen Napoleon's für der königlichen Sache vortheilhaft. Ueber diese Kurzsichtigkeit ward der König, der die Tragweite dieses Ereignisses recht wohl ermaß, ärgerlich; er sagte sehr übelgelaunt: „Meine Herren, freuen Sie sich über etwas Anderes, aber betrachten Sie um Gottes willen diese Angelegenheit nicht aus dem falschen Gesichtspuncte. Es handelt sich hier um etwas sehr Wichtiges; Bonaparte erscheint nicht blos als ein Unbesonnener. Er wird durch eine Verschwörung im Innern und vielleicht auch durch Umtriebe im Auslande unterstützt. Er hat Anhänger und man muß befürchten, daß irgend ein Obrist ihm ein Regiment zuführe." Der König schien in diesem Augenblick die Gabe der Weissagung zu besitzen; aber der Herr Marschall Soult widersprach ihm durch ein verneinendes Zeichen, worauf Ludwig, zu ihm gewendet, sagte: „Herr Marschall,

unter zwölf Aposteln fand sich ein Verräther. Ich bin nicht Jesus Christus, und die Anzahl der Regimentschefs ist auch größer, als die der Apostel. Stehen Sie übrigens für alle Offiziere und Generale ein? Kennen Sie unter ihnen Keinen, der fähig wäre, mich zu verlassen? Was mich betrifft, so kann ich Ihnen deren mehr als vier nennen."

„Wenn Ew. Maj. sie nennen wollen, so wird man sich ihrer versichern.

„Haben Sie noch die Zeit dazu? Der Anfang ist gemacht: jeder Tag wird uns etwas Neues bringen. Meine Herren," fuhr er zum ganzen Conseil gewendet fort, „die Umstände sind dringend, die zu nehmenden Maßregeln müssen es auch sein. Sie wollen blos von denen Gebrauch machen, welche die Polizei ausführen kann; dies ist nicht genug. Auch die Mitwirkung der Militairmacht ist ungenügend; wir müssen, ohne zu zögern, Bonaparte außer dem Gesetze erklären, und die Kammern zu einer außerordentlichen Sitzung zusammenberufen."

Die die Verhältnisse trotzalledem noch immer im rosigen Lichte ansehenden Conseilsmitglieder wollten gegen diese Vorschläge des hellsehenden Königs Einwendungen erheben; er blieb jedoch fest und so wurde in dieser Sitzung die königliche Ordonnanz redigirt, die Napoleon für einen Verräther und Rebellen und für vogelfrei erklärte, und seine Verhaftung und seine Gestellung vor ein Kriegsgericht anord-

nete, dessen Spruch sofort zu vollziehen sei. Eben so wurde beschlossen, daß Monsieur in Lyon, der Herzog von Angoulème in Toulouse eine provisorische Regierung leiten, daß der Herzog von Bourbon nach den westlichen Provinzen geschickt werden und der Herzog von Berry in Paris bleiben sollte, um das Commando der Truppen zu übernehmen, welche man hier zusammenzuziehen beschloß.

Wir wissen aber bereits aus dem Obigen, daß es weder Monsieur vergönnt war, sich in Lyon Lorbeern zu erwerben, noch auch, daß des Herzogs von Angoulème in der That würdiges Benehmen hemmenden Einfluß auf den Triumphzug Napoleon's ausübte. Wir wissen auch, daß der Herzog von Bourbon in den westlichen Provinzen, wohin er nur sehr widerwillig sich verschicken ließ, keineswegs erfolgreich wirkte und ebenso, daß der Herzog von Berry gar nicht dazu kam, ein Heer in Paris zu commandiren: er commandirte nur die Sauvegarde Ludwig's auf seiner Flucht nach Lille und nach Gent. Was es aber mit der Verhaftung und der Gestellung vor ein Kriegsgericht des „Rebellen" Napoleon auf sich hatte, so haben wir schon früher an das Sprichwort erinnert: „Die Nürnberger henken keinen nicht, sie haben ihn denn zuvor" — um jene Zeit erhob sich keine Hand gegen ihn, um ihn zu fangen, sondern nur um ihn willkommen zu heißen.

Bis zum 5. März wußte man in Paris von

der Landung Napoleon's Nichts; die plötzliche Abreise des Grafen von Artois und des Herzogs von Orleans, sowie die Ankunft und Absendung mehrer außerordentlicher Couriere machte die Bevölkerung zwar stutzig, aber erst in der Nacht vom fünften zum sechsten verbreitete sich in der Stadt das Gerücht von dem großen Ereigniß. Es schien aber nicht, als ob Napoleon Erfolg haben werde: Paris zeigte sich nie royalistischer, als in den Tagen vom 6. bis 19. März; die Stadt war wie ein weites Lager, in dem die verschiedenen Corporationen bewaffnet einhergingen, mit der weißen Kokarde geschmückt und schwörend, für die Bourbons zu siegen oder zu sterben.

Den König machte dieser Enthusiasmus sicher; er vertraute der Liebe des Volks und hoffte auf Sieg, und dieses Vertrauen hielt so lange an, bis man ihm meldete, er müsse die Tuilerien verlassen, um nicht in die Hände des Siegers zu fallen.

Und allerdings, scheinbar wenigstens hatte Ludwig gar keine Ursache, unruhig zu sein; seine materiellen Hülfsquellen waren im Vergleich zu denen Napoleon's ungeheuer: er besaß alle feste Plätze, die Kriegsmunition, die Flotte, die Finanzen, die Nationalgarde, die Verwaltung und die ganze Nation — er glaubte dies wenigstens. Napoleon dagegen hatte, so viel man wußte, nichts weiter, als 5—600 Mann; — freilich aber hatte er auch sich

selbst; er hatte auch außerdem die Liebe der Soldaten und in den Herzen der Bevölkerung hatte er das Andenken an den Ruhm, den er in so reichem Maaße über Frankreich ausgeschüttet.

Daran dachte indessen Ludwig nicht; wohl aber hoffte er Wunder von der Proclamation des Marschalls Soult an die Soldaten, die dieser damals noch sehr treue, bald darauf aber sehr untreue Kriegsminister am 8. März erließ und die so lautete: „Soldaten, dieser Mann, der vor Kurzem erst im Angesichte von ganz Europa einer angemaßten Macht entsagte, von der er so schlechten Gebrauch gemacht hatte, Bonaparte hat den französischen Boden betreten, den er nie wiedersehen sollte. Was sucht er? Verräther. Wird er sie finden unter den Soldaten, die er so oft täuschte und opferte, indem er ihre Tapferkeit mißbrauchte? Bonaparte verachtet uns genug, um zu glauben, daß wir einen legitimen Herrscher vergessen könnten, um das Loos eines Mannes zu theilen, der nur noch ein Abenteurer ist. Wir wollen uns sammeln um das Lilienbanner und um die Stimme des Vaters seines Volks; er stellt an eure Spitze einen Prinzen, der das Muster ritterlicher Franzosen ist, dessen glückliche Rückkehr in unser Vaterland schon den Usurpator vertrieb, und der jetzt durch seine Gegenwart dessen einzige und letzte Hoffnung zerstören wird."

Wenn dem Könige Gedanken an Gefahr ka-

men, so musterte er im Geheimen die Marschälle des Reichs, um diejenigen herauszufinden, auf deren Treue er im Nothfalle bauen könne. Von Allen vertraute er am meisten dem Herzoge von Ragusa, nicht zwar, weil er ihn für den Tüchtigsten hielt, sondern weil ihm seine Vergangenheit die Rückkehr zu Napoleon unmöglich machte. Gegen drei Marschälle hegte er Mißtrauen, gegen Ney, den Fürsten von der Moskwa, gegen Davoust, den Prinzen von Eckmühl, und gegen Massena, den Fürsten von Eßlingen. Der Letztere führte den Beinamen „Schooßkind des Sieges", er wurde von den Soldaten vergöttert und hatte zu jener Zeit Ansprüche auf die Krone von Portugal gemacht, als Bonaparte seine Generale zu Königen erhob. — Davoust war voll ungemäßigten Ehrgeizes, aber er war dies nicht ohne Grund, denn er hatte die Eigenschaften eines großen Kriegers und eines geschickten Staatsmannes. Bei Ludwig XVIII. hatte man ihn von allen Seiten verketzert, so daß dieser den Marschall gleichgiltig behandelte, was zur Folge hatte, daß sich Davoust vom Hofe fern hielt, dem er von vielem Nutzen hätte sein können. — Auf Ney kommen wir weiter unten ausführlicher zu sprechen.

Wir haben oben berichtet, daß der König mit seinem Polizeiminister Dandré gar nicht mehr zufrieden war, daß er Madame D... an den Herzog von Otranto sandte, um ihn um Aufklärung über

seine geheimnißvollen Reden zu bitten und daß Fouché diese Aufklärung mit einer Offenheit gab, die dem Könige wie Frechheit dünkte. Jetzt, nachdem seine Prophezeihungen noch vor der Zeit eingetroffen waren, trieb es Ludwig, noch einmal mit Fouché persönlich zu reden, und wie das erste Mal umgab er auch diese Zusammenkunft mit dem Schleier des Geheimnisses. Der Pater Elysée, sein Wundarzt, mußte den Herzog aufsuchen und ihn unbemerkt in's Schloß bringen.

Fouché sagte dem Könige sehr bittere Wahrheiten; er ließ an Blacas, an Montesquiou und an Dandré kein gutes Haar; er sagte ihm ferner, daß Napoleon durch sein bloßes Erscheinen in Frankreich seine Partie schon gewonnen habe; denn diejenigen, welche ihn haßten, würden ihn fürchten müssen; die Festungen werde er, wie er dies immer gethan, umgehen und die Soldaten würden dem Könige, dem sie kaum zehn Monate gedient hätten, nicht treu bleiben, wenn ihr Kriegsherr, der sie achtzehn Jahre lang von Sieg zu Sieg durch die Welt geführt habe, wieder erscheine und sie unter seine Fahnen rufe: überall, wo ein Zusammentreffen Bonaparte's mit der Armee Statt finden werde, da werde die Armee auch zu ihm übergehen — die Revolution sei demnach für den Augenblick vollendet. „Es handelt sich also nicht mehr darum, sie zu verhindern, sondern nur noch darum, die Mittel zu

finden, sie später durch den verhängnißvollen Beistand der Fremden zu bekämpfen.

„Ach mein Herr, welche schreckliche Worte sprechen Sie aus!

„Ich fühle, wie sehr sie das Herz des Königs verletzen müssen, aber ich bin Ihnen die Wahrheit schuldig. Bonaparte wird im Sturmschritt vorrücken, und ich fürchte, daß Ihre Regierung ohne den geringsten Widerstand fallen wird. Bonaparte wird in der gemeinen Bevölkerung der Städte und in den Landbewohnern Hülfstruppen finden, welche den Triumph seiner Sache bewirken.

„Wollen Sie mich denn glauben machen, daß die Nation gegen mich ist?

„Sire, sie ist jetzt bonapartistisch, wie sie früher republikanisch war.

„Sehen Sie denn nicht ein Mittel?

„Keines; es ist zu spät.

„Das ist Ihr Lieblingswort.

„Es muß wohl da ausgesprochen werden, wo man nicht zur richtigen Zeit handeln wollte. Der König hat nur noch Eins zu thun: sich der Festungen Metz, Straßburg und Lille, oder wenigstens einer derselben, zu versichern. Dies kann geschehen, indem Ew. Maj. die Garnison aus Nationalgarden, Volontairen und Ihrem Militairhaushalte zusammensetzen. Wollen Sie mir glauben, so ziehen Sie sich dann dorthin zurück, berufen die Kammern zu-

sammen und die Fremden herbei, die übrigens gewiß von selbst kommen, denn auch unter ihnen wird es Uneinigkeit geben. Der König muß sich zum Vermittler zwischen Frankreich und einer andern Coalition machen; verläßt er jedoch das Reich, dann verliert er Alles."

Da der Herzog von Otranto dabei beharrte, nun nichts mehr zur Hintertreibung des Geschehenen thun zu können, so war in dieser Beziehung die Besprechung mit dem Könige ohne Nutzen. Aber wie er vorher geweissagt, so prophezeihte er auch jetzt wieder. Der König frug ihn, was er von dem Kriegsminister denke, worauf Fouché antwortete: „Bis jetzt hat er ihnen gut gedient; für die Zukunft kann ich nicht einstehen."

Weiter frug ihn der König: „Welchem der Marschälle soll ich das oberste Commando anvertrauen?

„Nehmen Sie nicht Ragusa," sagte der Herzog, „denn die Armee würde entzückt sein, ihn Bonaparte als Sühnopfer darzubringen; Davoust wäre besser, aber Oudinot oder Victor sind noch vorzuziehen.

„Und Ney? *)

---

*) Michel Ney, am 10. Januar 1769 zu Saarlouis von armen Eltern geboren, trat 1787 in französische Kriegsdienste, ward 1792 Offizier, 1794 Capitain und wegen sei-

„Würde unbesiegbar sein auf dem Schlachtfelde, aber seiner Frau nicht widerstehen, wenn sie durch

---

ner Tapferkeit von Kleber zum Eskadronschef und Commandeur eines Streifcorps von 500 Mann ernannt, mit welchem er sich bei Altenkirchen und Dilshof auszeichnete und am 26. Juni 1796 bei Würzburg 2000 Gefangene machte. 1797 übergab ihm General Hoche ein Corps Husaren, er trug mit demselben viel zu dem Siege von Neuwied bei, ward aber, nachdem ihm sein Pferd getödtet war, nach tapferer Gegenwehr bei Dierdorf gefangen. Nach seiner Auswechselung commandirte er am Rhein, ging 1798 als Divisionsgeneral zur Donauarmee über und ward bei Winterthur durch zwei Schüsse verwundet. Er focht dann bei Laufen und eilte Mannheim zu Hülfe, ward abermals verwundet, erhielt das provisorische Commando der Rhein-Armee, unterstützte mit derselben Massena und übergab darauf das Commando dem General Lecourbe. Nach geschlossenem Waffenstillstande ging er in die Bäder von Plombières, kehrte beim Wiederbeginn der Feindseligkeiten zur Rheinarmee zurück und focht bei Zürich und in der Schlacht von Hohenlinden, welche er und Grouchy entschieden. 1804 erhob ihn Napoleon zum Reichsmarschall und decorirte ihn mit dem Großkreuz der Ehrenlegion. 1805 eröffnete er den Feldzug gegen Oestreich mit seinem sechsten Corps durch das Treffen bei Günzburg am 17. und erfocht am 18. October den Sieg bei Elchingen, von welchem Siege er den Herzogstitel und eine Dotation erhielt, besetzte Tyrol, vertrieb den Erzherzog Johann, nahm Schartingen und drang bis Kärnthen vor. 1806 war er mit bei Jena, führte die Capitulation von Magdeburg herbei und kämpfte mit Auszeichnung bei Soldau, Mohrungen, Schmoditen, Gutstadt und Friedland. Die Armee nannte ihn seit diesem Feldzuge den

Bonaparte an ihn abgesendet würde. Entfernen Sie Ney, Sire; ich würde ihm in politischer Beziehung die Vertheidigung meines Hauses nicht anvertrauen.

Bravsten der Braven. 1808 ging er nach Spanien, fiel unter Massena in Portugal ein und deckte, als dieser sich zurückziehen mußte, mit seinem auf 6000 Mann zusammengeschmolzenen Corps die Retirade gegen den sechsfach überlegenen Feind. Nach Frankreich zurückgekehrt erhielt er 1812 in dem Feldzuge gegen Rußland das Commando des dritten Armeecorps, focht mit demselben bei Liaddy und Smolensk, siegte bei Valentina und trug zum Siege bei Mosaisk bei, wofür ihm Napoleon den Titel Fürst von der Moskwa gab. Die schönsten Lorbeeren erwarb er sich auf dem unglücklichen Rückzuge der großen Armee: er capitulirte nicht, sondern schlug sich überall, besonders bei Krasnoi und an der Beresina, durch. 1813 gewann er die Schlachten von Lützen und Bautzen, besetzte dann mit dem dritten, fünften und siebenten Corps Breslau und heilte während des Waffenstillstands seine bei Lützen erhaltene Wunde. Später bei Dennewitz geschlagen zog er sich auf Torgau zurück, vertrieb die Schweden aus Dessau und stritt dann bei Leipzig, wo er abermals verwundet ward. Bei Brienne, la Rothière, Montmirail, Champ-Aubert, Chateau-Thierry, Craonne, Chalons sur Marne und Arcis sur Aube kämpfte er 1814 in Frankreich. Nach Napoleon's Abdankung hielt er zu den Bourbonen, die den berühmten Kriegsmann mit der Pairswürde, dem Ludwigskreuze, dem Generalcommando der Cuirassiers, Dragoner u. s. w. ehrten. — So viel von den früheren Schicksalen Ney's; die folgenden seit der Zeit, wo er das Commando der auf der Straße Paris-Lyon aufgestellten Armee erhielt, bis zu seinem Tode, erzählen wir im Contexte.

„Ehe Sie von mir gehen," sagte der König, gestehen Sie mir offen, was Sie thun würden, wenn ich mich entfernte.

„Ich würde Ihnen nicht folgen, Sire, sondern in Paris bleiben und mich mit Bonaparte zu verständigen suchen; ich würde den Ihrigen alle möglichen Dienste erweisen und Alles, was in meinen Kräften stände, thun, die Fremden abzuhalten, wieder nach Frankreich zu kommen und die Republik zu verhindern. Kann Bonaparte sich nicht erhalten, so werde ich darnach handeln, Sie von dem Prinzen Eugen, dem Prinzen von Oranien, und besonders von dem Herzoge von Orleans zu befreien; mit einem Worte, ich würde dahin trachten, das Königreich zu erhalten; mögen Ihre Freunde das gleiche Bemühen bei dem Könige anwenden."

Im Ministerrathe wurde der Vorschlag gemacht, einen Marschall abzusenden, der den Befehl über die Armee übernehmen sollte, welche die Straße von Paris nach Lyon zu besetzen und den Angriff zu unterstützen habe, den man vom Grafen von Artois erwartete. Der Herzog von Dalmatien wollte dieser Marschall nicht sein; Herr von Montesquiou schlug Ney vor und wurde durch sämmtliche Anwesende unterstützt. Der König gedachte dessen, was ihm Fouché gesagt hatte und warf hin, daß ihm der Marschall Ney nicht die nöthige Energie zu besitzen scheine, um gegen Napoleon zu kämpfen.

Man nahm indeß die Treue des Marschalls so sehr in Schutz, daß Ludwig endlich zustimmte und dem Kriegsminister Ordre ertheilte, den Fürsten von der Moskwa zu rufen, und ihn mit der ehrenvollen Mission, die seiner warte, schon im Voraus bekannt zu machen.

Der König erwartete den Marschall mit Ungeduld. Er kam endlich. „Sire, sagte er, ich bin mehr als glücklich, die Gelegenheit zu finden, wo ich meine Dankbarkeit Ihnen beweisen kann. Ew. Maj. waren mir zu Nichts verbunden; Ihre Gnade hat mich überhäuft und dessen gedenkt mein Herz ewig!“

Der König sagte: „Fürst, von Ihnen hängt es ab, die Krone auf meinem Haupte zu befestigen; meine Dankbarbeit wird dem wichtigen Dienste angemessen sein. Ueberdies handelt es sich um Frankreichs Ruhe.

„Sire, es handelt sich um unser Glück bei Allem, was auf dem Spiele steht, wenn Bonaparte den Bürgerkrieg im Königreiche entzündet. Er hat uns selbst der Eide entbunden, die wir ihm geleistet; — Sie sind unser König; — er wird von nun an nur als Usurpator gelten! In einen Abgrund von Uebeln hat er uns gestürzt und Ew. Maj. hat die Armee mit Wohlthaten überschüttet.

„Glauben Sie, daß dieselbe sich nicht von ihren Pflichten entfernen werde?

„Den Leib des ersten Verräthers durchbohre ich mit meinem Degen; allein so weit wird es gar nicht kommen! Die Armee bleibt treu und so lange sie unter meinen Befehlen steht, kann Ew. Maj. ruhig sein.

„So wird Ihr ehemaliger General keinen Einfluß auf Sie ausüben?

„Fürchten Sie nichts, Sire; ehe ich in dessen Gefolge gehe, eher will ich Ihnen denselben in einem eisernen Käfig bringen!“ —

Der König war beruhigt, als der Marschall Ney ihn verließ. Wer wollte ihm dies verargen? Sollte er nicht Vertrauen haben zu einem der schönsten historischen Charaktere? Aber sein Vertrauen ward bitter getäuscht: Ney war ein großer Krieger, aber es fehlte ihm die Energie des Charakters; Fouché hatte Recht, als er sagte: „Ney würde unbesiegbar sein auf dem Schlachtfelde, aber seiner Frau nicht widerstehen, wenn sie durch Bonaparte an ihn abgesendet würde.“

Ney ließ seine Truppen nach Lons-le-Saulnier aufbrechen, nahm hier sein Hauptquartier und stellte Vorposten aus; er war im Stande, den Umständen nach sowohl auf Lyon wie auf Dijon zu marschiren. Seine Untergenerale waren Lecourbe und Bourmont. Die Stimmung der Armee war schwankend, dagegen war der Geist der National-

garden der beste, und sie wurden von tüchtigen Führern befehligt.

Ney wurde durch die Gerüchte, die aus der kaiserlichen Armee in seine eigene drangen, auf widersprechende Weise bearbeitet, seine Entschlüsse bekämpften sich Tag und Nacht in seinem Innern. Von Napoleon abgeschickte Offiziere ließen ihm sagen, daß Oestreich und England die Schritte des Kaisers billigten, und daß also ihm, wenn es zum Blutvergießen käme, die Leiden des Vaterlandes beizumessen sein würden. Man vertheilte zur Nachtzeit Adler und Lorbeerkronen an seine Regimenter, und die Soldaten, die die Rathlosigkeit des Marschalls bemerkten, wurden von Stunde zu Stunde schlechter. Ney lebte ein elendes Leben; bald fürchtete er, hinter seiner Armee zurückzubleiben, die sich jeden Augenblick für den Kaiser erheben zu wollen schien, bald, als strafbarer Theilnehmer ihrer Empörung zu erscheinen. Diese Seelenqual zu beendigen, beruft er in der Nacht vom 13. zum 14. März nach einander Bourmont, Lecourbe, Faverney, Clouet und den Commandanten der Nationalgarde von Lons-le-Saulnier, Dugrivel, zu sich; aber alle weisen seine Zumuthungen zurück, nur Bourmont liest den Aufruf an die Truppen, den der Marschall ihm giebt und empfängt von diesem den Befehl, am folgenden Tage die Truppen zu versammeln. Er that dies. Der Marschall erschien in der Mitte

des Quarré's, welches die Truppen auf dem ungeheuern Paradeplatze der Stadt gebildet hatten, umgeben von seinem Generalstabe; er trug auf der Brust den großen Stern der Ehrenlegion mit dem Bildnisse Napoleon's. Nach langer, ängstlicher Pause, während welcher er vergeblich auf einen Ruf der Truppen zu Gunsten des Königs oder des Kaisers gewartet hatte, faßte er den verhängnißvollen Entschluß, der Empörung, auf die er wartete, zuvorzukommen und den Soldaten den Abfall zu befehlen, damit es nicht den Anschein habe, als wenn er, von ihnen dazu gezwungen, gefolgt wäre. Er zog aus seiner Brusttasche ein Blatt Papier und las:

„Soldaten, die Sache der Bourbonen ist für immer verloren. Die rechtmäßige Dynastie, welche die französische Nation zur Herrschaft berufen, wird wieder den Thron besteigen; dem Kaiser Napoleon, unserm Souverain, steht allein das Recht zu, über unser schönes Vaterland zu herrschen. Ob der Adel der Bourbonen sich wiederum zur Auswanderung entschließt, oder es über sich gewinnt, in unserer Mitte zu bleiben, soll uns wenig kümmern. Die heilige Sache der Freiheit und unserer Unabhängigkeit wird nicht mehr unter ihrem unseligen Einflusse leiden. Unsern Kriegsruhm haben sie herabwürdigen wollen, aber sie haben sich getäuscht; dieser Ruhm ist die Frucht zu erhabener Anstren-

gungen, als daß er jemals unserm Gedächtniß entschwinden könnte. Soldaten, die Zeiten sind nicht mehr, wo man über die Völker herrschte, wenn man ihre Rechte mordete. Die Freiheit triumphirt endlich, und Napoleon, unserer erhabener Kaiser, wird ihre Herrschaft für ewige Zeiten befestigen. Möge hinfort diese herrliche Sache die unsrige und die aller Franzosen sein! mögen alle die Tapfern, über die zu befehligen ich die Ehre habe, sich von dieser erhabenen Wahrheit durchdringen lassen!

„Soldaten! ich habe Euch oft zum Siege geführt; jetzt will ich Euch zu jener unsterblichen Heldenschaar geleiten, mit welcher der Kaiser Napoleon nach Paris zieht und die binnen wenigen Tagen daselbst eintreffen wird; dort werden sich unsere Hoffnungen und unser Glück für immer verwirklichen. Es lebe der Kaiser!

„Lons-le-Saulnier, den 13. März 1814.

Der Reichsmarschall

Fürst von der Moskwa."

Der Verrath Ney's, des von der Armee vergötterten Heerführers, entschied über das Schicksal der Bourbonen. Zwar gewann sich Ludwig XVIII. in dieser höchsten Bedrängniß selbst Freunde unter den Liberalen, die recht gut wußten, daß unter dem eisernen Despotismus Napoleon's die kaum hervorgekommenen Blüthen der Freiheit geknickt und der Geist wieder in Fesseln und Banden geschlagen werden

würde — sie boten deshalb dem Könige ihre Dienste an, und zwei Tage lang schwankte die Waage zwischen dem Ministerium Blacas — das inzwischen durch Entlassung Soult's und Dandré's und Annahme des Herzogs von Feltre und Bourrienne's modificirt worden war — und einem zu bildenden Lafayette-Constant —; aber Alles dies hielt Napoleon's Triumphzug nicht auf; auch that dies nicht die Begeisterung der Pariser, die schaarenweise sich zu Freiwilligen-Compagnien formirten. Da fiel dem Könige Cambacérès ein, der Herzog von Parma, von dem er wußte, daß er ihm gern die Schätze seiner Erfahrung aufgeschlossen haben würde, wäre der König nicht stets verhindert gewesen, ihn darum zu bitten. Jetzt beauftragte Ludwig den Herzog von La Châtre, mit Cambacérès über die unglückliche Krise zu reden und der Herzog von Parma trug dem Könige es nicht nach, daß er ihm die Pforten des Pairspalastes nicht geöffnet hatte; er sagte offen und ehrlich zu dem Abgesandten Ludwig's:

„Mein Herr Herzog! Ich bin sehr betrübt, dem Vertrauen gegenüber, mit welchem der König mich beehrt, Nichts thun zu können, was ihm von Nutzen sein könnte: die Sachen sind zu weit vorgerückt; Bonaparte wird triumphiren, weil zwischen ihm und den Soldaten Alles Eins ist.

„Sehen Sie denn aber gar kein Mittel, aus dieser Verwickelung zu kommen?

„Es giebt vielleicht noch eins; das ist ein glänzender Schritt von Seiten des Königs und Monsieurs. Die Furcht der Nation, daß die Bourbonen das ehemalige Herrscherthum wieder aufrichten möchten, bildet die Stärke Bonaparte's. Man beklagt sich, daß die Prinzen den Eid, die Charte zu bewahren, noch nicht geleistet haben, und man folgert daraus, daß sie nicht gesonnen sind, selbige aufrecht zu erhalten. Um also diese Besorgnisse zu stillen und zu verdrängen, um wieder diese unermeßliche Zahl Franzosen, die ich Ihnen bezeichne, um den constitutionellen Thron zu versammeln, ist es nothwendig, daß die Prinzen sich mittelst eines feierlichen Actes zu diesem geheiligten Vertrage entschließen; besonders Monsieur, denn von ihm besorgt man am meisten."

Dem Könige gefiel dieser Rath; er berief beide Kammern auf den 16. März zu einer königlichen Sitzung, und begab sich in dieselbe mit Monsieur Graf d'Artois und den Herzogen von Berry und von Orleans. Bei seinem Eintritt in den Saal empfingen ihn zahlreiche Lebehochs, und als sich dieses Feuer der Begeisterung ein wenig abgekühlt, sprach er die folgende Rede, deren Concept er mit seinen Thränen benetzt hatte:

„Meine Herren! In dem Augenblicke der Krisis, die, entsprungen in einem Theile meines Königreichs, die Freiheit des übrigen bedroht,

komme ich mitten unter Sie, die Bande, die Sie an mich knüpfen, fester zu schließen; sie sind die Kraft des Staats. Ich komme, Frankreich, indem ich mich an Sie wende, alle mich belebenden Gesinnungen zu eröffnen. Ich habe mein Vaterland wiedergesehen, ich habe es mit allen fremden Mächten ausgesöhnt, welche — zweifeln Sie daran? — treu an den Verträgen halten, denen wir den Frieden verdanken. Ich habe für das Glück meines Volkes gearbeitet; ich empfing und empfange alle Tage noch die rührendsten Beweise seiner Liebe; könnte ich, jetzt sechzig Jahre alt, besser meine Laufbahn beschließen, als mit dem Tode zu seiner Vertheidigung? — Ich fürchte Nichts für mich; ich fürchte für Frankreich. Er, der unter uns die Fackel des Bürgerkrieges wieder zu entzünden kommt, bringt uns auch die Geißel der Kriege mit dem Auslande; er kommt, unser Vaterland unter sein eisernes Joch zu beugen; er kommt endlich, um jene constitutionelle Charte zu vernichten, die ich Ihnen ertheilt, diese Charte, die mein schönster Ruhm ist in den Augen der Nachwelt; diese Charte, welche alle Franzosen theuer halten und die ich zu bewahren schwöre. Sammeln wir uns um sie: sie werde unser geheiligtes Banner; auch die Abkömmlinge Heinrich's IV. werden sie beschützen und von allen braven Franzosen unterstützt werden. Endlich möge, meine Herren, die Versammlung der Kam-

mern der Regierung die nöthige Kraft leihen und dieser wahrhafte Nationalkrieg durch seinen glücklichen Ausgang beweisen, was eine große Nation vermag, die durch die Liebe ihres Königs und das Grundgesetz des Staates vereinigt ist."

Dieser Rede folgten lebhafte Beifallsbezeigungen, die sich noch steigerten, als plötzlich der Graf von Artois seinen Sitz verließ, den König mit der tiefsten Ehrfurcht grüßte und zu ihm sprach: „Sire, wohl weiß ich, daß ich mich von den gewöhnlichen Vorschriften entferne, wenn ich vor Ew. Maj. spreche; aber ich flehe Sie an mir zu verzeihen und es zu billigen, daß ich hier in meinem und meiner Familie Namen zu erkennen gebe, wie wir von Grund unsers Herzens die Gesinnungen Ew. Maj. theilen." Und sich dann gegen die königlichen Prinzen verbeugend, fügte er zu der Versammlung gewendet hinzu: „Lassen Sie uns auf unsere Ehre schwören, treu zu leben und zu sterben unserm König und der constitutionellen Charte, welche das Glück Frankreichs sichert."

Aber auch dieses Mittel verfing nicht; die Sympathien des Volks für die Bourbonen wurden nicht heißer. Der Graf von Artois erfuhr dies gleich nach der königlichen Sitzung, er erfuhr auch zugleich, was es mit den Versicherungen der Speichellecker auf sich habe. Er begab sich nämlich zur Musterung der Nationalgarden, deren General-Comman-

dant er war. Man hatte ihm eingeredet, wenigstens ein Drittel dieses Bürgerheeres werde verlangen, gegen den vordringenden Kaiser geführt zu werden. Aber es kam anders: von 80,000 Mann, die unter den Waffen waren, erboten sich kaum fünfhundert dazu. Der enttäuschte Prinz äußerte gegen seine Umgebungen, die ihm so viel von der Ergebenheit der Nationalgarde zu erzählen gewußt hatten: „Meine Herren, beobachten Sie dasselbe Benehmen gegen Bonaparte, wie gegen uns, und unsere Rückkehr ist gewiß." Trotz dieser schlimmen Erfahrung redete der Graf von Artois seinem Bruder ein, die Nationalgarde sei von dem besten Geiste beseelt. Er sagte diese Unwahrheit allerdings nicht aus freiem Antriebe, sondern er that es, weil der Kriegsminister Herzog von Feltre und der Abbé von Montesquiou ihn bestürmten, dem Könige die Wahrheit zu verbergen, indem sie versicherten, daß die königliche Sache noch lange nicht verloren sei, sondern daß der Süden und Westen des Reichs mit Begeisterung sich dafür erheben würden. Aber Ludwig ließ sich nicht täuschen, er war klüger als seine Umgebung; auch, als man ihm sagte, Ney habe, von Gewissensbissen gefoltert, sich wieder von Napoleon getrennt und kämpfe jetzt gegen ihn, glaubte er dies nicht. Nur das Benehmen der Deputirtenkammer gewährte ihm in dieser Zeit einigen Trost: sie hielt bis auf den letzten

Augenblick treu zu ihm, und wenn der König auch einsah, daß Ordonnanzen, Gesetze und Verordnungen keine Donnerkeile seien, um Napoleon und seinen Anhang zu zerschmettern — sie waren im Gegentheil völlig machtlos —, so freuten ihn doch diese Beweise von Anhänglichkeit und zwar freuten sie ihn um so mehr, als der allgemeine Abfall von seiner Sache immer bemerklicher wurde.

Nach einer am 19. März vorgenommenen Musterung der Leibgarden und der Freiwilligen-Compagnien, die den König mit Begeisterung empfingen und laut begehrten, gegen Napoleon geführt zu werden, welchen Befehl Ludwig aber aus guten Gründen nicht gab — er konnte es nicht über sich gewinnen, für seine, wie er wußte, verlorene Sache Menschenblut vergießen zu lassen — erhielt er durch den Herzog von Aumont ein Billet von Fouché, welches so lautete: „Mein Herr Herzog! Kein Augenblick ist mehr zu verlieren, morgen ist Bonaparte in Paris; seine Absicht geht darauf, den König, die Prinzen und Prinzessinnen des Hauses Bourbon als Geißeln zurückzuhalten, um ihm für die Bewegung im Innern des Landes und die Angriffe von außen einzustehen. Ich habe dies aus sicherer Quelle. Wiegen Sie sich nicht in der Hoffnung eines unmöglichen Widerstandes; es sind alle Maßregeln getroffen, Ihren Anstrengungen zu begegnen; retten Sie den König und ich stehe für die Monarchie!“

Der Unglücksrabe Fouché hatte bereits zu oft richtig prophezeit, als daß man seine Warnung hätte in den Wind schlagen sollen: der versammelte Ministerrath, zu dem man auch drei Marschälle berufen hatte, sprach sich einstimmig für die Abreise des Königs aus, und war nur verschiedener Meinung darüber, wohin er sich wenden solle. Man schlug Rochelle vor, diesen Mittelpunkt der Bretagne, Poitou, Guyenne und Languedoc; Andere waren für Languedoc, Toulouse, Roussillon oder Perpignan; noch Andere für Brest und Havre; auch Lille brachte man in Vorschlag, zu Gunsten welcher Stadt man anführte, daß sie fest genug wäre, um eine Belagerung auszuhalten, bis Hülfe herbeikäme. Der König entschied sich für Lille und stimmte mit der Versammlung überein, daß er noch in derselben Nacht vom 19. zum 20. März Paris verlassen solle.

Von allen Prinzen seines Hauses fürchtete Ludwig den Herzog von Orleans am meisten. Eine unbestimmte Ahnung spiegelte ihm die Zukunft vor, in welcher dieser Prinz eine für die königliche Familie so verderbliche Rolle spielte. Jetzt glaubte Ludwig, der Herzog werde nach einem andern Orte des Königreichs ziehen und nach der Abreise der königlichen Familie wieder nach Paris kommen, um dort neben den Royalisten und Kaiserlichen eine dritte Partei zu bilden. Der König täuschte sich; der Herzog von Orleans, welchem Ludwig seinen

Entschluß, nach Lille zu gehen, mittheilte, erklärte unumwunden, daß er sich nicht von ihm trennen werde. Er trennte sich zwar später dennoch vom Könige, denn er ging nach England, während Ludwig in Gent residirte; dort aber fürchtete ihn dieser nicht.

Wir schließen dieses Capitel mit dem Auszuge eines Briefes, welchen der König an seine Antigone, die Herzogin von Angoulème, schrieb; er giebt einen Einblick in das Herz des greisen Mannes, der, mit den besten Absichten Frankreich zu beglücken, es verlassen mußte, weil seine Regierung nicht im Stande war, ihm die Liebe der Franzosen zu erwerben. Er schrieb:

„Meine theure Tochter! Der Himmel verhängt eine harte Probe über uns; acht Tage sind es, daß Jeder für mich sterben wollte, und jetzt rathet mir Jeder, nur auf mich selbst zu rechnen. Das heilige Feuer, das in den Herzen der Royalisten brannte, ist wie ein Strohfeuer erloschen. So weit ist es gekommen, daß der König von Frankreich mit seiner Armee, seinen Flotten, seinen Festungen, seinen Behörden, seinen Beamten und seinem Volke durch einen einzigen Mann besiegt wird, der mit einer Felucke landete, und der, von Station zu Station emporwachsend, zu Cannes nur der Chef einer Horde, als Kaiser der Franzosen in Paris einziehen wird. — — Theures Kind! Gott ver-

trauen ist Pflicht; auf Menschen bauen ist Thorheit. Morgen reise ich von hier mit Monsieur, mit den Herzögen von Berry und von Orleans, dem Prinzen von Condé und endlich allen den Unsrigen ab. — — Schon empfinden wir unerwartete Verluste; die Gesundheit des Kanzlers nöthigt ihn, sich nach der Normandie zu begeben; ist das sein Platz? Was mich betrifft, so finde ich Alles recht; mir ist es lieb, daß die Masken fallen. — — Abermals also soll mein abenteuerliches Leben beginnen, bei meinem Alter, bei körperlichen Schwächen, wie die meinigen! ... und das Scepter soll ich verlieren, das ich kaum ein Jahr gehalten — Gott will es, sein Wille geschehe! — Ach, wie voll ist mein Herz! — — Leben Sie wohl, meine theure Tochter! O wie sehne ich mich Sie wiederzufinden ... in Frankreich ... dann im Auslande! ... o Fluch ... Und man will uns lieben! ... Lebt wohl, wohl!"

IX.

Ludwig XVIII. in Lille und Gent. Seine Rückkehr nach Frankreich. Seine Regierung bis zu seinem Tode.

„Und man will uns lieben!“ hatte der König mit herbem Vorwurf für diejenigen ausgerufen, die ihn im Glücke unablässig ihrer Anhänglichkeit versichert hatten und die ihm jetzt schnöde den Rücken kehrten, da er nicht mehr die Sonne war, in deren Strahlen ihre Hoffnungen reifen konnten. Aber er wurde allerdings geliebt, das konnte er in jener schrecklichen Nacht des 19. zum 20. März beobachten, wo er den Schmerzensweg des Flüchtlings betrat. Freilich waren das nicht die Würdenträger des Reichs, nicht diejenigen, die durch ihr Verhalten die unglückliche Katastrophe mit herbeigeführt hatten, sondern es waren einfache Bürger, Nationalgarden, die sich auf allen Wegen drängten, welche

der König gehen mußte. Und als sich endlich um Mitternacht die Thüren öffneten und der greise König, unter Vortritt eines einzigen Fackelträgers und gestützt auf den Grafen Blacas und den Herzog von Duras, heraustrat, da fielen Alle, überwältigt von seinem ehrwürdigen Anblick, auf die Knie, weinten wie die Kinder, preßten seine Hände an ihre Lippen und küßten die Falten seines Gewandes. Alle schwuren, bei ihm zu bleiben; Alle erboten sich, ihren letzten Blutstropfen für ihn zu vergießen. Aber Ludwig wollte ja nicht, daß seinetwegen Blut vergossen werde.

„Bitte, meine Kinder!" rief er wehmüthig, „schonet meiner, mir ist Festigkeit vonnöthen. — Kehrt zu Euren Familien zurück, ich werde Euch wiedersehen. — Eure Anhänglichkeit, meine Kinder, rührt mich!"

Von Berthier, dem Herrn von Blacas und einigen Vertrauten aus seinem bürgerlichen und militairischen Hofstaate begleitet, eilte er seiner Armee, die aus den Garde-du-Corps, den Musketieren, den Chevauxlégers, den Pariser Freiwilligen und den berittenen Gardegrenadier-Regimentern bestand und vom Herzoge von Ragusa unter den Befehlen des Grafen von Artois und des Herzogs von Berry commandirt wurde, nach Lille voraus, wo ihn der Marschall Mortier erwartete und wo Macdonald und der Herzog von Orleans noch vor ihm eintra-

fen. Ueberall auf dem Wege umgab ihn die Liebe der Bevölkerung; auch Lille, wo er am 24. März ankam, nahm ihn mit wahrer Begeisterung auf: es war stolz darauf, einen Augenblick die Hauptstadt des Reichs zu sein. Dennoch sollte hier der unglückliche Ludwig keine bleibende Stätte finden. Er hielt Musterung über die Nationalgarde, deren Liebe für ihn sich in den unzweideutigsten Ausdrücken Luft machte. Ebenso unzweideutig, wenn auch stumm, waren indessen die Kundgebungen des Gegentheils, als er vor der Fronte der Armee erschien: kein Lebehoch, kein freudiger Zuruf konnte diesen finster schweigenden Gestalten entlockt werden, ihre Gedanken waren beim Kaiser.

Es hatte sich in Lille das Gerücht verbreitet, die Bevölkerung von Paris habe sich unmittelbar nach Napoleon's Einzug in Masse erhoben und ihn und seine Umgebung massacrirt. Dieses Gerücht knüpfte sich an das Erscheinen eines Eilboten, der von Paris für den Herzog von Treviso angekommen war. Aber die Sache verhielt sich in Wahrheit anders. Der Herzog von Treviso kam sehr niedergeschlagen zu Blacas und unterrichtete ihn von dem Abfall der Truppen, die, gereizt von dem Vorhaben, sie aus Lille zu entfernen und durch die königlichen Garden zu ersetzen, geschworen hätten, kein anderes Corps in die Stadt zu lassen, wenn es nicht vorher die Farben des Reichs aufgepflanzt

und Napoleon den Eid geleistet hätte. Blacas rieth dem Herzog, die Soldaten durch List aus Lille zu entfernen und dann die Thore zu schließen, wogegen jener bemerklich machte, daß diesem pfiffigen Manoeuvre nichts weiter entgegenstände, als — der Ungehorsam der Truppen, die Angesichts eines solchen Befehls sich sofort empören und den König mit seiner ganzen Umgebung gefangen nehmen würden. Das war ein Donnerschlag für den guten Blacas, dem zu schwindeln begann, als der Herzog von Treviso fortfuhr:

„Ich habe Ihnen noch etwas mitzutheilen; ein außerordentlicher Courier von Bonaparte überbringt mir so eben den förmlichen Befehl, den König und die Prinzen zu verhaften. Ich habe allen Grund zu glauben, daß die Oberoffiziere mit ähnlichen Instructionen versehen sind oder es wenigstens von einem Augenblick zum andern werden können. Gewiß, der König läuft, so lange der kaiserliche Befehl bei mir bleibt, nicht die geringste Gefahr; — wenn man ihn aber mir entreißt, was wird daraus entstehen?"

Blacas eilte mit dieser Hiobsbotschaft zum Könige, der, nach Anhörung seines sofort versammelten Rathes, beschloß, über Memin und Ostende nach Dünkirchen zu gehen. Er kam indeß nicht nach Dünkirchen: in Ostende beauftragte er Blacas und seinen Bruder, den König der Niederlande um Schutz

in seinen Landen anzugehen, welches Gesuch dieser, ein ehrgeiziger, zweideutiger und selbstsüchtiger Fürst, kalt und mitleidslos gewährte und dem Könige und den Ueberresten seines Hofes die große, abgelegene und öde aristokratische Stadt Gent zum ausschließlichen Wohnsitz anwies. Dort wohnte Ludwig in dem Hause der Gräfin von Hane de Steen-Huyse, einer ihm genau bekannten Dame. —

Es ist hier nicht der Ort, die Geschichte des Wiener Congresses zu erzählen; nur, was dort in directem Bezug auf Frankreich geschah, müssen wir erwähnen. Dahin gehört die Erklärung vom 13. März. Diese berühmte Erklärung, die durchzusetzen den Fürsten Talleyrand den Aufwand aller seiner eminenten Geisteskräfte kostete, denn er allein mußte gegen den ganzen Congreß kämpfen, welcher die Bourbonen als zur Regierung unfähig fallen lassen und Frankreich, um seinen Revolutionsgeist zu ersticken, zerstückeln wollte, lautete folgendermaßen:

„Nachdem die zum Congreß in Wien versammelten Mächte, welche den Pariser Vertrag unterzeichnet haben, Kunde erlangt von dem Entweichen Napoleon Bonaparte's und seinem gewaltsamen Eindringen in Frankreich, so glauben sie ihrer eigenen Würde und dem Besten der Gesellschaftsordnung eine feierliche Erklärung der Gefühle zu schulden, welche jenes Ereigniß in ihnen hervorgerufen hat. Durch den willkürlichen Bruch des Vertrags, der

ihm seinen Wohnsitz auf der Insel Elba anwies, hat Bonaparte den einzigen gesetzlichen Grund zerstört, an welchen sein Dasein noch gebunden war. Durch sein Wiedererscheinen in Frankreich mit Aufruhr- und Umwälzungsplänen hat er sich selbst des Schutzes der Gesetze beraubt und den Augen der Welt offenbart, daß weder Friede noch Waffenstillstand mit ihm möglich sind. In Folge dessen erklären die Mächte, daß Napoleon Bonaparte außerhalb aller bürgerlichen und gesellschaftlichen Beziehungen gestellt und als Feind und Störer der Ruhe der Welt der allgemeinen Verfolgung überantwortet ist. Gleichzeitig erklären sie, daß sie alle Mittel aufbieten und alle ihre Anstrengungen vereinigen werden, um Europa vor jedem Frevel zu wahren, der die Völker von Neuem in die Unordnungen und das Unglück der Revolution stürzen würde. Und obwohl im Innersten überzeugt, daß ganz Frankreich sich um seinen rechtmäßigen Beherrscher schaaren und unverzüglich den letzten Anschlag eines wahnsinnigen und ohnmächtigen Frevlers zu Schanden machen wird, so erklären gleichwohl sämmtliche Fürsten Europas, von denselben Gesinnungen beseelt und geleitet von den nämlichen Grundsätzen, daß sie, wenn wider alle Erwartung irgend eine wirkliche Gefahr aus jenem Ereignisse entstehen sollte, bereit sind, dem Könige von Frankreich und der französischen Nation, oder auch jeder andern angegriffenen Re-

gierung, sobald das Verlangen an sie gestellt wird, den zur Wiederherstellung der öffentlichen Ruhe nöthigen Beistand zu leisten und gemeinschaftliche Sache gegen alle Diejenigen zu machen, die denselben zu stören sich unterfangen dürften."

Vielleicht, wenn Ludwig dieses Actenstück noch zu Paris erhalten hätte, wäre er nicht genöthigt gewesen, Frankreich zu verlassen — er erhielt es aber erst in Gent. Er beeilte sich, es zur Kenntniß des Volks und der Armee zu bringen und wurde darin trefflich durch Napoleon selbst unterstützt, der es mit dem Commentar, den sein Staatsrath dazu gemacht, in den öffentlichen Blättern abdrucken ließ.

Den Heeren der Coalition brauchten nur neue Marschbefehle gegeben zu werden, sie waren noch vollzählig und schlagfertig. Oestreich stellte dreimalhundertfunfzigtausend Mann unter dem Fürsten von Schwarzenberg, England und Preußen zusammen zweimalhundertfunfzigtausend Mann unter Wellington und Blücher, und Rußland zweihunderttausend Mann, die der Kaiser selbst befehligte. Diese furchtbare Kriegsmacht, die mit den spanischen, italienischen und schwedischen Hülfstruppen über eine Million Krieger stark war, näherte sich den Grenzen, und das Herz Ludwig's blutete, denn er wußte, daß diesmal in Frankreich nicht die Großmuth geübt werden würde, wie im vorigen Jahre. Aber es mischte sich zu diesem Gefühl des Schmerzes auch

ein anderes, das des Stolzes; denn diesmal zählte er mit im Rathe der Fürsten, ja er hatte, Dank der Bemühungen seines Gesandten Talleyrand, darin die Hauptstimme: in der Kriegsconvention setzten die Mächte fest, daß der König von Frankreich als der hauptsächlichste Theilnehmer an dieser Coalition zu betrachten sei, die einzig und allein die Vertheidigung seines von Europa garantirten Thrones zum Gegenstand hatte, und daß er gehalten sei, die seiner Sache treu gebliebenen Truppen mit den verbundenen Heeren zu vereinigen. Dieser treu gebliebenen Truppen waren freilich nur sehr wenige; auch verwendeten die Verbündeten sie nicht, als es bei Waterloo zwischen Napoleon einerseits und Wellington und Blücher andererseits zur Entscheidungsschlacht kam, sondern sie ließen sie ruhig in Alost, wo der Herzog von Berry, ihr General, fleißig Manoeuvres und Paraden mit ihnen anstellte, wie wir dies bereits im vorigen Bande erzählt haben.

In Gent im Hause der Gräfin Hane de Steen-Huyse war Ludwig, wie in Paris, von seinem Hofe umgeben; er hatte seine Minister und die Fürsten Europas ließen sich durch Gesandte bei ihm vertreten. Seine Wohnung bestand aus vier Hauptzimmern, von denen das eine, welches sehr groß und mit einer Tribune ausgeschmückt war, ihm zugleich als Speise- und als Audienzsaal diente. Der Fußboden dieses Saales war mit amerikanischem

Holze getäfelt, dessen Zusammensetzungen so täuschend spitzige Vorsprünge darstellten, daß man bei jedem Schritte falsch zu treten fürchtete. Ueberhaupt war diese Wohnung dem Könige so wohlanständig, daß er gleich bei seiner Ankunft in Gent gern eine Rathsversammlung seiner Minister abgehalten hätte, wenn nicht von diesen Herren zur Zeit noch so viele abwesend gewesen wären; nur der Herzog von Feltre, der Kriegsminister, der Graf Jaucourt, der einstweilen mit dem Portefeuille des Auswärtigen betraut war, und das Factotum Graf Blacas waren da. Nur drei Minister zu haben dünkte aber dem guten Ludwig ganz unvereinbar mit seiner königlichen Würde; er schuf sich also flugs noch einige, indem er den Grafen von Lally-Tollendal und den Vicomte von Chateaubriand in seinen Conseil aufnahm, den Letzteren, den berühmten Schriftsteller, als Minister des Innern. Außerdem nahm er auch die beiden einzigen Marschälle, die ihm treu geblieben waren, den Herzog von Belluno und den Herzog von Ragusa, unter seine vertrauten Räthe auf, ebenso den Fürsten von Neufchatel, Berthier, der später nach Deutschland ging, wo er eines mysteriösen Todes starb. Ludwig's Polizei verwaltete als oberster Leiter der Graf Anglès und unter diesem der Baron von Eckstein.

Um dem Pariser Moniteur ein ähnliches Blatt gegenüber zu stellen, gründete Ludwig den Genter

Moniteur, an welchem der Herr von Chateaubriand, Graf von Pradel, Graf Lally und die Herren Bertin und Guizot eifrige Mitarbeiter waren, und welcher über den Kaiser und die Zustände unter ihm manchen Artikel brachte, dessen Wahrhaftigkeit man nicht immer auf der Goldwaage wiegen durfte.

Von Rußland war bei Ludwig XVIII. in Gent beglaubigt: Graf Pozzo di Borgo, jener Landsmann Napoleon's, der sein unversöhnlichster Feind war und der sich gerühmt haben soll: habe ich ihn auch nicht todtgeschlagen, so habe ich doch die erste Schaufel Erde auf ihn geworfen.

Von Preußen: der Baron Brockhausen.

Von England: Sir Charles Stuart.

Von den Niederlanden: Herr Fagel.

Die andern Monarchen sandten ihre Bevollmächtigten nach und nach. — —

Als die Herzogin von Angoulème, die sich in Bordeaux das ihr von Napoleon gestiftete Epithet erworben hatte: sie sei der einzige Mann ihrer Familie, in Gent ankam, empfing sie der König mit großer Freude; er hatte ja nun wieder seinen Trost im Unglück. „Sire, sagte sie zu ihm, vermochte ich auch nicht zu siegen, so habe ich doch unsere Ehre fleckenlos davon getragen!“ Und damit sagte sie die Wahrheit; sie hatte in Bordeaux mehr gethan, als man billigerweise von einem Weibe verlangen kann.

Natürlich hielt der König seine Blicke unausgesetzt auf Frankreich gerichtet; er wußte, daß der Herzog von Bourbon seine Sendung schlecht erfüllt hatte und war mißmüthig darüber. Diesen Mißmuth verscheuchte ein Schreiben Fouché's, des Polizeiministers Napoleon's, der diese Stellung benutzte, um seinen Herrn zu verrathen. Er schrieb u. A.: „Bonaparte ist diese Nacht angekommen. — — Er ließ mich rufen, um mir meine Erhebung zum Polizeiminister anzukündigen. — — Ich wußte, daß Bonaparte zögerte, sich meiner zu bedienen, und daß er sich nur, weil diese Wahl den fremden Mächten behagte, dazu entschloß. Ich diene ihm also, ohne sein Vertrauen zu besitzen. Carnot gefällt ihm auch nicht; wir werden wohl die Ersten sein, die er entläßt. Ich forschte hierauf Bonaparte aus; es schien mir, als sei seine Festigkeit im Abnehmen; er hat so etwas Unentschlossenes an sich, wie er früher nie hatte; er glaubt mit Hülfe der Volksmasse unüberwindlich zu sein; allein später wird er sehen ... Möge der König immer hoffen! Er steht dem Throne Frankreichs näher als Bonaparte, wenn dieser sich auch in den Tuilerien schlafen legt .... — — Die Erklärung vom 13. März erregt unsern Unwillen; man antwortet darauf durch eine Erklärung von der Souverainetät des Volks und zu gleicher Zeit sucht man mit den fremden Mächten zu unterhandeln; man schreibt öffentlich

an sie; man schickt im Geheimen Botschafter an sie mit dem Auftrage, ihnen die schönsten Vorschläge zu machen. Die Agenten des Königs müssen ihre Wirkung bekämpfen. In dieser Erwartung rüstet man sich zum Kriege. Ich glaubte, Bonaparte würde den Tag nach seinem Einzuge sich in Marsch setzen, um über Belgien herzufallen. Diese Verzögerung vernichtet ihn. Alle Wege sind mit Conscribirten bedeckt, die man zu den Waffen ruft. Die Zeughäuser sind in voller Thätigkeit; die achtzig Millionen, welche der König in den Kisten der Schatzkammer hinterlassen, werden zur Bezahlung der ersten Ausgaben dienen. Der König hat als Edelmann gehandelt, man kann ihm hierin nichts vorwerfen. Die Generäle kommen von allen Puncten Frankreichs herbei, es werden ihrer wenige um ihren alten Meister fehlen. Bei den Obrigkeiten, in den Regierungsstellen fallen ehrenwerthe Austritte vor, worüber Bonaparte lebhaft betroffen ist; ich weiß nicht, wohin das führen wird, aber ich erkläre es für unmöglich, daß die absolute Monarchie sich dauerhaft auf die Souverainetät des Volkes gründen könne."

Der alte Wahrsager hatte auch jetzt wieder Recht: Napoleon blieb weit länger in Paris, als es seiner Sache dienlich war. Freilich zwangen ihn die Verhältnisse dazu: er mußte ja die ganze Armee erst wieder reorganisiren; aber die über diese und

andere Arbeiten verstreichende Zeit benutzten seine Gegner trefflich, um seinen kaum erst wieder errichteten Thron zu unterwühlen. Und als endlich die Regimenter vollzählig, als die Kriegsbedürfnisse beschafft waren, da fehlte dem Körper der Geist: weder die jungen Conscribirten hatten den Schlachtenmuth, der von vornherein den Sieg verheißt, noch auch waren die Marschälle die alten: sie wollten ausruhen auf ihren Lorbeern, deren sie ja genug hatten; es war ihnen unbequem, nochmals die Strapatzen des Lagerlebens durchzumachen; sie waren Höflinge, weichlich geworden. Das hätte Napoleon nicht übersehen, er hätte die alten Männer zu Hause lassen und es mit jüngern versuchen sollen, in denen der Ehrgeiz mächtig war und die ihre eigene Gluth den Soldaten mitgetheilt hätten.

Inzwischen hatte Ludwig in Gent seine wahre Noth: er wurde an seiner verwundbarsten Stelle angegriffen, in seiner Freundschaft für den Grafen Blacas. Und zwar kamen diese Angriffe von der einen Hälfte seines eigenen Cabinets, welches ihm in einem langen Berichte darthat, daß Niemand weiter als Blacas an dem Unfalle Schuld sei, welchen das Königthum in Frankreich gehabt. Diesem Angriffe des Conseils gesellte sich der Kaiser Alexander in einem Briefe bei, in welchem er Ludwig bemerklich machte, daß er (Ludwig) wohl nicht vermögend wäre, die Unfähigkeit seines Ministers zu

verdecken; daß der Graf Blacas sich beeifere, ihn unsichtbar zu machen, daß derselbe weder auf die verständigen, von allen Seiten ihm gemachten Mittheilungen, noch auf die Anstalten Bonaparte's und die in Paris erst ausgebrochene Verschwörung geachtet und daß die Monarchen ungern diesen Edelmann fortwährend die Angelegenheiten des Königs leiten sähen. — Auch von Wien und Paris erhielt Ludwig auf diese Angelegenheit bezügliche Schreiben, die alle die Entfernung Blacas' verlangten, der endlich keine Stütze weiter hatte, als den König selbst.

Später zerbrach dem guten Blacas auch diese Stütze. Nicht zwar, daß sich des Königs Zuneigung vermindert hätte, diese blieb ihm; aber es kam dennoch zur Trennung zwischen beiden, denn man machte Blacas' Entfernung geradezu zur Bedingung der Rückkehr des Königs, und da, mochte auch immerhin das Herz bluten, ergab er sich in das Unabänderliche. Die hauptsächlichsten Dränger waren der Herzog von Wellington und der Kaiser Alexander, welcher Letztere an Ludwig schrieb: „Peter der Große, mein glorreicher Vorfahr, sagte beim Anblick der Bildsäule des Cardinals Richelieu: Großer Mann, wenn du noch lebtest, würde ich dir die eine Hälfte meiner Staaten geben, um von dir zu lernen, die andere zu beherrschen. Ew. Majestät dürften, im Falle Sie den Grafen Blacas durch-

aus erhalten wollten, gerade umgekehrt sagen können, daß Sie, um dieses Vergnügen zu genießen, nicht blos das halbe, sondern Ihr ganzes Königreich verlieren würden."

Als Blacas von diesen Quälereien, denen der König seinetwegen ausgesetzt war, Kunde erhielt — und seine Feinde sorgten dafür, daß dies geschah — bat er Ludwig, sich zurückziehen zu dürfen. Dieser verweigerte zwar die Erlaubniß, schrieb indessen doch, nur, damit sich das Gerücht davon verbreiten sollte, Blacas' Entlassung, um dadurch den Unwillen von Blacas' Feinden in etwas zu dämpfen. Er verließ dann, vier Tage nach der Entscheidungsschlacht von Waterloo, Gent und begab sich nach Mons, um den Ereignissen in Frankreich näher zu sein. Hier wiederholten sich die Angriffe gegen Blacas, ja Ludwig erfuhr, daß eine Deputation bei Lord Wellington darauf angetragen, den Thron Frankreichs entweder mit dem Sohne Napoleon's oder mit dem Herzoge von Orleans zu besetzen. Allerdings hatte Wellington dieser Deputation geantwortet: „Nicht doch, den so wenig, wie jeden Andern; er wäre übrigens doch nur ein Usurpator aus gutem Hause"; und hatte dann weiter hinzugefügt: „Meine Herren, betrachten Sie die Rückkehr des Königs als eine ausgemachte Sache; es bleibt Ihnen nichts übrig, als gute Bedingungen von Sr. Maj. zu erlangen, indem Dieselben mit aller

Machtvollkommenheit wiederkehren; der Beistand Europas wird dem Könige nicht lange fehlen" — allein der edle Lord hatte dennoch dem Freunde Blacas' gerathen, wenigstens für den Augenblick diesen aufzuopfern. Auch des Königs Bruder, der Graf von Artois, machte ihm eine Scene, er warf sich ihm zu Füßen und betheuerte, nicht eher aufzustehen, bis der König in die Entfernung Blacas' willigen werde; er wolle sich lieber, sagte er, nach England zurückziehen, als in Begleitung eines Menschen nach Frankreich zurückkehren, den ganz Europa alle im Jahre 1814 begangenen Fehler zuschreibe.

So von allen Seiten gedrängt, mußte der König seinem Herzen Schweigen gebieten. Wohl kam es ihn sauer an sich von dem Gefährten seiner bösen Tage, der ihm diese bösen Tage durch unbegrenzte Anhänglichkeit erträglich gemacht hatte, zu trennen; er vergoß bittere Thränen; allein das Bedürfniß, sich mit Frankreich völlig auszusöhnen, brachte sein Herz endlich zur Ruhe. Aber er beschloß, daß Blacas nicht auf dem gewöhnlichen Wege sein Unglück erfahren sollte: er übernahm es selbst, ihm die Nothwendigkeit ihrer Trennung begreiflich zu machen. Zum Troste gleichsam ernannte er ihn bei dieser Gelegenheit zum Gesandten in Neapel und versprach ihm den Herzogstitel und die Anwartschaft auf die erste sich darbietende Beförderung. „Mein Vertrauen," sagte Ludwig beim Abschiede

zu Blacas, „wird einen weitern Weg machen müssen, allein, bleiben Sie dessen versichert, es wird nie unterwegs stehen bleiben.“ — —

Nach der Schlacht von Waterloo, die für Napoleon so unglücklich verlief, regierte zu Paris Fouché, sein Polizeiminister und Ludwig's XVIII. Correspondent. Das hätte nicht geschehen können, wenn Napoleon nicht allein in seinem Palaste angekommen, wenn er, obgleich im Felde unglücklich, an der Spitze seiner Krieger in Paris eingerückt wäre. Jetzt aber war er nicht mehr der Feldherr früherer Zeiten, er war nur noch ein gewöhnlicher Mensch, dessen Schicksal von denen abhing, die sich seiner bemächtigen wollten. Das erkannte der schlaue Fuchs Fouché recht gut; er benutzte kühn und gewandt den Vortheil, den ihm Napoleon durch seine Vereinzelung bot; er intriguirte, unterhandelte, vertheilte, erschreckte die Einen, versprach den Andern viel, verwirrte die Opposition, indem er verschiedene Bewerber um die Napoleon entfallene Krone aufrief, und indem er alle täuschte, erreichte er seinen Zweck: er, der Polizeiminister, regierte den Staat.

In Frankreich war man gegen die Rückkehr Ludwig's, weil man glaubte, er werde, nachdem er so bittere Erfahrungen gemacht, daß es mit der Milde nicht gehe, das wiedergewonnene Scepter als eine Geißel schwingen. Allerdings seine Umgebungen

lagen ihm an, dies zu thun; er war aber klüger als seine Umgebungen, er wußte, daß man nicht in's gesunde Fleisch schneiden dürfe. Er beauftragte deshalb den Baron Larochefoucauld, sowie den Grafen Meleville und einige Andere, den Parisern seine wahren Gesinnungen bekannt zu machen. Zugleich ließ er dem Herzog von Otranto folgende Note zustellen, die er dictirt und unter welche er eigenhändig geschrieben hatte: „Als Bestätigung dieses beigefügten Schreibens seinem ganzen Inhalte nach und als Ausdruck meines eignen Willens,

(gez.) Ludwig."

„Der König verlangt keine Confiscationen, keine Hinrichtungen, er wird die Ausübung der Gerechtigkeit mildern; er wird die Reactionen unterdrücken; er wird die Grundverfassung der Charte aufrecht erhalten und kein im Widerspruch mit derselben errichtetes Regierungssystem dulden. Alle, die mit Vertrauen wiederkehren, sollen Aufnahme finden; die noch schmollen möchten, aber weise sind, wird man nicht beunruhigen; nur gegen die, welche, in ihrer Empörung verharrend, ferner das Verlangen hegen, die Krone einem Usurpator zu übertragen, soll Strenge angewendet werden. Der König wünscht das Glück der Nation, er will die schweren Lasten des Kriegs von ihr abwenden, die Gemüther beruhigen, den Haß tödten, die Herzen in Eintracht vereinigen. Er wird alle Bürger belohnen, deren

Bestreben dahin zielt, die Eintracht herbeizuführen; er wird aufmerksam alle Beschwerden, Eröffnungen, Klagen, die mit Offenherzigkeit und Ehrfurcht sich aussprechen werden, anhören; er verlangt der Vater Aller, nicht einer bestimmten Anzahl zu sein; er wird alle die, welche strenger sein wollen, als er selbst, zum Schweigen bringen; endlich wird er in Betreff aller derer, die ihm künftig treu dienen werden, das Vergangene zu vergessen suchen."

Immer der siegreichen englisch-preußischen Armee folgend, kam Ludwig XVIII. nach Cateau-Cambresis. Von hier erließ er mehrere Proclamationen, die die Begeisterung für ihn und seine Familie sehr merklich abkühlten und abkühlen mußten; denn er, zum zweiten Male durch die Waffen Anderer nach Frankreich zurückkehrend, vergaß die Grundbedingung der Aussöhnung zwischen einem Volke und seinem Fürsten so sehr, daß er vielmehr drohte, an denen Rache zu nehmen, die zu der Katastrophe vom 20. März mitgewirkt hätten. Dies that er insbesondere in jener höchst unpolitischen Proclamation vom 25. Juni 1815, in welcher sich noch der Geist Blacas' bemerklich machte, obgleich sie von Ludwig selbst und seinem Kanzler Dambray verfaßt war. Aber auch jene Proclamation, die das Datum des 28. Juni „im einundzwanzigsten Jahre Unserer Regierung," trug und die im Ganzen genommen versöhnlicher gehalten war und des-

halb einen wohlthuendern Eindruck als jene vom 25. Juni machte, hatte Stellen, die Rache athmeten; sie lautete auszugsweise folgendermaßen:

„Ich erfahre, daß eine neue Pforte meines Königreichs geöffnet ist, und ich eile herbei, um die Uebel zu lindern, welchen ich hätte zuvorkommen mögen ... ich eile herbei, meine verirrten Unterthanen wieder zurückzuführen, mich ein zweites Mal zwischen die Armeen der Verbündeten und die Franzosen zu stellen, in der Hoffnung, daß die Rücksichten auf mich sich zu ihrem Heile wenden werden. Dies ist die einzige Art, auf welche ich an dem Kriege habe Theil nehmen wollen. Ich habe es nicht zugegeben, daß ein einziger Prinz meiner Familie in den Reihen der Fremden erschiene, und ich fesselte den Muth aller meiner Diener, die sich um mich hätten sammeln können. Ich will Alles, was Frankreich retten kann. Ich versichere, ich, der (wie ganz Europa weiß) nie ein leeres Versprechen gegeben, den verleiteten Franzosen Alles das, was seit dem Tage, wo ich Lille verließ, bis an den, wo ich mitten unter so vielen Zurufungen nach Cambrai zurückkehrte, vorgefallen, verzeihen zu wollen. Aber das Blut meiner Kinder ist einer Verrätherei wegen geflossen, die in den Annalen der Welt ohne Beispiel ist. Diese Verrätherei hat die Fremden in's Herz Frankreichs gerufen; mit jedem Tage enthüllt sich mir ein neuer Unstern; daher

muß ich, um der Würde meines Thrones, des Interesses meiner Völker, der Ruhe Europas willen, von meiner Verzeihung die Verführer und die Urheber jener schändlichen Anzettelei ausnehmen."

Das sollten sich Labédoyère, Ney u. A. gesagt sein lassen, deren Blut Ludwig nicht wollte, trotzdem es diesen Anschein hatte; vielmehr würde er gar nicht ungehalten darüber gewesen sein, wenn ihm gemeldet worden wäre, daß sich jene durch die Flucht den Folgen ihrer Handlungen entzogen hätten. —

Die Kammern, mit denen sich Ludwig früher so gut gestanden hatte, waren ihm jetzt entgegen, sowohl die Deputirten- als die Pairskammer arbeiteten gegen seine Rückkehr. Der König konnte nicht begreifen, woher dieser Umschlag der Gesinnungen gekommen; er war das Werk Fouché's, der dies jedoch so geschickt zu verdecken wußte, daß es vielmehr den Anschein hatte, als sei er dem König mit Leib und Seele ergeben. Dieser scheinbare Diensteifer verhalf dem Herzog von Otranto zum Ministerium der zweiten Restauration, zu dem er sonst, der Königsmörder, nun und nimmermehr gelangt wäre.

Es hatte den Anschein, als könnte es in Paris zwischen der Besatzung und den Truppen der Verbündeten zu einer schrecklichen Katastrophe kommen: die erstere wollte wohl capituliren, sie wollte aber

nicht zugeben, daß Paris zum zweiten Mal von den Fremden besetzt würde. Blücher hatte aber bereits gesagt: „Wenn man fortfährt, mir die Thore von Paris zu verschließen, so werde ich durch eine Bresche bei dem Scheine einer Feuersbrunst einziehen.“ Da wurde es dem Könige bange: er sandte den Baron von Vitrolles an den Marschall Davoust, um diesem Vorschläge zu thun. Davoust nahm den Unterhändler gut auf, er benahm sich überhaupt über Erwartung gefällig gegen den König, von dem er sich früher stets entfernt gehalten. Es ging damals das Gerücht, Napoleon brüte über einem Gewaltstreich, er bereue seine Abdankung und werde sich der Obergewalt zum dritten Male bemächtigen. Davoust, welchem der Abgesandte Ludwig's von diesem Gerüchte sprach, beruhigte diesen: er, sagte er, werde, wenn Napoleon diesen Versuch wirklich wage, ihn so lange bekämpfen, bis es ihm unmöglich sei, dem Könige ferner zu schaden. Diese Sinnesänderung Davoust's belehrte den König, daß er darauf denken müsse, die Armee gänzlich umzuschmelzen, daß er neue Truppenkörper bilden und ihnen ihm ergebene Offiziere geben müsse. Als ihn Jemand darauf aufmerksam machte, wie gefährlich es sein werde, im Fall eines Kriegs den Oberbefehl neuen Offizieren zu übergeben, antwortete er: Von allen Wissenschaften, mein Herr, ist die des Kriegs die leich-

teste; studiren Sie die alte und die neue Geschichte, Sie werden über die Anzahl großer Feldherren erstaunen, welche ihre ruhmvolle Laufbahn begannen, als sie kaum Jünglinge geworden und ihre ersten Lehrstunden im Angesichte des Feindes auf dem Schlachtfelde erhielten. Beim Anfange der Revolution ward der größere Theil der französischen Generale durch unbärtige, erst den Tag vorher aus ihrer Heimath angekommene junge Leute gebildet; dessenungeachtet haben sie Wunder gethan; die Kriegswissenschaft ist ganz eine Wissenschaft des innern Triebes und entwickelt sich plötzlich. Seien Sie dessen gewiß, mir wird es nicht an Generalen mangeln, und ihre Waffenthaten werden, wie ich hoffe, jene ihrer Vorfahren erreichen.

In Folge dieser geringen Werthschätzung des militairischen Genies hatte Ludwig die Absicht, achtzehn Zwanzigtheile aller Stabsoffiziere in den Ruhestand zu versetzen und ihre Stellen an jüngere Leute zu vergeben, von deren Anhänglichkeit an sich er überzeugt war. Er konnte indeß diese Absicht nicht ganz durchführen, seine Neffen nahmen die alte Garde in Schutz.

Der Herzog von Otranto hatte die letzte Proclamation Ludwig's im Moniteur abdrucken lassen. In Folge dessen erhoben sich die Provence und Languedoc zu des Königs Gunsten, dessen Rückkehr sie in nächster Nähe glaubten.

Fouché, der die Süßigkeit der Gewalt in letzter Zeit in vollen Zügen verkostet hatte, wollte durchaus am Ruder bleiben; er begab sich am Vorabend des Einzugs der englischen und preußischen Truppen in Paris in das Hauptquartier Wellington's nach Neuilly und nahm diesen so für sich ein, daß derselbe nicht nur völlig davon überzeugt wurde, Ludwig könne nicht in Frieden regieren, wenn er dem Herzog von Otranto nicht die Polizei übergäbe, sondern daß er sogar Fouché in seinem eigenen Wagen nach dem Schlosse zu Arnouville brachte, wohin sich dieser von Cambrai aus begeben hatte. Es war dies ein sehr bittrer Leidenskelch für Ludwig; er mußte jedoch der Gewalt der Umstände weichen, er mußte den Mörder seines Bruders in seinen Rath aufnehmen, der nun, nach Verabschiedung derjenigen Personen, welche denselben in Gent gebildet hatten, auf den Vorschlag Talleyrand's, der Fouché dem Könige in Arnouville vorgestellt hatte, folgendermaßen zusammengesetzt wurde:

Präsidium und auswärtige Angelegenheiten: Fürst Talleyrand.

Großsiegelbewahrer: Baron Pasquier, der zugleich einstweilen das Ministerium des Innern mit verwaltete.

Kriegsministerium: Marschall Gouvion de St. Cyr.

Marine: Graf Jaucourt.

Finanzen: Baron Louis.

Polizei: Der Herzog von Otranto.

Zum Polizeipräfecten ernannte der König Decazes, der später seinem Herzen so theuer wurde, daß sich sein Schmerz über die erzwungene Trennung von Blacas gänzlich verlor.

Der Graf Molé erhielt die Leitung des Straßen- und Brückenbaues, und der Herzog von Richelieu succedirte dem Grafen Blacas in dem Ministerium des Hauses.

Es war beschlossen, daß dieses Ministerium noch denselben Abend sich in Paris versammeln sollte, um alle Anstalten für den folgenden Tag zu treffen, an welchem der König in Paris einziehen wollte.

Fouché, nachdem er Minister Ludwig's XVIII. geworden, erzählte seinen Collegen in der provisorischen Regierung, gleichsam als wollte er sie auffordern sich zurückzuziehen, von den Conferenzen, die er mit Wellington und dem Könige gehabt habe. Er versicherte, daß Ludwig alle Zugeständnisse gemacht und alle Bürgschaften gewährt habe, für welche die Regierung und die Kammern so viel Interesse an den Tag legten. Während dem ließ Blücher den Garten und den Palast der Tuilerien ohne Widerstand durch seine Truppen besetzen, wogegen Fouché und seine Collegen vergeblich protestirten. „Gut," sagte Fouché, „so ziehen wir uns

zurück, melden aber in einer letzten Botschaft den Kammern, welche Gewalt uns angethan worden."
Und er schrieb:

„Herr Präsident! Seither konnten wir glauben, daß die Gesinnungen der verbündeten Monarchen über die Wahl des Fürsten, der in Frankreich herrschen soll, keineswegs einig wären; unsere bevollmächtigten Gesandten haben uns dieselbe Versicherung bei ihrer Rückkehr gegeben. Gleichwohl erklärten die Minister und Generale der verbündeten Mächte in den gestern mit dem Präsidenten und der Commission gepflogenen Unterredungen, daß die Monarchen sich verpflichtet hätten, Ludwig XVIII. wieder auf den Thron zurückzubringen, und daß er morgen oder diesen Abend seinen Einzug in die Hauptstadt halten solle. Die fremden Truppen haben so eben die Tuilerien, den Sitz der Regierung, eingenommen. Bei dieser Lage der Dinge vermögen wir weiter nichts, als Wünsche für des Vaterlandes Wohl zu thun, und da unsere Berathungen nicht mehr selbstständig sein können, glauben wir uns auflösen zu müssen. Paris, den 7. Juli 1815.

gez. Fouché, Carnot, Coulaincourt, Quinette, Grenier."

Nachdem die Spitzen der Regierung abgedankt, sollten die Pairs- und die Deputirtenkammer ihrem Beispiele folgen. Die Pairskammer that dies ohne Murren, die Abgeordnetenkammer aber nicht; sie

erklärte, nur der Gewalt weichen zu wollen. Fouché kam dadurch in eine fatale Lage, aus welcher ihn Herr Decazes, der junge Polizeipräfect, riß, der zu ihm sagte: „Ich werde Sie, wenn Sie wollen, von der Versammlung befreien; Sie brauchen mir nur den nöthigen Befehl zu geben, ich stehe für Alles.“ Diesen nöthigen Befehl ertheilte Fouché mit Freuden, worauf Decazes während der Nacht das Kammergebäude durch Nationalgarden besetzen ließ, welche die am Morgen ankommenden Deputirten im Namen der königlichen Regierung zurückwiesen.

Man fürchtete das Volk; deshalb erfuhr dasselbe die Ankunft des Königs erst, als er sich bereits in den Vorstädten von Paris befand. Decazes hatte demselben gerathen, durch die elysäischen Felder und über den Platz Ludwig's XV. zu fahren. „Nein,“ hatte aber Ludwig geantwortet, „ich will mich allen meinen Unterthanen zeigen, zum Beweise, daß, wenn ich sie liebe, ich mich nicht vor ihnen fürchte. Uebrigens giebt es keinen Verschwörer mehr, wenn sich der König zeigt; ich will durch die Vorstadt und Straße von St. Denis fahren. Wir werden uns schon verstehen, wenn wir uns nur erst von Angesicht zu Angesicht sehen.“

Nachmittags um drei Uhr bestieg er den Wagen mit Monsieur Graf d'Artois und dem Herzoge von Berry. In seiner Begleitung waren: der Fürst

Talleyrand, Gouvion St. Cyr, der Herzog von Feltre, die Herren von Vitrolles und Lally-Tollendal. Es fehlte bei seinem Erscheinen nicht an den üblichen Lebehochs, die weiße Fahne, die man bereits am Morgen auf den Tuilerien aufgepflanzt hatte, wehte aus den Fenstern und von den Dächern und der gerührte Ludwig sagte daher zum Grafen Chabrol, der ihn amtlich anredete:

„Nur mit tiefem Schmerze habe ich mich von Paris entfernt. Die Bezeugungen der Treue von meiner guten Stadt Paris sind bis zu mir gelangt; ich kehre gerührt zurück; ich hatte die Uebel vorhergesehen, von denen sie bedroht war, und ich wünsche sehnlichst, die Wunden zu heilen."

Hierauf fuhr er weiter nach den Tuilerien.

Aber wie Ludwig bei seiner ersten Wiederkunft nach Frankreich vor dem jubelnden Volke keine Ruhe fand, so war auch seine erste Nacht in den Tuilerien bei dieser seiner zweiten Rückkehr von unaufhörlichem Geschrei unterbrochen. Diesmal aber war es nicht der „Pöbel", der dem müden Könige die Erholung raubte, sondern es war der Adel und die vornehmen Bürger, und diese Leute gebehrdeten sich so wahnsinnig in ihrem Royalismus, daß sich der König endlich mit Widerwillen von ihren cynischen Freudenbezeugungen abwandte.

Ein Gedanke war es vorzüglich, welcher Ludwig neben der Hauptsorge, Frankreich so bald als

möglich von den Fremden zu befreien, beunruhigte, der Gedanke nämlich, wie er die Herzogin von Angoulème an den Anblick Fouché's, des Mörders ihres Vaters, gewöhnen sollte: er wußte, daß die Wahl dieses Mannes zu seinem Polizeiminister die Tochter Ludwig's XVI. tödtlich verwunden mußte.

Er hatte überhaupt einen schweren Stand; er mußte mit Hindernissen kämpfen, die von allen Seiten auf ihn einstürmten. Bald kamen diese Hindernisse von den Fremden, bald von der Lage Frankreichs, bald endlich von seinem eigenen Hofe her. Die Verbündeten behandelten Frankreich nach der zweiten Occupation nicht so glimpflich wie das erste Mal, und Ludwig hatte unabläßig sich zu beklagen, zu verhandeln, für seine Rechte und für sein Land zu streiten. — Zu Allem diesem loderte das Feuer der Parteisucht in den meisten Provinzen: in der Vendée, im ganzen Süden des Landes längs der Pyrenäen und des Meeres waren fanatisch königlich gesinnte Volksmengen, die mit einer Art von Wuth über die des Imperialismus Verdächtigen herfielen. Diesen Leuten war der König selbst nicht royalistisch genug, sie träumten von einem eigenen aquitanischen Königreiche, das der Herzog von Angoulème in der Glorie der alten Feudalwirthschaft beherrschen sollte. — Auch des Königs nächste Umgebungen theilten diesen Wahnsinn des Royalismus; sie gingen so weit, zur Durchführung ihrer Pläne sogar die perpetuir-

liche Besetzung Frankreichs durch die Fremden zu wünschen.

Nicht weniger Besorgnisse als Alles dieses machte dem Könige der sogenannte Pavillon Marsan, d. h. die Umgebungen Monsieurs. Es bildeten denselben Leute, die vor dem 20. März an nichts weiter gedacht hatten, als den König zur Flucht zu bestimmen, und die bereits in Gent unablässig intriguirt hatten, um ihn ihrem Einflusse zu unterwerfen. Diese Intriguen setzten sie in Paris fort; sie wollten, daß der König den Grafen Julius von Polignac, den Abbé von Latil, den Grafen von Bruges und besonders den Baron von Vitrolles in's Ministerium berufen sollte. Aber diese Leute behagten sammt und sonders dem gescheidten Könige nicht; später unter dem minder gescheidten Karl X. kamen sie an's Ruder und zeigten da, daß sie das Regierungshandwerk sehr schlecht gelernt hatten.

Auch sein eigenes Cabinet bereitete dem Könige viele Sorge: Fouché wollte dominiren, Talleyrand wollte dagegen das ganze Uebergewicht der Präsidentschaft geltend machen, welches Zerwürfniß zur Folge hatte, daß, wenn es galt, einen Schritt zu thun, jedes der beiden Häupter in verschiedenem Sinne handelte. Dem Herzoge von Richelieu behagte die untergeordnete Rolle nicht, die er neben jenen Beiden als Hausminister spielen sollte; er wollte ebenfalls in erster Linie figuriren, und da dies nicht

ging, suchte er allerlei Vorwände, um sich mit guter Manier zurückzuziehen: der Graf Pradel, ein eingefleischter Royalist, kam an seine Stelle.

Talleyrand und Fouché, Beide von verschiedenen Beweggründen bestimmt, brachten sofort die Frage wegen schleuniger Einberufung der Kammern in Anregung und der König willfahrte ihnen, weil es ihm recht war, daß auch Andere neben ihm die Verantwortlichkeit und den Volkshaß für so viele Opfer, die Frankreich auferlegt wurden, zu tragen hätten.

Die im Jahre 1814 ernannten Pairs hatten ihre Würde kraft der Verfassung lebenslänglich und dem Könige stand das Recht zu, diese Würde erblich zu machen. Jetzt wurde beschlossen, daß die Pairswürde fortwährend bei der Familie bleiben sollte. Aber die Pairskammer von 1814 wurde im Jahre 1815 decimirt; es wurde allen denjenigen der Wiedereintritt nicht gestattet, die während der hundert Tage darin gesessen hatten. Es waren dies: Clemens von Ris, Cornudet, Colchen, von Aboville, von Croi, Dédelai von Agier, Dejean, Fabre de l'Aude, Gassendi, Lacépède, Latour-Maubourg, von Praslin, Boissy-d'Anglas, von Cudor, Canclaux, Casabianca, Montesquiou (ehemaliger Oberkammerherr), Pontécoulant, Ségur, Valence, Rampon, Belliard und die Marschälle Levèbvre, Ney, Suchet, Moncey, Mortier, Serrurier. Von dieser Pro-

scriptionsliste strich Ludwig später Canclaux, Abo-ville und den Grafen Boissy-d'Anglas, denen er die Pairswürde zurückgab. Außerdem creirte er noch zweiundneunzig neue Pairs, da ihm die Kammer nicht zahlreich genug erschien.

Auch die vormalige Deputirtenkammer ward aufgelöst und eine neue an ihrer Stelle einberufen. Wie die Pairskammer vergrößert worden war, so kamen auch in die Deputirtenkammer mehr Abgeordnete als früher zu sitzen: man erhöhte die Anzahl derselben auf 395. Beide Kammern wurden zum 24. September einberufen. —

Die Royalisten waren mit Ludwig gar nicht zufrieden; sie beklagten sich, daß er den Leuten der Revolution und des Kaiserreichs zu viele Concessionen mache, sie bevorzuge und verwende. Man klagte ihn an, daß er an den Ruhestörungen im Süden des Landes, wo jene das neue Utopien unter dem Namen eines Königreichs Aquitanien hatten gründen wollen, schuld sei. Natürlich war dies eine lächerliche Anschuldigung, gleichwohl gab sich der Graf von Artois dazu her, das Betragen seiner Freunde im hellsten Lichte darzustellen. Er sagte sogar zum Könige: „Mein Bruder, Ihr befindet Euch nicht in Euren Gerechtsamen, so wenig wie wir.“ Das gefiel aber dem Könige, der nach sehr reiflicher Ueberlegung die Charte gegeben hatte,

durchaus nicht; er erwiederte darum seinem Bruder sehr ernst:

„Welches sind denn Eure Gerechtsame? Die aller Unterthanen. Wohlan, das Erste, wovon Ihr und die Eurigen sich am wenigsten entfernen dürfen, ist der Gehorsam. Was die meinigen betrifft, so glaubet nur, daß ich fähig bin sie zu kennen und sie eben so gut aufrecht zu erhalten vermag, als es Herr von Damas und der Abt von Latil (zwei Speciale des Grafen von Artois) vermögen. Aber beachtet auch den Umstand, daß man Ludwig XVI. eben zum Tode gebracht hat, als man sich von ihm trennte; daß man eben dadurch die Monarchie umstürzte; und jetzt, Monsieur, fängt man dieses unselige Betragen von Neuem an, indem man mich verläßt."

Durch diese ernste Zurechtweisung stutzig gemacht, entfernte sich der Graf von Artois, ohne etwas zu erwiedern.

Die ungezügelte Wuth des Pavillon Marsan und seiner Anhänger hatte den Fürsten Talleyrand veranlaßt, dem Könige schon früher den Rath zu geben, seinem Bruder, dem nominellen Haupte dieser ultraroyalistischen Partei, eine Reise nach London aufzuerlegen. Er glaubte, wenn die Partei ihres Hauptes beraubt sei, würde sie sofort zerfallen. Der König konnte sich indeß nicht entschließen, seinen Bruder dafür zu strafen, daß unter seinen

Auspicien intriguirt werde; daß er selbst dies nicht thue, davon war Ludwig überzeugt.

Der Zorn dieser Leute verminderte sich in etwas, als die Proscriptionslisten zu ihrer Kenntniß kamen. Diese Listen, die ursprünglich vom Herzoge von Otranto herrührten und welche die bei Napoleons Rückkehr schuldig Gewordenen je nach dem Grade ihrer Betheiligung in verschiedene Classen eintheilten, enthielten ursprünglich einhundertundzehn Namen, welche der König und die Minister erst auf achtzig und dann auf siebenunddreißig herabsetzten — seinen eigenen Namen hatte Fouché natürlich nicht mit verzeichnet. In der ersten Classe befanden sich: Ney, Labédoyère, die beiden Lallemand, Drouet d'Erlon, Lefebvre-Desnouettes, Ameil, Brayer, Gilly, Mouton-Duvernet, Grouchy, Clausel, Laborde, Debelle, Bertrand, Drouot, Cambronne, Lavalette und Savary. Diese sollten verhaftet und vor die zuständigen Kriegsgerichte in ihren betreffenden Divisionen gestellt werden. — Den Proscribirten der zweiten Classe, unter welchen sich u. A. Soult, Excelmans, Carnot und Vandamme befanden, wurde aufgegeben, binnen drei Tagen Paris zu verlassen, und sich ins Innere Frankreichs nach den vom Polizeiminister ihnen angewiesenen Orten zu begeben.

Weder dem Könige noch seinem Polizeiminister war es rechter Ernst mit der Proscriptionsacte; ja

Fouché ließ nicht nur die Bedrohten warnen, sondern er versah sie auch mit Pässen, Verkleidungen und mit Geldsummen zur Flucht: er vertheilte nicht weniger als fünf- bis sechsmalhunderttausend Franken unter sie. Nur, um das wüthende Geschrei der Royalisten, die den König geradezu beschuldigten, seine Milde im Jahre 1814 habe als bitterste Früchte den 20. März 1815 und die Schlächtereien im Süden des Landes getragen, zwangen ihn — leider ließ er sich zwingen! — zum Gutheißen jener Verfolgungen. Er irrte damit von dem Wege ab, den er sich mit großer Weisheit während der Jahre seiner Verbannung vorgezeichnet hatte, dem Wege der Milde und des Verzeihens, der ihm nach der Gewaltherrschaft Napoleons allein übrig blieb, um sich die Liebe des Volks zu erwerben; er erniedrigte sich als Mensch, ohne sich als König zu erhöhen. — —

Die Wahlen, die zum weit überwiegenden Theil im Sinne des Pavillon Marsan ausfielen, bestimmten den König, sein Conseil, in welchem Talleyrand als Präsident und der Königsmörder Fouché als Polizeiminister saßen, noch vor der Eröffnung der Kammern zu entlassen. Des Polizeiministers, der stets wie ein Alp auf ihn gedrückt hatte, wollte er sich zuerst entledigen, dann sollte Talleyrand, den er noch einige Zeit zu bedürfen glaubte, sowie das ganze übrige Personal folgen. Fouché ar-

beitete dem Könige zu seinem Sturze in die Hände. Nicht nur intriguirte er auch jetzt noch für den Herzog von Orleans, wovon der König durch den Grafen Barras, den ehemaligen Director der Republik, die überzeugendsten Beweise erhielt, sondern er schrieb auch mehrere Berichte an den König, in welchen er die Zustände des Landes mit den düstersten Farben malte, welche Berichte er dann ins Publicum gelangen ließ. Unter den dermaligen Verhältnissen, wo mehr als eine Million fremder Krieger das Land zerstampften, war die Veröffentlichung dieser Berichte geradezu ein Verbrechen; es erhob sich auch sofort ein gewaltiges Zetergeschrei über diese offenbare Treulosigkeit und Fouché, darüber bestürzt, eilte zum Könige, ihn versichernd, er sei an der Veröffentlichung jener Berichte unschuldig, sie seien ihm zu diesem Zwecke und um ihm schaden, gestohlen worden. Aber Ludwig kannte seinen Mann, er glaubte den Versicherungen seiner Treue nicht, er sagte ihm geradezu, daß er selbst den Druck und die Veröffentlichung jener beiden Berichte veranlaßt habe; kurz er entzog ihm seine Gnade und einige Zeit später ließ er ihn gänzlich fallen, als er hörte, daß ihn nicht nur der Pavillon Marsan von sich stieß — dieselben Leute, die so viel zu seiner Erhebung mitgewirkt hatten! — sondern daß sich auch die bald zusammentretenden Kammern völlig empört darüber zeigten, einen Königsmörder im Ministerium

zu sehen. Dennoch aber wagte Ludwig nicht, sofort den Herzog von Otranto, der so tief in die Polizeigeheimnisse eingeweiht war, gänzlich zu verstoßen: er gab ihm den Posten eines Ministerresidenten am Dresdener Hofe. Von diesem Posten rief man ihn jedoch einige Monate später in Folge des Gesetzes vom 16. Januar 1816 ab, untersagte ihm als Königsmörder die Rückkehr nach Frankreich und verbannte ihn nach Oestreich. Fouché, ein lebendiges Exempel der Undankbarkeit Ludwig's, dem er den Thron zurückgegeben, lebte seitdem in Linz, getröstet durch die Liebe seiner jungen Frau, einer Fräulein von Castellane, die er kurz vor seinem Fall geheirathet hatte; er starb zu Triest im December 1820, aufgerieben durch den Kampf für seinen Ruf, verzehrt vom Müßiggang und Nichtsthun, und angekelt von der Rolle, die er im Leben gespielt hatte. —

Das zweite Exempel der königlichen Undankbarkeit, der Fürst Talleyrand, fiel einer andern Erwägung. Talleyrand war dem Könige geistig überlegen und genirte sich nicht dies erkennen zu lassen. Das war sein Hauptverbrechen. Dazu war ihm Ludwig zu Danke verpflichtet, zu großem Danke, denn Talleyrand hatte ihn 1814 auf den Thron erhoben und 1815 durch sein gescheidtes Benehmen auf dem Congresse in Wien es durchgesetzt, daß Ludwig nicht, wie die versammelten Souveraine

nicht übel Lust hatten, bei Seite geschoben wurde. Die Gewaltigen der Erde fühlen die Last der Dankbarkeit aber schwer; gemeiniglich schlägt dieses Gefühl in Haß bei ihnen um. Auch bei Ludwig XVIII. war dies der Fall, und er suchte eifrig nach einem Vorwande, um mit guter Manier den Fürsten zu verabschieden. Dieser Vorwand fand sich natürlich, wie er sich immer findet, wenn man ihn haben will.

Talleyrand war auch dem Kaiser Alexander mißliebig, der ihm den Vertrag nicht verzeihen konnte, welchen der Fürst zwischen Oestreich, Frankreich und England zu Stande gebracht hatte. Nun aber hatte Alexander die Hauptstimme im Rathe der Fürsten und durch seine Vermittelung konnten die äußerst drückenden Forderungen gemildert werden, welche die Verbündeten nach der zweiten Invasion an das geknebelte Frankreich stellten. Der Fürst Talleyrand, den der König auf diesen Umstand aufmerksam machte, lehnte die Sendung ab, die ihm der König an den Kaiser auftragen wollte. „Der Schritt ist unnütz," sagte er, „der Kaiser hat beschlossen, nicht mehr mit mir zu unterhandeln, und ich gestehe, es würde mich etwas kosten, mich an ihn zu wenden, da ich im Voraus seiner Antwort gewiß bin."

„Ich will Ihnen durchaus keinen Zwang auf-

legen," antwortete Ludwig, „gleichwohl muß sich von nun an meine Politik auf Frankreich stützen."

„So bleibt mir nichts weiter übrig, als mich von den Geschäften zurückzuziehen; ich bitte also Ew. Majestät, meine Entlassung zu genehmigen."

Der König verhüllte anstandshalber seine Freude, als er Talleyrand so sprechen hörte; er sagte zu ihm: „Sie verursachen mir einen tiefen Schmerz dadurch, daß Sie mich nöthigen, Ihre Entlassung anzunehmen; allein ungeachtet meiner aufrichtigen Anhänglichkeit, trotz der Dankbarkeit für Ihre mir und der Krone geleisteten Dienste bin ich so sehr davon überzeugt, daß die Ehre und der Vortheil des Thrones eine enge Verbindung mit Rußland erheischen, daß ich mir das Opfer, mich von Ihnen zu trennen, auflegen muß."

Er trennte sich indeß nicht gleicherweise, wie von seinem Polizeiminister, den er in die Verbannung geschickt hatte, von Talleyrand, der mit bitterer Rücksichtslosigkeit zu ihm sagte: Ich hoffe, daß mir Nichts noththut als die Gerechtigkeit des Königs, um ohne Furcht in meinem Vaterlande wohnen zu können; — er verlieh ihm vielmehr die Stelle eines Großkämmerers mit einem Gehalte von hunderttausend Franken.

Der Sturz Talleyrand's und Fouché's hatte die Entlassung ihrer Collegen zum unmittelbaren Gefolge: sie übersandten dem Könige ihre desfall-

sigen Gesuche und er gewährte dieselben ohne Weiteres; sie hatten ihm ihre Kräfte gewidmet, sie hatten ihm nach bestem Wissen und Können gedient — er entließ sie jetzt, wie man eine Citrone bei Seite wirft, wenn man ihren Saft ausgedrückt hat.

„Gleichwohl muß sich von nun an meine Politik auf Rußland stützen," hatte Ludwig zu Talleyrand gesagt, und er wählte demnach zu des Fürsten Nachfolger den geeignetsten Mann, den Freund Alexander's, den Herzog von Richelieu.

Armand, Herzog von Richelieu, war damals neununddreißig Jahre alt. Er hatte unter dem wunderlichen Suwaroff die Kriege der Russen gegen die Türkei mitgemacht und sich bei der Erstürmung von Ismail rühmlich hervorgethan. Dann war er zur Armee Condé's geeilt und nach der Auflösung derselben nach England gegangen, wo er bis zum Jahre 1794 eines jener Emigrantencorps befehligte, die England als Hülfstruppen für den zu hoffenden Bürgerkrieg in Frankreich unterhielt. Aber gegen den Bürgerkrieg sträubte sich die edle Seele des Herzogs; er ging wieder nach Rußland, ward zwar von dem argwöhnischen Kaiser Paul I. nach kurzem Dienst entlassen, aber nach dessen Ermordung von Alexander zurückberufen, mit welchem ihn bald die innigste Freundschaft verband. Trotz dieser Freundschaft zog es den Herzog nach Frankreich, wohin ihn der erste Consul dringend einge-

laden hatte. Er konnte sich indessen nicht entschließen, die Ueberlieferungen seines Hauses und die Neigungen seiner Jugend der ihm eröffneten Laufbahn zum Opfer zu bringen, er kehrte wieder nach Rußland zurück. Alexander ernannte ihn zum Generalgouverneur von Neurußland und er baute als solcher Odessa, die Haupt- und Seestadt der Krim, und gründete während der zehn Jahre seiner Verwaltung ein blühendes Reich zwischen dem Dniester und dem Kaukasus. Der Continentalkrieg brachte ihn wieder in die Nähe Alexander's, dem er nach Paris und nach Wien folgte und während der hundert Tage in Gent vertrat. Der hervorstechendste Zug in Richelieu's Charakter war die Bescheidenheit: man mußte ihn stets erst von seiner Tüchtigkeit überzeugen, ehe er ein Amt annahm und eine Ehre nahm er nie an, wenn man ihm nicht darthat, daß die Annahme derselben eine Pflicht für ihn sei.

Zu Collegen des Herzogs von Richelieu, der Minister der auswärtigen Angelegenheiten und Conseilspräsident wurde, ernannte der König folgende Personen: Corvetto aus Genua, Finanzminister; Herr von Vaublanc, Minister des Innern; Clarke, Herzog von Feltre, Kriegsminister; Barbé Marbois, Justizminister; Dubouchage, Marineminister und Decazes, Minister der Polizei. Die Ernennung dieses Letzteren war ein erstes Zeichen, daß es Lud-

wig XVIII. ernsthaft meinte, als er einstmals in Bezug auf seinen neuen Günstling sagte: „Ich will ihn so hoch erheben, daß die ersten Geschlechter Frankreichs ihn beneiden werden.“ Decazes war der Sohn eines Gerichtsbeamten in Libourne im Departement der Gironde und war von seinem Vater für die niedere Justiz bestimmt. Er kam in den letzten Jahren der kaiserlichen Regierung nach Paris, studirte hier die Rechtswissenschaft und ward später Schreiber in dem Bureau des Justizministeriums. Seine Heirath mit der Tochter des ersten Präsidenten des Cassationshofes, Mounier, vermittelte seine Anstellung als Richter an einem der niedern Tribunale von Paris. Hierauf ward er Secretair bei der Mutter des Kaisers, ging dann in gleicher Eigenschaft an den Hof des Königs von Holland und der Königin Hortensia und ward überall mit Auszeichnung behandelt. Als im Jahre 1814 die Beschützer der Weiterwollenden vom Throne und von den Stufen des Thrones fielen, wandte sich Decazes der neuen Sonne, den Bourbonen zu; er stellte Ludwig XVIII. die Deputationen seines Departements vor und hielt im Namen seiner Vaterstadt eine Rede an ihn; der König erinnerte sich später dessen nicht, auch nicht, daß er ihm eigenhändig eine Auszeichnung überreicht hatte. Die Rückkehr Napoleon's machte ihn in seiner Treue nicht wankend. Herr Gilbert des Voisins sagte

nach dem 20. März zu Decazes, von dem Kaiser sprechend: „Die Schnelligkeit seines Marsches von Cannes nach Paris ist der beste Bürge für die Legitimität seiner Rechte.“ Darauf antwortete dieser: „Ich habe noch nie sagen gehört, daß die Legitimität ein Preis für Schnellläufer sei“ und gab mit dieser Antwort den Gerichtshöfen ein so böses Beispiel, daß ihn Napoleon vierzig Meilen weit von Paris verbannte. Decazes ging nach Bordeaux, schloß sich Lainé an, der als Präsident der Deputirtenkammer gegen die Usurpation Napoleon's sehr energisch protestirte und den Polizeiminister Fouché verhöhnte, und schürte während der hundert Tage das Feuer der Unabhängigkeit gegen den König in diesem Theile des Südens. Wie er nach der Rückkehr Ludwig's XVIII. die Aufmerksamkeit Talleyrand's und Fouché's auf sich zog, haben wir bereits oben erzählt. — In die unmittelbare Nähe Ludwig's brachte Decazes das Gerücht von einem Mordversuche gegen den Kaiser Alexander, dessen Ungrund er erwies und über welche Untersuchung er dem Könige persönlich Bericht abstatten mußte. Er zeigte diesem, daß die ganze Geschichte eine Schnurre sei und Ludwig, den die Persönlichkeit des damals fünfunddreißigjährigen Polizeipräfecten ungemein anzog, sagte zu ihm, nachdem er ihn zu einer langen Unterredung über die Zeitumstände veranlaßt hatte: „Ich bin entzückt, einen so um-

sichtigen und zuverlässigen Polizeipräfecten zu besitzen; Sie sollen mir hinfort in meinem Cabinette persönlich Bericht über die wichtigen Angelegenheiten meiner Hauptstadt erstatten." Decazes machte dem Könige vorstellig, daß das doch wohl nicht gut angehe, indem zwischen ihm und dem Könige noch gar manche andere Person stehe, durch die seine, des untergeordneten Polizeipräfecten Berichte an die höchste Stelle befördert würden. „Nein," erwiederte hierauf lebhaft der König, „ich wiederhole es, kein Dritter soll hinfort zwischen Ihnen und mir stehen; wenn Sie eine wichtige Angelegenheit haben, so werden Sie mich davon in Kenntniß setzen, und ich werde Ihre Mittheilung entgegennehmen." Hierauf wurde der König zutraulich; er suchte einen Freund. Er frug Decazes nach seiner Herkunft, nach seiner Heimath und nach seinen früheren Erlebnissen. „Habe ich Sie jemals vor diesen Tagen gesehen? Ich denke nicht; Ihr Gesicht, Ihre Stimme wären mir aufgefallen." — „Doch, Sire, ich habe die Ehre gehabt, Ihnen im Jahre 1814 die Abgeordneten meines Departements vorzustellen, ja ich habe in ihrem Namen das Wort vor Ew. Maj. geführt." — „Das ist wunderbar," erwiederte der König, „aber ich sah damals so viele Leute, daß kein dauernder Eindruck in meinem Gedächtnisse zurückblieb. Kommen Sie wieder, kommen Sie oft wieder, Sie gefallen mir!" Dieses

Gefallen des Königs führte den Sohn des schlichten Gerichtsbeamten von Libourne schnell von einer Ehrenstufe zur andern: er ward Minister, dann Graf und zuletzt Herzog. —

Gleich nach dem Sturz des Ministeriums Talleyrand hatte Richelieu den Kaiser Alexander von diesem Ereigniß in Kenntniß gesetzt, und dieser war so sehr von dem Beweise von Aufmerksamkeit, den ihm der König dadurch gegeben, geschmeichelt, daß er dem Herzoge von Richelieu auftrug Ludwig zu sagen, daß hinfort das Interesse des Königs ihm eben so theuer sein werde, als sein eigenes. Und er bewies dies durch die That; er verwendete von nun an seinen ganzen Einfluß, um für Frankreich die möglich gelindesten Bedingungen von seinen Verbündeten zu erlangen. Freilich waren diese Bedingungen noch immer so hart, daß sich Richelieu hartnäckig weigerte, sie zu unterzeichnen. Indessen Boissy d'Anglas hatte dem Könige in einer geheimen Conferenz den Rath ertheilt, um jeden Preis mit den Alliirten zu Ende zu kommen, er hatte gesagt: „Sire, wenn die fremden Mächte sich daran gewöhnen, auf Kosten Frankreichs zu leben, werden sie späterhin nur schwer daraus scheiden. Wir Alle sind sterblich. Sollte Gott den Kaiser von Rußland abrufen, wo würden dann die Ansprüche der Höfe von Wien und Berlin stehen bleiben? Kann man auf der andern Seite dafür einstehen, daß

nicht die Intriguen, welche von mehr als einer Partei gesponnen werden, das Volk abermals zum Aufstande reizen? Was würden die Folgen eines solchen Brandes sein? welche Vortheile würden nicht unsere natürlichen Feinde daraus ziehen? Schicken Sie daher dieselben fort, es mag kosten, was es wolle. Es wird die Zeit kommen, wo wir sie zwingen herauszugeben, was sie uns genommen haben; bis dahin aber sind sie eine Last, deren man sich entledigen muß." Der Rath Boissy d'Anglas stimmte so sehr mit den eigenen Ansichten des Königs überein, daß er eines Nachts durch Decazes seinen Conseilpräsidenten Richelieu holen ließ und ihn unter heißen Thränen beschwor, den Tractat zu unterzeichnen. Der Herzog, gerührt und überwältigt von dem Jammer seines Herrn, bekämpfte seinen Widerwillen und unterzeichnete. Wie sauer ihm dies ward, läßt ein Brief erkennen, welchen er nach dieser Demüthigung seines Vaterlandes an die Frau von Montcalm, seine Schwester, schrieb: „Es ist vollbracht! Ich habe mehr todt als lebendig meinen Namen unter diesen unseligen Vertrag gesetzt. Ich hatte geschworen es nicht zu thun, und dies dem Könige gesagt. Dieser unglückliche Fürst hat mich unter einem Strom von Thränen beschworen, ihn nicht zu verlassen; ich habe nicht länger gezögert. Ich habe den festen Glauben, daß Niemand so viel verlangt haben würde.

Frankreich, das der Last seiner drückenden Leiden erliegt, forderte gebieterisch eine schnelle Erlösung." Der Herzog von Richelieu hatte Recht: Europa hätte Niemandem außer ihm bewilligt, was es selbst Ludwig abschlug. Die Verbündeten waren einig Frankreich zu zerstückeln; sie hatten bereits die Karte entworfen, auf welcher die den Mächten zufallenden Theile verzeichnet waren. Alexander gab dieselbe seinem Freunde Richelieu und sagte dabei: „Bewahren Sie diese Karte, die ich nur für Sie allein wiederherstellte; sie wird in Zukunft das Zeugniß Ihrer Dienste und meiner Freundschaft für Frankreich und der schönste Adelstitel Ihres Hauses sein."

Der Vertrag vom 20. November ließ Frankreich seine Grenzen von 1790 mit Ausnahme Savoyens und einiger Enclaven von geringer Bedeutung. Aber es mußte, und zwar ratenweise Tag für Tag, siebenhundert Millionen als Kriegsentschädigung zahlen und fünf Jahre lang eine Occupationsarmee von einhundertfunfzigtausend Mann unterhalten, dessen Generalissimus die Verbündeten ernannten, und die Kriegsplätze an diese Sicherheitsgarnison übergeben. Nach drei Jahren konnte diese Occupation aufhören, wenn bis dahin die Zustände in Frankreich den Verbündeten Garantie für einen dauerhaften Frieden boten. Die Kriegsgefangenen sollten ausgewechselt werden und Frankreich mußte sich außer jener Entschädigungssumme von siebenhundert Millionen zu

einer durch Liquidation auszumittelnden besondern Entschädigung jeder einzelnen Macht für die Verheerungen, Requisitionen und Gütereinziehungen verstehen, welche die Staaten derselben während der letzten Kriege in Folge der Besetzung durch französische Heere erlitten hatten. Auch mußte Frankreich die Unterhaltungskosten und die Besoldung jener einhundertfunfzigtausend Mann Garnisonstruppen übernehmen, welche die Verbündeten zurückließen. Die sechzigtausend Menschenleben, den Verlust der festen Plätze, die Auflösung der Armee ungerechnet, kostete Frankreich Napoleon's Rückkehr von Elba gegen anderthalb Milliarden.

Noch bevor dieser Vertrag unterzeichnet war, eröffnete der König die Kammern mit einer Thronrede, die er wieder selbst geschrieben hatte, obwohl ihm sein Bruder diejenige, die Herr von Vitrolles aufgesetzt hatte, als ein Muster ihrer Art anempfahl. Er wies auch den Herzog von Richelieu zurecht, der der Meinung war, die Thronrede müsse, da sie gewissermaßen die Gesinnung des Ministeriums ausdrücke, auch die Arbeit eines Ministers sein. Er sagte zu ihm: „Mein Herr Herzog, das Ministerium hat keine Gesinnungen; diese sind die des Königs; es handelt für den König und übernimmt es auf seine Gefahr, den Willen des Königs auszuüben; mißfällt ihm dies, so tritt es zurück; wenn der König mit seiner Wirksamkeit nicht zufrieden ist, so

verabschiedet er es. — Nur auf Einflüsterung meines Conseils sprechen, hieße dieses an meine Stelle setzen." Wir heben nur einige Stellen aus der von Ludwig gehaltenen Thronrede heraus. Nachdem er erwähnt, daß er, um dem Zustand der Ungewißheit, in welchem Frankreich den Verbündeten gegenüber sich befunden, ein Ende zu machen, gezwungen gewesen, den Vertrag vom 20. November zu unterzeichnen, sagte er: „Sie, meine Herren, so wie ganz Frankreich, werden den tiefen Schmerz ermessen, den ich empfinden mußte; aber das Wohl meines Reiches machte diesen großen Entschluß nothwendig, und als ich ihn faßte, fühlte ich auch die Pflichten, welche er mir auferlegte. Ich habe befohlen, daß dies Jahr aus dem Schatze meiner Civilliste eine beträchtliche Summe in den Staatsschatz gezahlt werde. Meine Familie hat, hiervon in Kenntniß gesetzt, mir verhältnißmäßige Opfer zugesichert." Er erklärt, daß er auch in den Verwaltungszweigen die Verminderung der Gehalte anbefohlen habe, daß er ferner, um den Berathungen der Kammer mehr Gewicht zu geben, neue Pairs ernannt und die Anzahl der Deputirten erhöht habe, und endlich, daß er zu den Kammern das Vertrauen hege, sie würden die Achtung vor der Charte nie aus den Augen setzen. „Diese Charte ist ohne Zweifel, nie alle menschlichen Einrichtungen, der Vervollkommnung fähig; aber Niemand von uns Allen

darf vergessen, daß neben dem Vortheile der Verbesserung auch die Gefahr der Neuerung steht."

Den Leuten des Pavillon Marsan, die und deren Freunde ziemlich stark in den Kammern vertreten waren, gefiel es gar nicht, daß der König noch immer sein Schooßkind, die Charte, so lieb hatte und nicht nur selbst unveränderlich treu sie zu halten die Absicht kund gab, sondern auch seine Familie nöthigte, sich durch ein feierliches Versprechen — durch eine Wiederholung jener Scene vom 18. März 1815 — für alle Zeit daran zu binden. Sie arbeiteten an dem Grafen von Artois, diesen Eid zu verweigern; eine Dame — die Damen sind in der Regel fanatischer als die Männer — beschwor ihn sogar, die heilige Jungfrau um ein Fieber, um ein recht tüchtiges Fieber zu bitten, damit er am Tage dieser Eidesleistung nicht in die Kammer gehen könne; Monsieur bat indeß die heilige Jungfrau nicht, er leistete vielmehr den Eid; er war aber sehr erfreut, als sein Special, der Graf Julius von Polignac — derselbe, dem er 1830 den Verlust der Krone zu danken hatte —, den Eid geradezu verweigerte, Herr von Bourdonnaie, der Cardinal von Périgord, der Marschall von Viomenil nur durch Schweigen auf den Aufruf ihres Namens antworteten und ein Abgeordneter von Montauban, Namens Domingon, das Wort verlangte, um sich über seine Weigerung zu erklären, ein Ver-

langen, welches ihm nicht gewährt wurde, da nach dem alten Gebrauch der Monarchie es keinem Unterthan gestattet sei, ohne Erlaubniß des Fürsten in Gegenwart desselben zu sprechen.

Der König wählte aus den ihm von der Kammer vorgeschlagenen Candidaten Lainé *) zum Präsidenten, welcher sämmtliche Stimmen der Versammlung erhalten hatte. Mit dieser Wahl bezeichnete Ludwig die Bahn, die er auch hinfort einzuhalten gedachte. Aber auf dieser Bahn ihm zu folgen hatten diejenigen keine Lust, die es ihm nicht übel genommen haben würden, wenn er die Charte ignorirt, wenn er hinfort das Staatsschiff ganz in alter Weise gesteuert hätte. Ihren Haß gegen die Revolution und gegen den Imperialismus documentirte diese Partei zuerst durch die Antwortadresse auf die Thronrede, in welcher sie dem Könige den Rath gab, seine Autorität nur reinen Händen anzuvertrauen, d. h. sich an das Leitseil der Ultraroyalisten

*) Johann Heinrich Joachim Lainé, geboren 1769 zu Bordeaux, ward Advocat und 1793 Districtsadministrator von Réole. 1808 widerstrebte er als Deputirter dem Confiscations-Gesetze, erhielt trotz dieser Opposition von Napoleon das Kreuz der Ehrenlegion, dessen Mißfallen er sich aber 1813 zuzog, worauf er nach Bordeaux zurückging. Der Herzog von Angoulème ernannte ihn 1814 zum Präfecten dieser Stadt und er schleuderte von hier aus seine Protestationen gegen Napoleon und Fouché.

zu binden; und dann durch die Annahme dreier Gesetze, welche ihr von der Regierung zur Berathung vorgelegt wurden. Das erste dieser Gesetze bedrohte die Urheber aufrührerischer Rufe mit langwieriger Gefängnißstrafe; das zweite suspendirte die Garantien der persönlichen Freiheit der Staatsbürger, und das dritte stellte die alten Prevotalgerichtshöfe wieder her, diese Willkürgerichte, von denen keine Appellation stattfand und die keine Gnade kannten. Vorzüglich mit dem letzten dieser Gesetze drückte die Kammer der Regierung das Beil, welches bis dahin im Süden des Reichs der Pöbel gegen die des Imperialismus Verdächtigen geschwungen hatte, in die Hand, es nöthigte den König, seine Krone mit Blut zu beflecken, es zwang ihm die Rache auf, da doch die Milde und das Verzeihen ihm bei weitem wohlanständiger gewesen wäre.

Ehe wir zum Proceß des berühmtesten Opfers der Restauration, des Marschalls Ney und dem des Obristen Labédoyère kommen, wollen wir aus der Unmasse von Ermordungen, die im Süden zur Ehre des Ultraroyalismus vom Pöbel verübt und von den Gerichten nicht gestraft wurden, die des Marschalls Brune in Avignon und des Generals Ramel in Toulouse hervorheben. Diese ungestraften cannibalischen Ermordungen zweier um das Vaterland hochverdienter Männer sind ein Schandfleck,

den keine Zeit von der Regierung Ludwig's XVIII. wegwischen wird.

Bei der Nachricht von Napoleon's Niederlage bei Waterloo und seiner Abdankung brach in Marseille der lange verhaltene Grimm der Katholiken und Royalisten gegen die Protestanten und kaiserlich Gesinnten in hellen Flammen aus. Der Ruf „Es lebe der König!" übertönte den „Es lebe der Kaiser!", welchen die Truppen des Generals Verdier ertönen ließen. Verdier räumte Marseille und ging nach Toulon; er wollte kein französisches Blut vergießen. Diese Menschlichkeit des Generals wurde den Kaiserlichen, die nun schutzlos der Wuth des fanatisirten Pöbels Preis gegeben waren, sehr verderblich. Als erstes Opfer dieser Wuth fielen die Ueberreste jener Mamelucken, die Napoleon aus Aegypten mitgebracht hatte und die jetzt friedlich einen Stadttheil von Marseille bewohnten: sie wurden sämmtlich ermordet und ihre Leichen in den Hafen geworfen. Hierauf suchten die Meuchelmörder unter den Bürgern diejenigen, deren Anhänglichkeit an den Kaiser ihnen bekannt war; sie hatten dasselbe Loos wie jene Kinder der Wüste, und ihre Häuser wurden geplündert und demolirt.

Der Marschall Brune*) befehligte die Süd-

*) Georg M. A. Brune, aus Brive la Gaillarde gebürtig, war Buchdrucker, trat beim Ausbruch der Revolution in

armee; er erfuhr in Toulon die Massacre von Marseille und hatte viele Mühe, seine Soldaten, die für die Schmach, welche ihren Cameraden dort widerfahren war, Rache nehmen wollten, davon zurückzuhalten. Brune übergab hierauf den Oberbefehl dem Marquis von Rivière, der als königlicher Commissar gekommen war, den Süden zu beruhigen und zu regieren, und schlug dann von Toulon aus den Weg nach Paris ein. Gewiß war für einen so ausgezeichneten General des Kaiserreichs der Landweg durch die aufständischen Provinzen gefährlich; man rieth deshalb dem Marschall sich lieber einzuschiffen, allein er vertraute seinem Muthe und seiner Unschuld und reiste in der Nacht des 31. Juli von Toulon ab. Schon in Aix, wo er erkannt wurde, rettete er sich nur mit genauer Noth vor der Wuth des Volkes und kam am 2. August Morgens nach

Kriegsdienste. 1796 bereits Brigadegeneral zeichnete er sich bei dem Angriff auf Ancona und in der Schlacht von Arcole aus, drang 1798 in die Schweiz, schlug die Engländer bei Birghen in Holland und nöthigte den Herzog von York zur Convention von Alkmaar (18. October 1799). Nach dem Frieden ward er Gesandter in Constantinopel, 1804 Reichsmarschall, 1806 Generalgouverneur der Hansestädte und bald darauf Anführer des Armeecorps in Schwedisch-Pommern. Bei Napoleon in Ungnade gefallen erklärte er sich dennoch nach dessen Rückkehr von Elba für ihn; nach den hundert Tagen war er Befehlshaber eines Armeecorps im südlichen Frankreich.

Avignon. Das Gerücht von seiner Ankunft verbreitete sich wie ein Lauffeuer durch die Stadt und es war bald nicht der Marschall allein, den man in ihm haßte, sondern die Verleumdung hängte an seine Vergangenheit die Lüge, er habe 1792 an den Septembermetzeleien in Paris Theil genommen und das blutige Haupt der Prinzessin von Lamballe durch die Straßen getragen; — Brune war aber zu jener Zeit gar nicht in Paris gewesen. Dann auch sagte man, der Marschall gehe gar nicht nach Paris, sondern er begebe sich zur Loire-Armee, mit welcher er nach dem Süden marschiren und diesen für seine Anhänglichkeit an die Bourbonen züchtigen wolle. Diese Lügen, von angesehenen Leuten erfunden und weiter verbreitet, erhitzen die Gemüther bis zur Wuth: eine zahllose Menge zieht nach dem Gasthofe, in welchem der Marschall abgestiegen ist. Zwar gelingt es dem Präfecten der Stadt, Herrn von Saint-Chamont, die wüthende Menge zum Abzuge zu bestimmen; sie rottet sich aber vor der Mairie auf's Neue zusammen, zieht wieder vor den Gasthof und es bedarf der angestrengtesten Bemühungen der Herren Puy, von Saint-Chamont, von Balzac und einiger hochherziger und unerschrockener Bürger, um der rasenden Menge ihr Schlachtopfer zum zweiten Male zu entreißen: der Wagen des Marschalls fährt nach der Rhone. Er muß aber wieder umkehren, denn es hagelt Steine auf ihn und

man bedroht Brune mit Messern. Vor dem Thorweg stellen sich der Präfect, der Maire, die Offiziere, die Adjutanten, der Major Lambot, Commandant des Departements, Herr von Montagnet, Chef der Nationalgarde, Hughes, verabschiedeter Obristlieutenant, der nachdrängenden Menschenmasse entgegen; sie schwören, die Stadt vor der Schmach bewahren zu wollen, daß sie sich mit dem Blute eines Marschalls von Frankreich besudele. Man achtet nicht auf sie, sie werden niedergeworfen und mit Füßen getreten. Zwar erhebt sich der Major Lambot wieder und treibt mit Hughes und dem Herrn von Balzac die Stürmenden mit dem Bajonet zurück, aber in diesem Augenblick kracht eine Salve im Innern des Hotels und Rauchwolken dringen durch die Fenster des Zimmers, in welchem der Marschall sich befand. Gleich darauf zeigt sich ein Mensch mit abgeschossenem Gewehr auf dem Balcon des Hauses und verkündigt dem jubelnden Volke, daß der Mord vollbracht sei. Er war mit einigen Andern auf die Dächer der Nachbarhäuser gestiegen und von da durch die Dachluken in den Gasthof und in das Zimmer Brune's gedrungen. Den ersten Pistolenschuß hatte der Marschall mit einem Schlag der Hand abgewendet, ein zweiter, ein Büchsenschuß, traf ihn in den Kopf und streckte ihn todt nieder. Aber mit der Ermordung des Marschalls war die Wuth seiner Mörder noch nicht

gesättigt, man wollte ihn, wenn auch nur im Tode, beschimpfen. Man reißt deshalb seine Leiche aus dem Sarge, schleift sie an den Füßen über das Straßenpflaster, stürzt sie von der Brücke in die Rhone und verfolgt sie noch dort mit Schüssen und Flüchen. In einer abgelegenen Bucht zwischen Arles und Tarascon trieb sie an's Land und ein Fischer begrub den Marschall von Frankreich, den Sieger in zweiundzwanzig Schlachten, im Dunkel der Nacht, welches Liebeswerk er zwei Jahre lang verheimlichte, aus Furcht, daß es ihm als Verbrechen gedeutet werden könne.

Es ist zu begreifen, daß ein fanatisirter Pöbel solche Schandthaten begehen konnte; es wirft aber einen tiefen Schlagschatten auf die damalige französische Gerechtigkeitspflege, daß die Mörder straflos ausgingen, indem die Gerichte feig genug waren, sich einschüchtern zu lassen und deshalb den Prozeß erst in die Länge zogen und ihn endlich im Sande verlaufen ließen. —

In Nimes, wo förmlich organisirte Bürgerbanden unter dem Namen Verdets das Land durchzogen, die empörendsten Gräuelthaten verrichteten und sogar den General Lagarde ermordeten, der zur Stillung des Aufstands vom Könige dahin geschickt worden war, sprachen die Gerichte nicht nur den Hauptanführer jener Banden, Trestaillon, sondern auch den Mörder des Generals Lagarde, Boi-

vin, frei, und zwar unter dem lügnerischen Vorwande, Boivin habe nur Feuer gegeben, um sich zu vertheidigen.

Wie in Marseille, Avignon und Nimes wüthete auch in Toulouse das Feuer der Parteiwuth; während es aber in jenen Städten von dem Glauben geschürt wurde, waren es in der Provinz Languedoc mehr die bürgerlichen Leidenschaften, die ihm immer neuen Zündstoff zuführten. In Toulouse führte der General Ramel den Oberbefehl. Er hatte sich während der hundert Tage geweigert Napoleon zu dienen, und sich durch dieses Benehmen die Gunst der Royalisten erworben. Er verscherzte diese Gunst aber, als er sich bemühte, den Blutdurst des Volks gegen die Ueberreste der verabschiedeten Armee Napoleon's in Schranken zu halten, ja man klagte ihn des Verraths an, als er einigen dieser geächteten Offiziere in seinem Hause eine Zuflucht vor der Rache des Pöbels gewährte. Die royalistischen Freiwilligen beschimpften ihn öffentlich, Ramel erklärte dagegen, er werde sich nicht einschüchtern lassen, sondern die Freiwilligen auflösen. Diese Erklärung brachte die Wuth jener zum Ausbruch. Sie verschwören sich zu seiner Ermordung, durchziehen die Straßen unter dem Absingen cynischer Lieder und unter dem Ausstoßen von blutdürstigen Rufen gegen den General, in welche Rufe sie den „Es lebe der König!“ mischen,

um so den Aufruhr mit der Treue gegen den König zu verdecken. Dann trennt sich plötzlich eine bewaffnete Schaar von dem Haupttrupp, überrumpelt und entwaffnet die Wache vor dem Hause des Generals und dringt zu diesem. „Was wollt Ihr?" fragt dieser drohend, aber ruhig. „Dich tödten und in dir einen Feind des Königs tödten," antwortet einer der Meuchelmörder und legt auf die Brust des Generals an. Aber dieser will sich nicht schlachten lassen, sondern er will als Held sterben; er zieht seinen Degen und dringt auf seine Mörder ein, die zurückweichen. Auf dem Absatz der Treppe erhält er einen Schuß in den Leib und sinkt neben dem Körper der Schildwache zusammen, die ermordet wurde, weil sie ihn decken wollte. Die Adjutanten und Offiziere Ramel's eilen mit gezogenen Säbeln herbei, hauen auf die Freiwilligen ein und treiben sie zum Hause hinaus. Währenddem bringt man den General in sein Bett und die wüthende Menge jubelt, als sie vom Arzte erfährt, daß seine Wunde tödtlich ist. „Desto besser; aber wir wollen ihm vollends den Garaus machen, das wird sicherer sein." Mit diesen Worten dringen die Meuchelmörder abermals in das Zimmer Ramel's, der seine Adjutanten bittet sich seinetwegen keiner Gefahr auszusetzen und die Arme nach seinen Mördern ausstreckt, sie beschwörend, ihm den Todesstoß zu versetzen, um den Schmerz abzukürzen,

der seine Eingeweide zerreiße. In der That hieb einer der Unmenschen dem Sterbenden in's Gesicht, indem er lächelnd sagte: „Es geschieht, um dem General zu gehorchen!" Nach diesem Vorgange bohren die Uebrigen ihre Bajonete in den Leib Ramel's, der bald nur noch ein Stumpf ohne Glieder ist. — Die vom Gouverneur der Provinz, Marschall Pérignon, gesendeten Truppen kamen nur, um das Schlachtopfer zu beerdigen, und auch hier, wie in Nimes, weigerte sich die Justiz, den Mord zu rächen; sie verschleppte den Proceß, sprach endlich die Rädelsführer frei und verurtheilte die Cannibalen, die den Sterbenden vollends gemeuchelt hatten, zu gelinden Strafen unter dem Vorwande, sie hätten nur auf eine Leiche eingehauen. —

Auch Bordeaux, diese erste Stadt, die 1814 den Bourbonen huldigte, wurde 1815 von denselben Leidenschaften zerrissen, wie Marseille, Nimes, Avignon und Toulouse.

In dem Städtchen la Réole lebten zwei Zwillingsbrüder, Cäsar und Constantin Faucher, die es in der Armee bis zum Generalsrang gebracht hatten. Begeistert für den Kaiser hatten sie dessen Rückkehr von Elba mit Jubel begrüßt, hatten während der hundert Tage Civil- und Militairämter bekleidet und wurden nun angeklagt, noch immer für den Bonapartismus thätig zu sein. Eine Schaar Freiwilliger aus Bordeaux umzingelte im

Verein mit spanischen Soldaten drei Tage lang ihr Haus ohne Erfolg, endlich gelang es der Rotte aber doch der beiden Brüder habhaft zu werden, die nun gefangen auf das Fort le Hâ geschleppt und dort in das Gefängniß der gemeinsten Verbrecher geworfen wurden. Keiner der zahlreichen Advokaten von Bordeaux wollte sie vertheidigen; sie vertheidigten sich gegenseitig selbst und waren Jeder bemüht, das ganze Verbrechen auf sich selbst zu nehmen. Aber sie überboten sich umsonst in Großmuth: gleich verhaßt wegen ihrer Treue gegen den Kaiser, wurden sie auch Beide vom Kriegsgerichte zum Tode verurtheilt. Sie gingen Arm in Arm nach dem Orte ihrer Hinrichtung. Wie sie im Leben durch die Liebe vereint gewesen, wollten sie auch im Tode ungetrennt bleiben; sie schlangen ihre Arme in einander, traten vor die Soldaten und Cäsar commandirte: Feuer! Sie fielen Beide zugleich, aber sie waren nicht todt. Constantin schleppte sich zu seinem sterbenden Bruder, um ihn noch einmal zu umarmen, er legte sein Haupt auf das Antlitz Cäsar's und empfing in dieser Lage die zweite Salve in die Stirn: ein Schuß machte Beider Leben ein Ende. —

Nach der Schilderung der Gräuel, die im mittäglichen Frankreich zur Verherrlichung des alleinseligmachenden Glaubens und dann zur Bethätigung des wahren Royalismus vom Volke verübt wurden,

als deren vorzüglichste Opfer Brune, Lagarde, Ramel und die beiden Brüder Faucher fielen, kommen wir nun zu den beiden politischen Processen und Hinrichtungen, die auf die Regierung Ludwig's XVIII., dieses Königs, der Napoleon nur durch Großmuth, durch Milde und Verzeihen übertreffen konnte, einen unauslöschlichen Makel werfen: Labédoyère's und Ney's. Es war der böse Geist der Restauration, der den Bourbonen diese beiden Männer in die Hände lieferte. Ludwig selbst wollte ihr Blut nicht; er hatte ihnen Zeit gelassen sich zu verbergen und zu fliehen. Aber der blinde Eifer seiner Anhänger, die den Sturz des Thrones, die Verbannung der königlichen Familie, die Verwüstung und Occupation der Vaterlandes gerächt sehen wollten, lieferte ihm diese beiden Männer in die pariser Gefängnisse, und er war leider schwach genug, seinem bessern Selbst Zwang anzuthun und sich zu einer Härte hinaufzuschrauben, die ihm den schönsten Edelstein seiner Krone raubte.

Charles Angelique François Huchet, Graf von Labédoyère stammte aus einer alten Familie und war im Jahre 1786 zu Paris geboren. Mit zwanzig Jahren, 1806, nahm er Kriegsdienste und zeichnete sich in den Schlachten von Jena, Eylau und Friedland aus. 1808 und 1809 war er Adjutant des Prinzen Eugen Beauharnais und diente dann unter Lannes in Spanien, wo er bei Tudela ver-

wundet wurde. 1812 war er mit in Rußland und seine dort bewiesene Tapferkeit erwarb ihm das Commando des 112. Regiments.

Labédoyère war ein schöner Mann; er war schlank gewachsen und hatte edele Gesichtszüge. Aber diese Schönheit einerseits und andrerseits seine schwärmische Anhänglichkeit an Napoleon und dessen Familie, sein Fanatismus für den Ruhm, den er in dem Kaiser verkörpert sah, gereichten ihm zum Verderben. Eifriger Hausfreund der Königin Hortensia erlag er den Verführungskünsten der Frauen des kaiserlichen Hofes, die ihm den Ruhm unter der Hülle des Treubruchs zeigten. Bei der Restauration der Bourbonen war sein Regiment aufgelöst, Ludwig XVIII. machte ihn aber zum Commandeur des siebenten Regiments, das in Grenoble in Garnison lag. Da kam Napoleon von Elba zurück. Sein Unfall bei Antibes, sein Sieg bei la Mure, wo er sich wehrlos den Feuerschlünden des fünften Regiments, das ihm den Weg verlegte, entgegenstellte und es gewann einzig und allein durch seinen Namen, durch den Zauber seiner Erscheinung und durch sein wahrhaft heldenhaftes Benehmen — alle Gewehre senkten sich, als er, seine Brust entblößend und seinen ganzen Rumpf dem Feuer preisgebend, die Soldaten mit jener weithin schallenden Stimme, die auf allen Schlachtfeldern Europas erklungen war, anredete: „Solda-

ten des fünften Linienregiments, wenn ein Einziger unter Euch ist, der seinen Kaiser tödten will, so möge er es thun; hier stehe ich!" — dann auch wohl der Brief, den ihm Napoleon durch seinen Wundarzt Emery hatte zustellen lassen, entzündeten das Blut des jungen Obristen Labédoyère in so hohem Grade, daß er den Eid vergaß, den er Ludwig XVIII. geschworen und keine Bitten, Ermahnungen und Befehle seines Generals achtend, sein Regiment dem Kaiser entgegenführte. Er selbst stürzte Napoleon in die Arme und stellte ihm seinen Degen und sein Regiment zur Verfügung. „Nun hat sich Alles entschieden; wir sind in Paris!" sagte der Kaiser und er hatte Recht: Labédoyère's Abfall zerbrach das Scepter in Ludwig's Hand und übergab es Napoleon von Neuem; hinfort war dessen Marsch nur noch ein Triumphzug, der am 20. März in den Tuilerien endigte. Der Kaiser ernannte Labédoyère zum General und zu seinem Adjutanten.

Als Ludwig XVIII. den Abfall Labédoyère's erfuhr, rief er schmerzlich bewegt aus: „O mein Gott, ich Beklagenswerther! das ist Einer, dem ich unmöglich werde verzeihen können!" In diesem Ausrufe des bald darauf fliehenden Königs war das Schicksal des Abtrünnigen vorherbezeichnet.

Die hundert Tage verrauschten schnell: Waterloo stürzte den Coloß Napoleon für immer; man verbannte ihn auf den verlornen Gluthfelsen im

unermeßlichen Ocean und Ludwig XVIII. kam zum zweiten Male zurück nach Paris. Labédoyère war bis zum letzten Tage der Tischgenosse des Kaisers in la Malmaison gewesen, aber seine Anhänglichkeit an dessen Familie und seine Liebe zu Frankreich hinderten ihn, Napoleon nach Rochefort und nach St. Helena zu folgen. Er benutzte darum auch den Paß nicht, den ihm die Königin Hortensia von Fouché ausgewirkt hatte; mit der Tollkühnheit der Jugend vertraute er dem glühenden Boden Frankreichs sein Leben an, und dieses Frankreich hatte doch Nichts mehr für ihn, als — ein Grab.

Als Paris von den Truppen der Verbündeten besetzt war, ging Labédoyère zu der Armee hinter die Loire. In Riom fand er seine Freunde, die Generale Excelmans und Flahaut, die ihn zum Generalstabschef bei dem in dieser Stadt cantonnirenden Armeecorps ernennen ließen. Es war in Riom, wo ihm die bereits erwähnte Proscriptionsliste bekannt wurde, auf welcher sein Name in erster Reihe figurirte. Aber er hatte Weib und Kind, zu denen es ihn mit dem ganzen Feuer der Liebe zog; er war neunundzwanzig Jahre alt — wie hätte es ihn erschrecken können, daß sein Leben jeden Augenblick bedroht war? Er mußte nach Paris, wo seine Lieben athmeten; diese ungeheure Stadt, meinte er, werde ja wohl ein Plätzchen haben, wo er unausgefunden von den Spionen der

Polizei sein Weib in die Arme schließen und sein Kind küssen könne. Vergebens bekämpften Excelmans und Flahaut seinen Entschluß, den sie als Ausfluß von Geistesverwirrung betrachteten; Labédoyère verschaffte sich einen Paß mit einem falschen Namen und bestieg den öffentlichen Wagen, der von Riom nach Paris fuhr.

Labédoyère's böses Schicksal saß bereits in dem Wagen, in welchen er stieg; es saß darin in Gestalt einer jener Carricaturen des menschlichen Wesens, die man im gewöhnlichen Leben Polizeispione nennt, Menschen, deren Gewerbe es ist, Andern Fallen zu stellen und sie in's Unglück zu stürzen. Von diesem Abschaum der civilisirten Länder wimmelte es damals zwischen Paris, auf welches die fremden Truppen mit Macht drückten, und der über ihre Verweisung grollenden Armee hinter der Loire. Unser Mann hatte heute die Maske eines Geschäftsreisenden vorgenommen — zu einer andern Zeit und an einem andern Orte trug er vielleicht eine andere Larve; das ist so Gebrauch bei diesen menschlichen Chamäleons — und studirte eifrig das schwermüthige, nachdenkliche und doch so stolze und schöne Gesicht des jungen Generals. Er witterte irgend ein Geheimniß unter diesem interessanten Aeußern und um den schweigenden, mit seinen Gedanken beschäftigten Labédoyère zum Sprechen zu bringen, ließ er, gleichsam wider Willen, einige Ausrufe gegen

die Bourbonen und ihre Minister sich entschlüpfen, ja er erheuchelte Thränen über das niedergedrückte Vaterland und über die Aechtung der heldenmüthigen Armee. Dann, als ob er über seine Kühnheit erschrecke, einem Offizier gegenüber in dieser Weise sich ausgesprochen zu haben, beschwor er Labédoyère, das Gehörte zu vergessen und affectirte Royalismus absichtlich so, daß jener das Heuchlerische dieses neuen Glaubensbekenntnisses erkennen mußte. Labédoyère, ob aus Instinct oder ob er seinen Mann durchschaute, würdigte ihn keiner Antwort. Aber durch dieses hartnäckige Schweigen wurde der Spion nur noch mehr in seiner Meinung bestärkt, daß er ein Geheimniß vor sich habe und er war in seinem fluchwürdigen Handwerke bereits ausgebildet genug, um bei dem ersten verunglückten Versuche, dasselbe zu entschleiern, nicht stehen zu bleiben. Er erzählte jetzt seinem Reisegefährten die Verhaftung Lavalette's, die in der Armee noch nicht bekannt war. Lavalette, der, glücklicher als Labédoyère, seinem Schicksal durch die Flucht entging, war der Busenfreund und Parteigenosse des jungen Generals, der die Gemüthsbewegung nicht verbergen konnte, als er das Unglück seines Freundes erfuhr. Diese Zeichen des Mitgefühls wurden der Haken, an welchem der Spion sein Opfer fing. Labédoyère war unvorsichtig genug, sich von demselben seinen Namen entlocken zu lassen. Der inner-

lich aufjauchzende Schurke machte ihm zum Schein Vorwürfe über die Verwegenheit, mit der er der Gefahr in Paris zu trotzen die Absicht habe, und hatte sich bald so sehr in das Vertrauen des Generals eingeschmeichelt, daß derselbe ihm erlaubte, ihn bis zur Thür der Freistätte zu begleiten, wo er sich verbergen wollte. Natürlich konnte Labédoyère sich am Tage nicht auf die Straße wagen; als er sein Asyl erreichte, graute aber der Morgen kaum, er warf sich also in einem der obern Zimmer des Hauses auf's Bett und träumte von seinen Lieben.

Aber sein Erwachen war schrecklich. Der vorgebliche Geschäftsreisende war, als er sich Straße und Haus genau gemerkt, direct zu Decazes, dem damaligen Polizeipräfecten, gegangen und hatte ihm seine Beute angeboten. Decazes benachrichtigte die Preußen, von denen sofort ein Bataillon das Haus umzingelte, in welchem sich Labédoyère geborgen glaubte. Ueberfallen, verzichtete dieser darauf sich zu vertheidigen; er übergab sich den Polizeiagenten, welche ihn zu Decazes führten. Was konnte er diesem auf seine vielen Fragen antworten? — Seine Schuld lag ja offen vor aller Welt Augen!

Der Kriegsminister Gouvion St.-Cyr ernannte ein Kriegsgericht, welches am 14. August Labédoyère's Proceß verhandelte.

Der Angeklagte war ohne Zweifel der schuldigste, aber auch der interessanteste Mann der hun-

dert Tage. Wahrscheinlich wäre Ludwig XVIII. nicht gezwungen gewesen, in jener Nacht des 19. zum 20. März aus den Tuilerien zu flüchten, wenn Labédoyère nicht durch seinen Abfall der ganzen Armee ein böses Beispiel gegeben hätte. Und daß er gerade dieses böse Beispiel gab, er, der in fast abergläubischer Verehrung für die Bourbonen aufferzogen worden war und in seinen Ahnen, in seiner väterlichen Familie, in der Familie seiner Frau und in dieser jungen liebenswürdigen Frau selbst leuchtende Vorbilder der Treue gegen den König hatte, — daß er trotzalledem den Zauber dieser Familientraditionen abstreifte und sich dem Manne in die Arme warf, der diesen Glorienschein der alten Herrlichkeit mißachtete, ja vernichtete, gewiß, Alles dies machte Labédoyère's Persönlichkeit zu einer sehr interessanten Erscheinung. Er war ein Verbrecher, Niemand konnte dies leugnen; denn er hatte den Eid gebrochen, den er dem Könige geschworen; aber sein Verbrechen wog leichter, wenn man seine Jugend, seinen Fanatismus für den Ruhm, seine Liebe zum Vaterlande, dem er mit seinem Abfalle zu dienen glaubte, und dann noch jenen Zauber der Verführung, welchen die Frauen des kaiserlichen Hofes auf ihn ausübten, in die andere Waagschale warf.

Als er im Gerichtssaale erschien, der mit Frauen vom Hofe und mit fremden Generalen und Fürsten

angefüllt war, bestand sein Anzug in einem grünen Ueberrock ohne Epauletten und Decoration. Man frug ihn nach Namen, Alter, Grad und ob er diesen Grad vom Könige erhalten hätte. Er beantwortete alle diese Fragen, er sagte, er habe den Befehl über sein Regiment allerdings vom Könige erhalten; er sei auf Befehl des Generals Marchand, des Commandanten von Grenoble, von Chambéry nach diesem Orte marschirt; er habe seine Soldaten unter dem Rufe: „Es lebe der Kaiser!“ mit sich fortgerissen und Napoleon entgegengeführt; er habe auf die Vorwürfe und Schmähungen seines unmittelbaren Vorgesetzten, des Generals Villier, nicht geachtet, denn er habe geglaubt, die Pflicht des Soldaten im höhern Interesse des Vaterlandes verletzen zu müssen. Schließlich bat er, die Zeugen jener verhängnißvollen Stunde seines Lebens vorzuladen, damit das Gericht nicht nur das Verbrechen, das er unumwunden eingestehe, sondern auch die Macht der Umstände beurtheilen könne, unter denen er es begangen habe.

Die Aussagen der Zeugen entlasteten Labédoyère nicht von der Anklage des Treubruchs, sie erschwerten aber auch seine Schuld nicht; der Thatbestand blieb derselbe und seine Richter sprachen das Urtheil, welches sie nach dem Buchstaben des Gesetzes sprechen mußten: sie verdammten ihn zum Tode.

Nach dem Spruch des Kriegsgerichts hielt Labédoyère seine Vertheidigungsrede. Ob in diesem Augenblicke die angeerbten Traditionen wieder zur Herrschaft über seine Meinungen gelangt waren, oder ob seine junge Frau es über ihn vermocht hatte, ihn mit der Hoffnung auf Begnadigung und demnächstiges gemeinsames langes Glück hienieden zum Bekenntniß seines Irrthums zu veranlassen, oder endlich ob dies die Religiosität seiner Mutter bewirkt hatte, welcher der Eintritt in seinen Kerker gestattet worden war — genug, Labédoyère vertheidigte nicht seine Unschuld, sondern nur seine Ehre. „Wenn es sich," sagte er, „nur um mein Leben handelte, so würde ich Sie nicht aufhalten; denn sterben zu wissen ist mein Amt. Aber eine Frau, das Muster aller Tugenden, und ein Sohn in der Wiege würden einst Rechenschaft von mir verlangen. Der Name, den ich ihnen hinterlasse, ist ihr Erbtheil; ich muß ihnen denselben unglücklich, ich darf ihn aber nicht gebrandmarkt hinterlassen ... Ich kann mich getäuscht haben über die wahren Interessen Frankreichs; durch Erinnerungen oder Illusionen der kriegerischen Ehre irregeleitet, kann ich Trugbilder für die Wünsche des Vaterlandes gehalten haben. Aber die großen Opfer, die ich brachte, indem ich die theuersten Bande des Rangs und der Familie zerriß, beweisen wenigstens, daß kein gemeiner Beweggrund eines persönlichen

Vortheils mein Betragen bestimmte ... Ich leugne Nichts, aber ich weiß, daß ich nicht conspirirt habe. Als ich den Oberbefehl über mein Regiment erhielt, glaubte ich nicht, daß der Kaiser jemals nach Frankreich zurückkehren würde; düstere Ahnungen drückten mich jedoch in dem Augenblicke, wo ich nach Chambéry abging. Diese unbestimmte Traurigkeit rührte von dem Eindruck her, den der öffentliche Geist auf mich machte." Er zeichnete hierauf den öffentlichen Geist in seinen Wirkungen, wie er zuerst Napoleon zur Abdankung zwang und Ludwig XVIII. den Weg zum Throne ebnete, wie er aber dann, als sich die Morgenröthe der neuen Herrschaft unter den Fehlern der königlichen Regierung verdunkelte, den Kaiser von Elba wieder zurückrief. Das war indessen ein Capitel, das man dem Angeklagten weiter auszuführen, wozu er große Lust zu haben schien, nicht gestatten durfte; man unterbrach ihn deshalb, indem man ihm bemerklich machte, daß er als Angeklagter nicht anzuklagen, sondern sich zu vertheidigen habe. Labédoyère fuhr daher fort: „Ja, ich muß mich auf das Bekenntniß meines Irrthums beschränken; indem ich meine Blicke auf mein Vaterland richte, gestehe ich mit Schmerz, ich habe Unrecht gethan, daß ich die Absichten des Königs verkannt habe, seine Rückkehr hat mir die Augen geöffnet. Alle Handlungen, die aus seiner königlichen Machtvollkommenheit hervorgegangen sind, tra-

gen den Stempel der Weisheit und Mäßigung an sich. Ich sehe alle Verheißungen erfüllt, alle Bürgschaften heilig gehalten, die Verfassung verbessert, und die Fremden, so hoffe ich, werden die große französische Nation wieder um ihren König versammelt sehen ... Vielleicht ist es mir nicht beschieden, mich an diesem Schauspiel zu weiden; aber ich habe mein Blut für mein Vaterland vergossen und ich hege die Ueberzeugung, daß mein Tod, wenn ihm die Abschwörung meiner Irrthümer vorausgeht, Frankreich nützen kann, daß man mein Andenken nicht verabscheuen und meinem Sohne, wenn er das Alter erreicht hat, wo er seinem Vaterlande dienen kann, meinen Namen nicht zum Vorwurfe machen wird." Diesen letzten Theil seiner Rede hatte Labédoyère offenbar unter dem Einfluß der Bitten seiner Frau und seiner Mutter gesprochen; er hätte aber gewiß besser gethan, wenn er diesem Einfluß nicht nachgegeben, wenn er nicht von den Tugenden und der Großmuth des Königs gesprochen hätte; denn dieses Lob eines Mannes, von dessen Herzen seine Begnadigung oder sein Tod abhing, mußte in seinem Munde verdächtig erscheinen, selbst dann, wenn er in der That, was wohl kaum der Fall sein konnte, sich überzeugt hätte, daß Alles im Reiche sehr wohlbestellt wäre. Zudem hatte ja Ludwig ausgerufen: „O mein Gott, das ist Einer, dem ich nicht werde verzeihen können!" Er konnte, ja

er durfte ihm nicht verzeihen; dafür sorgten einestheils die Fremden und anderntheils die Partei Monsieurs, diese feigen Menschen, die, nachdem sie nach zwanzigjähriger Verbannung endlich wieder obenauf schwammen, am liebsten diese zwanzig Jahre der Demüthigung aus ihrem Gedächtnisse verwischt hätten und da dies nicht anging, diese Demüthigung an denen rächten, welchen sie sie zuschrieben; sich selbst und ihrem verstandlosen Treiben schrieben sie sie natürlich nicht zu.

Labédoyère ward also trotz seines pater peccavi! zum Tode verurtheilt und es wurden ihm vierundzwanzig Stunden Frist gegeben, um an eine Revisionsinstanz zu appelliren. Aber auch der Revisionshof bestätigte sein Todesurtheil; der als politischer Advocat schon damals berühmte Mauguin erschöpfte sich umsonst, es gelang ihm nicht, die Richter von der Unschuld seines Clienten zu überzeugen.

Währenddem belagerten Labédoyère's Mutter und Frau die Schwelle der Tuilerien. Man hatte den Wachen den strengsten Befehl gegeben, sie nicht in den Palast einzulassen; aber die Soldaten hatten Mitleid mit dem Schmerz einer Mutter, die ihren Sohn, und einer Frau, die den Vater ihres Kindes retten wollte: sie senkten ihre Waffen vor den beiden trostlosen Frauen. Die junge Gattin, ihr Kind in den Armen haltend, die Augen voll Angst

und Thränen, warf sich in dem Augenblick, wo Ludwig XVIII. die Haupttreppe herabkam, um seine tägliche Spazierfahrt zu machen, zwischen den Fürsten und den Kutschentritt und rief mit erstickter Stimme: „Gnade! Gnade!" Der König trat zurück, er war sichtlich gerührt von dem Jammer der jungen Mutter; allein in Angst, den Vorwurf der Schwäche auf sich zu laden, verhärtete er sein Herz, beugte sich zu der Verzweifelnden nieder und sagte zu ihr: „Madame, ich kenne Ihre Gesinnungen und die Gesinnungen Ihrer Familie gegen mein Haus; es fällt mir schwer, so treuen Dienern meine Gnade abzuschlagen. Wenn Ihr Mann nur mich beleidigt hätte, so wäre ihm schon längst verziehen; aber ich bin Frankreich, über welches er alle Geißeln der Empörung und des Krieges gebracht, Genugthuung schuldig. Meine Pflicht als König bindet mir die Hände. Ich kann Nichts thun, als für die Seele Desjenigen zu beten, den die Justiz verurtheilt hat, und Ihnen und Ihrem Kinde meinen Schutz zusichern." Hierauf ließ er sich in seinen Wagen heben und fuhr davon; die junge Frau blieb ohnmächtig am Wege liegen.

Schlimmer noch als Labédoyère's Frau erging es seiner Mutter. Sie erwartete, im Schatten der Vorhalle versteckt, in Todesangst die Rückkehr des Königs, entschlossen sich lieber von ihm mit Füßen treten zu lassen, als ihm das Leben ihres Sohnes

ohne einen letzten Versuch zu überlassen. Aber Ludwig fürchtete zu starke Gemüthsbewegungen; er vermuthete den Angriff der alten Dame und hatte deshalb Befehl gegeben, jede Bittstellerin fern von ihm zu halten. Als er darum die Schwelle seines Palastes betrat, umgab ihn ein Schwarm von Lakaien aller Art, die dienstfertig die arme Mutter von ihm abhielten. Nur ihr Geschrei und ihr Schluchzen drang zu seinen Ohren.

Das geschah Abends um sechs Uhr. Um dieselbe Zeit fuhr Labédoyère zur Richtstätte, welche sich dicht neben einer Gartenmauer in derselben Ebene von Grenelle befand, die er einige Tage zuvor dem Feinde streitig gemacht hatte. Ein Priester begleitete ihn. Ein letzter Trost war ihm vor dem Sterben noch aufbewahrt: er bemerkte beim Aussteigen aus dem Wagen einen Freund, der ihn in der Einsamkeit seines Kerkers oft getröstet hatte, Cäsar von Nervaux. Er eilte mit einem Anflug düsterer Freude auf seinen Waffengefährten zu und schloß ihn in die Arme. Nervaux versprach seinem Freunde, sein Andenken treu zu bewahren; darauf schieden sie und Labédoyère schritt langsam auf die zu seiner Hinrichtung befohlenen Soldaten zu, wie als wollte er die Schritte zählen, die ihn vom Tode trennten. Noch einmal wandte er sich um, ging schnell auf den Priester zu, dem er einige Worte in's Ohr flüsterte und ihn umarmte, dann nahm

er wieder seinen frühern Platz ein. Der Offizier wollte ihm die Augen verbinden; er verbat sich dies mit einer Gebehrde, warf seinen Hut auf die Erde, legte die Halsbinde ab und trat dann noch einige Schritte gegen die Rotte vor, so daß die Mündungen der Gewehre beinahe seine Brust berührten. Hierauf noch einen letzten Blick nach der Seite hin wendend, wo sein Freund für ihn betete, entblößte er die Brust und sagte mit fester Stimme zu den Veteranen: „Schießt, meine Freunde!“ Sie schossen; Labédoyère fiel, von einer Handvoll Kugeln durchbohrt. Als der Wind die Dampfwolke zerstreut hatte, näherte sich der Priester dem am Rande der Grube ausgestreckten Leichnam, kniete nieder und tauchte ein Taschentuch in das Blut, das aus der Brust des Todten hervorquoll; dann ging er, um der Wittwe des Gerichteten dieses mit seinem Blute getränkte Taschentuch zu überbringen — eine traurige Reliquie! —

Das berühmteste Opfer der zweiten Restauration, der Marschall Ney, kam in demselben Augenblicke als Gefangener in Paris an, wo in der Ebene von Grenelle eine Handvoll Kugeln das Herz Labédoyère's, seines Waffen- und Abfallsgenossen, durchbohrten. Wir haben von Ney's früherem Leben bereits weiter oben einige Notizen gegeben und verließen ihn in dem Augenblicke, wo er auf dem Markte von Lons-le-Saulnier seine Soldaten zum

Treubruch auffordert, indem er ihnen sagt, er wolle sie jener Heldenschaar zuführen, mit welcher der Kaiser von Elba zurückgekommen sei und im Triumphe nach Paris ziehe. Der zustimmende Jubel der Soldaten erstickte die Stimme des Gewissens, die ihn wegen dieser Abirrung vom Wege der Ehre anklagte; er schrieb an Bertrand, daß er sich in Auxerre mit dem Kaiser vereinigen würde. Aber diese Zusammenkunft in Auxerre, dessen Präfect ein Schwager des Marschalls war, verzögerte sich und der Kaiser wartete daselbst voll Unruhe auf die Ankunft Ney's. Endlich Abends um acht Uhr meldete ihm der Präfect, daß sein Schwager angekommen sei, daß er aber sich erst sammeln und vorher seine Rechtfertigung wegen des Betragens, das er in Fontainebleau gegen den Kaiser beobachtet habe, niederschreiben wolle. „Was braucht er sich zu rechtfertigen?" rief Napoleon; „sagen Sie ihm, daß Alles vergessen ist und daß meine Arme sich ihm heute Abend wie morgen öffnen werden." Und am folgenden Morgen schloß er den Marschall in die Arme und sagte mit bewegter Stimme zu ihm: „Ich verlange weder eine Rechtfertigung noch eine gegenseitige Erklärung Sie sind für mich immer der Bravste der Braven!" Den Marschall drückte indeß der Gedanke, daß Napoleon sein Entgegenkommen für eine selbstsüchtige Kriecherei ansehen könnte; er wollte überdies seiner Schwäche eine patriotische

Färbung geben, und sagte deshalb in sehr nachdrücklichem Tone zum Kaiser: „Sire, Sie haben Recht gehabt, Ew. Maj. können stets auf mich rechnen, wenn es sich um das Vaterland handelt; für das Vaterland habe ich mein Blut vergossen, für das Vaterland bin ich auch bereit, meinen letzten Blutstropfen zu verspritzen.“ „Auch mich,“ erwiederte der Kaiser, der das Absichtliche in dem Tone des Marschalls bemerkte, „auch mich führt die Vaterlandsliebe nach Frankreich zurück. Ich wußte, daß das Vaterland unglücklich ist, und ich bin gekommen, um es von den Bourbonen zu befreien. Ich bringe ihm Alles, was man von mir erwartet.“ — „Ew. Majestät können überzeugt sein, daß wir Sie unterstützen werden. Mit der Gerechtigkeit kann man aus diesem Volke Alles machen.“ Dann wurde der Marschall bitter: „Die Bourbonen,“ sagte er, „haben sich zu Grunde gerichtet, weil sie das Mißvergnügen der Armee erregten. Prinzen, die niemals Pulver gerochen haben! die sich durch unsern Ruhm gedemüthigt fühlten und ihn uns beneideten! ja, die sogar unabläßig uns zu demüthigen suchten! Es empört mich noch, wenn ich daran denke, daß ein Marschall von Frankreich, daß ein alter Krieger wie ich gezwungen war, vor dem Herzog von Berry das Knie zu beugen, um zum Ritter des heiligen Ludwigsordens geschlagen zu werden! So konnte es nicht bleiben, und wenn Sie nicht schnell ge-

kommen wären, so würden wir selbst sie weggejagt haben.“ Napoleon, der recht wohl merkte, daß Ney durch Beschimpfungen der Bourbonen die Beschimpfungen vergessen machen wollte, die er in Gegenwart Jener über den Kaiser ausgestoßen, gab dem Gespräch eine andere Wendung, indem er Ney fragte, von welchem Geiste die Armee beseelt sei. „Von einem vortrefflichen Geiste, Sire,“ erwiederte der Marschall; „ich fürchtete, die Truppen würden mich vor Freude erdrücken, als ich ihnen Ihre Adler zeigte.“ — „Wer sind Ihre Generale?“ fragte Napoleon weiter. — „Lecourbe und Bourmont.“ — „Können Sie sich auf sie verlassen?“ — „Für Lecourbe stehe ich; was Bourmont betrifft, so habe ich weniger Vertrauen zu ihm.“ — „Warum sind sie nicht hier?“ — „Sie haben gezaudert und ich habe sie daher zurückgelassen.“ — „Lassen Sie diese beiden und sämmtliche royalistische Offiziere bis zu meinem Einzuge in Paris einstecken; ich will nicht, daß sie mich bei meinem Triumphe stören. Ich werde in der Zeit vom 20. bis zum 25. in Paris eintreffen, wenn wir es, wie ich hoffe, ohne Kampf erreichen. Glauben Sie, daß die Bourbonen sich in Paris vertheidigen werden?“ — „Das glaub' ich nicht; Sie kennen ja das Pariser Volk: viel Geschrei und Nichts dahinter!“ — „Ich habe diesen Morgen Nachrichten von meinen Pariser Correspondenten erhalten,“ versetzte der Kaiser, „meine

Anhänger sind bereit, sich zu erheben. Ich fürchte, daß ein Kampf zwischen ihnen und den Royalisten ausbrechen wird. Ich möchte nicht, daß meine Rückkehr durch Blutvergießen befleckt würde. Der Verkehr mit der Hauptstadt ist nicht gehemmt; schreiben Sie doch an unsere Freunde, an Maret, daß Alles vor mir zurückweicht oder sich mir anschließt, und daß ich in Paris eintreffen werde, ohne einen Schuß gethan zu haben."

Mit dieser Zusammenkunft in Auxerre war der Bund besiegelt, der Napoleon zurück in die Tuilerien brachte und Ludwig XVIII. daraus vertrieb. Keins der Regimenter, welche man dem Kaiser entgegenschickte, wollte gegen seinen alten Kriegsherrn kämpfen, alle gingen zu ihm über: er kam nach Paris, ohne einen Tropfen Bluts vergossen zu haben. Später — zu spät — ging er zur Armee; auch Ney nahm Theil an der Entscheidungsschlacht von Waterloo. Er befehligte den linken Flügel und versuchte am 16. Juni die Engländer bei Quatrebras zu werfen, wurde aber zum Rückzug nach Frasnes gezwungen. Napoleon war ungerecht genug, ihm durch Gourgaud schriftlich zu erkennen zu geben, daß er an dem Unglücke des ganzen Feldzugs, vorzüglich aber an dem zu geringen Erfolge der Schlachten vom 16. Juni Schuld sei, eine Beschuldigung, die Ney's Freund Gamet durch Mittheilung der an den Marschall ergangenen Originalbefehle,

die derselbe vollständig erfüllt hatte, widerlegt hat. Bei Waterloo selbst führte Ney die große Colonne zum Sturm gegen die englischen Linien bei Mont St. Jean, welche das Centrum der Engländer durchbrechen und das Schicksal des Tages entscheiden sollte; allein der Angriff scheiterte an Wellington's Umsicht und an der Standhaftigkeit der englischen Truppen: die französische Colonne wurde geworfen und fast vernichtet. Ney hatte an diesem heißen Tage das Menschenmögliche gethan: fünf Pferde wurden ihm unter dem Leibe erschossen, seine Uniform war durchlöchert; dennoch focht er noch immer, denn er suchte den Tod. Aber den Tod auf dem Schlachtfelde, den Tod des Helden gönnte ihm sein böses Geschick nicht; er ward von der allgemeinen Flucht mit fortgerissen und kam nach Paris, um der Pairskammer zu erklären, daß Alles verloren sei.

Und als die Heere der Verbündeten sich der Hauptstadt zuwälzten, als Napoleon abdankte und die Armee hinter die Loire verbannt wurde, da verließ der Marschall Ney Paris unter einem angenommenen Namen und wandte sich der Schweiz zu. Er war mit einem von dem östreichischen General Grafen von Bubna ausgestellten Passe versehen; dennoch fürchtete er, beim Eintritt in die Schweiz seinen Feinden in die Hände zu fallen, er wandte sich daher wieder nach dem In-

nern Frankreichs zurück und brachte einige Tage unerkannt im Departement Loire zu. Hier, in St. Amand, erfuhr er seine Aechtung, er wechselte zum zweiten Male seinen Namen und flüchtete sich in das Gebirge der Auvergne, wo er bei Verwandten seiner Frau auf Schloß Bessonis Aufnahme fand. Ein Zufall verrieth einige Wochen darauf seinen Feinden den Versteck des berühmten Geächteten. Ney hatte von Napoleon einst einen türkischen Säbel zum Geschenk erhalten, den dieser als Siegesbeute mit aus Aegypten gebracht hatte. Diesen Säbel führte der Marschall auf der Flucht mit sich und ließ ihn eines Tages, wo er ihn von seinen Wirthen hatte bewundern lassen, unvorsichtiger Weise im Gesellschaftszimmer liegen. Ein Nachbar, der gleich darauf zum Besuch kam, bemerkte die prächtige Waffe und sprach einige Tage später in der Stadt von dem türkischen Säbel, den er auf Schloß Bessonis gesehen habe. Ein Liebhaber und Bewunderer von schönen Waffen, der dies zufällig mit anhörte, sagte, es gebe in der ganzen Welt nur zwei solcher Prachtsäbel, den einen besitze Murat, den andern der Marschall Ney. Sofort combinirte man aus dieser Behauptung und aus der Verwandtschaft der Familie Bessonis mit Ney, daß dieser Letztere sich auf dem Schlosse seiner Verwandten befinden müsse. Der Präfect von Aurillac, Locard, dem die Sache zu Ohren kam, schickte diensteifrig eine

Abtheilung Gendarmen unter dem Befehle eines Offiziers nach dem Schlosse, welche dasselbe bei Tagesanbruch umzingelten; der Offizier mit achtzehn Mann seiner Brigade ritt in den Hof. Es wäre dem Marschall ein Leichtes gewesen, den Häschern in den Wald zu entfliehen, aber er war es überdrüssig, gegen sein Schicksal anzukämpfen; er öffnete darum selbst die Thür seines Zimmers, sagte zu den Gendarmen: „Ich bin Michael Ney“ und folgte ihnen ohne Widerstand nach Aurillac, wo ihn der Präfect mit der schonendsten Aufmerksamkeit behandelte, seine Wächter fortschickte, ihm sein Ehrenwort abnahm nicht entweichen zu wollen, und ihn dann unter der Obhut zweier Offiziere nach Paris sandte.

Dort mußte er ein langes Verhör bei Decazes aushalten, dann wurde er vor ein Kriegsgericht gestellt, das aus den Marschällen und Generalen Moncey, Masséna, Augereau und Mortier bestand. Der greise Marschall Moncey weigerte sich, über Ney, den Bravsten der Bravsten, zu Gericht zu sitzen. Er schrieb an den König: „Ich weiß nicht und will nicht wissen, ob Ney schuldig oder unschuldig ist; Ihre Gerechtigkeit und die Billigkeit der Richter werden der Nachwelt, die mit demselben Maaße die Könige und die Unterthanen mißt, darüber Rechenschaft geben. Ach, Sire, wenn Ihre Räthe nur das Gute wollten, so würden sie Ihnen sagen, daß das Blutgerüst einer Sache niemals

Freunde zuführte ... Sind es die Verbündeten, welche verlangen, daß Frankreich seine berühmtesten Staatsbürger hinopfert? Wie, ich sollte über das Loos des Marschalls Ney entscheiden? Wo waren denn seine Ankläger, während er sich auf unzähligen Schlachtfeldern auszeichnete? Wenn Rußland und die Coalition dem Fürsten von der Moskwa nicht verzeihen können, kann Frankreich wohl den Helden der Beresina vergessen? ... Und ich sollte denjenigen dem Tode weihen, dem so viele Franzosen das Leben, so viele Familien ihre Söhne, ihre Gatten, ihre Väter verdanken? Nein, Sire, wenn es mir nicht vergönnt ist, mein Vaterland oder mein Leben zu retten, so werde ich wenigstens die Ehre retten! Wer von uns müßte nicht bedauern, daß er bei Waterloo den Tod nicht gefunden hat? ... Entschuldigen Sie, Sire, die Freimüthigkeit eines alten Soldaten, der, stets den Intriguen fern, jederzeit nur seinem Handwerk und seinem Vaterland gelebt hat. Er hat geglaubt, die nämliche Stimme, welche die Kriege in Spanien und Rußland getadelt hat, dürfe auch die Sprache der Wahrheit zum Besten der Könige reden. Ich verhehle mir nicht, daß bei jedem andern Monarchen mein Schritt gefährlich wäre, aber wenn ich in die Grube fahre, kann ich wenigstens mit einem Ihrer erlauchten Ahnen ausrufen: Alles ist verloren, nur die Ehre nicht! Und dann werde ich zufrieden sterben."

Die Weigerung des Marschalls Moncey, obwohl auf die ehrenhaftesten Gründe gestützt, überlieferte ihn gleichwohl dem Hasse der Royalisten; merkwürdiger Weise suchten dieselben ein Gesetz aus den Zeiten der Republik hervor, welches scheinbar auf den vorliegenden Fall paßte: man entsetzte den Marschall seiner Würden und verbannte ihn nach dem Schlosse Ham — erst nach drei Monaten wurde er des Arrestes daselbst entlassen und noch später erst kam er wieder in den Besitz seiner Würden.

Ney, der währenddem in den Kerkern der Conciergerie schmachtete, in einem jener feuchten und dunkeln Kellergewölbe, die in dem Fundament des Gebäudes angelegt sind, hatte nichts weiter zur Unterhaltung als seine Gedanken und seine Flöte, der er Weisen entlockte, die bald traurig waren wie sein Gemüth, bald lustig wie die Tage seiner Jugend.

Er ward von seinen Advocaten übel berathen; auf ihr Andrängen verwarf er die Competenz des Kriegsgerichts und verlangte als Pair von den Pairs gerichtet zu werden. Er schadete sich damit auf zwiefache Weise: seine Standesgenossen, die Marschälle und Generale, konnten sich bei der Aburtheilung seiner Sache seines Kriegsruhms erinnern, und diese Erinnerung hätte vielleicht so schwer gewogen, daß die andere Schale mit seinem Verbrechen in die Höhe geschnellt wäre — was aber küm-

merte die Pairs Ney's Kriegsruhm? Dann auch schadete sich Ney mit dieser Verwerfung des Kriegsgerichts und der daraus entstehenden Verzögerung seines Processes in den Augen der Nachwelt: sein Leben mit edlem Stolze zum Opfer zu bringen, das war das einzige Mittel, um es zu verherrlichen oder vielleicht auch um es zu retten.

Das Kriegsgericht war froh, daß ihm das Schwert aus der Hand genommen wurde, es erklärte sich für incompetent; Ney's Proceß kam vor die Pairskammer. Der Herzog von Richelieu überwies ihr denselben im Namen seiner Collegen mit folgender Anrede: „Wir erfüllen diese Pflicht nicht allein im Namen des Königs, sondern auch im Namen des seit lange entrüsteten und jetzt vor Schrecken starr gewordenen Frankreichs; im Namen Europas sind wir gekommen, um Sie zu beschwören und zugleich aufzufordern, über den Marschall Ney Gericht zu halten. Wir wagen zu behaupten, daß die Pairskammer der Welt eine glänzende Genugthuung schuldet; sie muß dieselbe schnell gewähren, und es ist dringend nöthig, die Entrüstung zu zügeln, die von allen Seiten sich Luft macht. Sie werden nicht dulden, daß eine längere Straflosigkeit neue Schrecken erzeuge. Die königlichen Minister haben die Pflicht, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß jener Beschluß des Kriegsgerichts ein Triumph für die Unruhestifter wird; ihre Freude

muß kurz sein, wenn sie nicht verderblich werden soll."

So aufgefordert beeilte sich die allezeit willige Pairskammer zu gehorchen: in drei Tagen hatte sie sich als Staatsgerichtshof constituirt. Der Proceß begann am 21. November. Die Furcht der Regierung hatte den Luxembourg in eine Festung umgewandelt: ein Armeecorps hatte sich um diesen Palast versammelt, in welchen man Tags zuvor auch den Marschall Ney aus der Conciergerie und zwar mit einer Eile gebracht hatte, die die Angst der Gewalthaber, daß das Volk seinen Helden gewaltsam befreien möchte, sattsam documentirte. Hierauf sperrte man ihn in einen niedrigen Saal, den man mit Eisengittern und Läden vor den Fenstern versah, und von hier aus holte man ihn um eilf Uhr vor seine Richter. Vier Grenadiere der königlichen Garde escortirten ihn und ein Gemurmel der Aufregung und des Mitleids ließ sich hören, als er in den Saal trat. Vier Monate Gefangenschaft in den feuchten Kerkern der Conciergerie hatten sein Angesicht gebleicht, seine Augen blickten ruhig und ernst; er verbeugte sich vor der Versammlung, reichte seinem Vertheidiger Dupin die Hand und setzte sich dann zwischen seine Advocaten. Hierauf wurde die Anklageschrift im Namen des Ministeriums verlesen. Ney hörte sie an, ohne durch eine Gebehrde oder ein Wort zu protestiren.

Dann erhob sich der Kanzler Dambray und sagte zu dem Angeklagten: „Sie haben hier nicht zu fürchten, durch eine vorgefaßte Meinung, durch Böswilligkeit oder Parteilichkeit benachtheiligt zu werden. Wir haben uns vielmehr alter Erinnerungen und der Theilnahme zu erwehren, die ein Krieger seinem Lande einflößt, dessen Stolz er lange gewesen ist und den wir mit besonderer Vorliebe zu unseren Cameraden zählten. Sie können ohne Furcht sprechen ...“ Aber Ney sprach nicht; er hatte sich zum zweiten Male von seinen Advocaten übel berathen lassen, die in seinem Namen die Formen des Gerichtsverfahrens anfochten. Die Pairskammer ließ diese Einreden, die ebensowenig der Sache wie des Mannes würdig waren, zwar nicht gelten, sie nahmen aber doch Zeit weg, so daß die Sitzung geschlossen werden mußte; am 23. November wurde sie wieder eröffnet. Auch diese Sitzung war jedoch ohne Erfolg, denn auch sie wurde mit den Neргeleien der Anwälte des Angeklagten ausgefüllt. Die Pairskammer bewilligte hierauf den Vertheidigern einige Tage, um sich über ihre Vertheidigung zu einigen. Gleich bei Eröffnung der Sitzung vom 4. December berief sich der Marschall, zum dritten Male schlecht berathen, auf die Capitulation von Paris und den Vertrag, den dieselbe zur Folge gehabt habe. Aber dieser Vertrag hätte ihn wohl einem Gerichtshofe der Verbündeten gegenüber schü-

ßen können, er konnte dies aber nicht der französischen Regierung gegenüber, welcher er volle Freiheit ließ, die Anhänger Bonaparte's zu verurtheilen oder zu begnadigen. Das Gericht verwarf die Berufung des Angeklagten und schritt zu seinem Verhör. Ney bekannte, daß er beim Könige gewesen sei und geäußert habe, die Unternehmung Napoleon's sei so toll, daß er verdiente, wenn er gefangen würde, in einem eisernen Käfig zurückgebracht zu werden; daß er ihn selbst in einem solchen zurückzubringen versprochen habe, leugnete er. Ferner sagte er: er habe Paris mit der redlichsten Absicht verlassen, dem Könige zu dienen, als er aber nach Besançon gekommen, sei ihm versichert worden, daß Napoleon im Einverständniß mit England und Oestreich handle und er habe nun gefürchtet, der Anstifter eines Bürgerkriegs zu werden; er habe bei seinem Abschiede vom Könige die Hand dieses Fürsten mit redlichem Herzen ergriffen und habe die Gefühle der Ehrfurcht, die er ihm ausgedrückt, nicht geheuchelt; er sei vielleicht irre gegangen, hinterlistig sei er aber nicht gewesen. Seine Aufregung verdoppelte sich, als er zu der Abfallsscene in Lons-le-Saulnier kam. „Ich war verwirrt," sagte er, „ich bedurfte guter Rathschläge; ich fand keine; ich forderte die Generale Lecourbe und Bourmont auf, mir mit Rath und That beizustehen; sie schwiegen. Ein einziger Obrist zeigte

eine rühmliche Widerspenstigkeit gegen meine Befehle, Herr Dubalon: er allein forderte den Abschied."

Nach den Auslassungen des Angeklagten verhörte man die Zeugen. Der Herzog von Duras und der Fürst von Poix waren bei der Unterredung, die Ney mit Ludwig XVIII. gehabt, zugegen gewesen; sie sagten aus, daß der Marschall allerdings versprochen habe, Napoleon in einem eisernen Käfige zurückzubringen. Ney gab zu, daß er in der Aufregung und befangen von der Gegenwart des Königs diese Aeußerung gethan haben könne. — Gegen die Anschuldigung aber, daß er in Besançon für seinen Abfall vom Könige eine Summe Geldes erhalten habe, vertheidigte er sich siegreich. — Herr von Faverney, ein anderer Zeuge, erging sich in Lobeserhebungen über die Treue des Generals Lecourbe; Lecourbe war todt, aber das Zeugniß des Herrn von Faverney warf einen Schatten mehr auf die Treue des Marschalls. — Nun kam der Hauptzeuge, der General Bourmont. „Ich bin schon in Lille wegen dieser Ereignisse vernommen worden," sagte er. „Ich habe es vermieden, gegen den Angeklagten zu zeugen. Das Erbarmen, das sich an ein großes Mißgeschick heftet, hielt mich zurück. Aber heute, wo er mich angreift, wo er mich beschuldigt, ich hätte seine Proclamationen und sein Benehmen gebilligt, ich hätte ihm vorgespiegelt, er

handle recht, wenn er um Bonaparte's willen die Partei des Königs verlasse, werde ich reden, und wenn ich ihn noch mehr belaste, so hat er es nur sich selbst zuzuschreiben!" Hierauf erzählte er, der Marschall, Anfangs betrübt über Napoleon's Fortschritte, habe später in Lons-le-Saulnier zu Lecourbe und zu ihm gesagt, daß seit bereits drei Monaten Alles zur Verführung der Armee vorbereitet worden sei, daß sich der König schon nicht mehr in Paris befände, daß man gegen seine Person Nichts beabsichtige, sondern ihn nur zur Einschiffung nach England veranlassen wolle, daß man sich jetzt wieder an den Kaiser anschließen müsse und daß man dafür gut behandelt werden würde. Lecourbe habe darauf erwiedert: „Ich habe von Bonaparte nur Kränkungen, von den Bourbonen nur Wohlthaten empfangen; außerdem habe ich Ehrgefühl, ich will meinen Eid nicht brechen." — „Auch ich habe Ehrgefühl," sollte der Marschall geantwortet haben, „und deshalb will ich mich wieder an den Kaiser anschließen. Ich will meine Frau nicht jeden Abend mit Thränen in den Augen über alle im Laufe des Tages erlittenen Demüthigungen heimkehren sehen." *) Der General Le-

---

*) Die Marschallin Ney stammte aus einer Familie, die ehemals zur Hausdienerschaft der Königin Maria Antoinette gehörte. Dies war der Grund, warum sie von

courbe, fuhr Bourmont fort, wollte sich auf sein Landgut im Jura zurückziehen; der Marschall drang in ihn zu bleiben. Er las uns die Proclamation an die Soldaten vor, die wir Beide tadelten; da wir indeß glaubten, daß wenn wir uns widersetzen würden, man gegen uns Maßregeln ergreifen werde, so gingen wir auf den Paradeplatz, um zu sehen, welche Wirkung die Proclamation auf die Soldaten haben werde. Wir waren traurig und niedergeschlagen; die Offiziere drückten uns die Hand und sagten: „Wenn wir das gewußt hätten, so wären wir nicht gekommen.“

Bei diesen Worten konnte der Marschall nicht länger an sich halten; er sagte: „Es scheint, Herr Bourmont hat seinen Plan schon längst entworfen und nun seit acht Monaten seine Beschuldigungen in Lille vorbereitet. Er hatte vielleicht gehofft, wir würden uns nie wiedersehen; er glaubte, man würde mich hier behandeln, wie man Labédoyère behandelt hat. Es ist schlimm, daß der General Lecourbe nicht mehr lebt. Aber ich berufe mich auf ihn an einem andern Orte, ich fordere ihn vor einem höhern Richterstuhl zum Zeugniß gegen diese

---

der Herzogin von Angoulème, die die Napoleonischen Großen sammt und sonders nicht leiden konnte, nicht ihrem gegenwärtigen Range gemäß behandelt wurde.

Aussagen auf. Hier wälzt Herr Bourmont Beschuldigungen auf mich, dort werden wir Einer wie der Andere gerichtet werden. Allerdings ließ ich diese beiden Offiziere zu mir kommen; ich forderte sie im Namen der Ehre auf, mir ihre Ansicht mitzutheilen. Herr Bourmont erklärte mir: „Ich stimme ganz mit der Proclamation überein." Lecourbe äußerte: „Dies ist Ihnen zugeschickt worden." Ich gab darauf keine Antwort, aber ich bat sie dringend, sie möchten mir mit ihrem Rathe beistehn; keine Antwort. Niemand sagte zu mir: Was beginnen Sie? Sie werden die Ehre und Ihren Ruf wegen einer unheilbringenden Sache auf's Spiel setzen ... Ich fand nur Menschen, die mich in den Abgrund stießen. Ich lud sie ein bei mir zu bleiben; sie zogen sich zurück. Es war der General Bourmont, der die Truppen sich versammeln ließ; er hatte zwei Stunden Bedenkzeit. Wenn er mein Benehmen für verbrecherisch hielt, konnte er mich nicht festnehmen lassen? Ich war allein, ich hatte keinen Menschen bei mir, kein Reitpferd, um zu entfliehen. Er entfernte sich und flüchtete sich zu dem Marquis von Vaulchier, wo beide zusammen Coterien bildeten, um vor den Ereignissen auf der Hut zu sein und sich für alle Fälle eine Hinterthür offen zu halten. Schließlich holten mich sämmtliche Offiziere ab und führten mich nach dem Paradeplatz bis mitten unter die Truppen."

War Bourmont schon durch diese Erklärung des Marschalls in die Enge getrieben, so ward er dies noch mehr durch die Fragen, die der Präsident des Gerichts nun an ihn richtete und durch die Entgegnungen Ney's auf seine Antworten. Es lief ein Schauder durch die Versammlung, als der Marschall mit einem Tone, in dem sich die ganze Seelenqual über den Verlust seiner Ehre malte, zu Bourmont sagte: „Sie hatten ein großes Commando, Sie konnten mich festnehmen lassen; Sie hätten wohl daran gethan, ja Sie würden mir einen großen Dienst erwiesen haben, wenn Sie mich getödtet hätten; und vielleicht war dies Ihre Pflicht ... Wären Sie der Mann gewesen," fuhr er dann fort, „der dem Drängen der Truppen hätte Einhalt thun können? Ich traue Ihnen dazu weder Festigkeit genug, noch die nöthigen Talente zu. Man hält den Ocean nicht mit der Hand auf!"

Berryer, einer der Advocaten Ney's, der Vater des berühmten Redners, stellte an den Zeugen die Frage: „Welchen Eindruck machten das Schreiben und die Proclamation auf die Armee?" Bourmont antwortete: „Die Soldaten riefen: Es lebe der Kaiser! Die Offiziere hatten die Fassung verloren." Nach dieser Antwort sagte Berryer: „Man frage den Zeugen, ob er damals: Es lebe der König! gerufen hat?" Das Verfängliche dieser Frage entging Niemandem in der Versammlung: sie ent-

hielt eine Rechtfertigung für den Angeklagten und zugleich eine Anklage für den Zeugen. Bourmont ward sichtlich verlegen und sagte — Nichts. Sein Verhör war zu Ende.

Nachdem noch verschiedene andere Zeugen, von denen keiner durch seine Aussagen die Schuld des Marschalls erschwerte, vernommen worden waren, verhörte man zum Schluß noch den Marschall Davoust darüber, wie er die pariser Convention auslege, die nach der Ansicht von Ney's Vertheidigern Leben und Freiheit desselben gegen jede Untersuchung seiner Handlungen sicher stelle. Davoust sagte: nach seiner Meinung sei die Convention eine Amnestie für alle Handlungen während des Interregnums; er würde, wenn er sie anders gedeutet hätte, den Kampf fortgesetzt und vielleicht noch gesiegt haben. Ney, der, wie wir bereits wissen, auf diese Capitulation seine ganze Hoffnung gesetzt hatte, rief, als er seinen Kriegsgefährten so sprechen hörte, aus: „Ja, im Vertrauen auf diese Capitulation habe ich die Hände in den Schooß gelegt; sonst, davon kann man überzeugt sein, hätte ich nicht geschwankt, lieber mit dem Säbel in der Hand zu fallen, als hier auf der Bank der Angeklagten zu erscheinen!" —

Nach dem Zeugenverhör ergriff der öffentliche Ankläger, Bellart, das Wort, um den Thatbestand des Verbrechens darzulegen und die Anklage zu be-

gründen. Leute dieses Schlags haben ein trauriges Handwerk: sie müssen ihren Verstand martern, um den Angeklagten mit ihren Gründen zu vernichten; sie müssen dies thun, selbst wenn ihr Herz darüber erbebt; denn es ist ihre Pflicht, ihr Amt. Bellart war von Natur nichts weniger als grausam; dennoch vernichtete er mit seinem Worte den Ruhm Ney's — freilich nur für den Zweck seiner Verurtheilung; denn verurtheilt sollte und mußte er werden; — Ney gehört für alle Zeit der Geschichte an und sein Name ist in ihren Büchern auf einem goldenen Blatte verzeichnet, während man die Namen seines Anklägers und seiner Richter dort nicht findet. Aber Bellart ging noch weiter, wie die Rechtsgelehrten, denen eine Anklage stets ungenügend erscheint, wenn sie nicht bis zur Verläumdung gesteigert wird, dies gewöhnlich thun; Bellart stellte die Behauptung auf: ein Verbrechen aus Schwäche sei ein vorsätzliches Verbrechen. Das war in diesem Falle offenbar zu weit gegriffen: alle Umstände und alle Zeugen widersprachen der Annahme, daß Ney aus Vorsatz gefehlt habe; er war zum Verbrecher geworden unter der zwingenden Gewalt der Verhältnisse.

Der Eindruck von Bellart's Rede spiegelte sich deutlich auf den Gesichtern der Pairs; wenn man diese Gesichter ansah, so fühlte man, daß die

letzte Hoffnung des Angeklagten untergegangen sei, man las sein Todesurtheil.

Auf diesen schlimmsten Fall hatten die Advocaten Ney's gleich vom Anfang des Processes an ihren Clienten vorbereitet. Es war eine fürchterliche Alternative, die sie ihm stellten; sie fragten ihn, ob er um jeden Preis leben oder lieber sterben wolle. Ney wollte aber nicht um jeden Preis leben; er gestand seinen Vertheidigern, daß er, ein Mann von zweiundvierzig Jahren, zwar allerdings das Leben liebe, an das ihn nicht nur die Hoffnung, seinem Vaterlande noch große Dienste leisten zu können und damit das Andenken an sein Vergehen vergessen zu machen, sondern auch eine junge, liebenswürdige Frau und vier Kinder fesselten, die kaum der Wiege entwachsen wären; daß er aber zehnmal lieber sterben wolle, wenn seine Rettung mit dem geringsten Makel erkauft werden müßte. „Vertheidigen Sie," sagte er, „mein Leben, wenn Sie glauben es vertheidigen zu können. Aber vertheidigen Sie es nicht um jeden Preis! Nein, selbst das Leben nicht um jeden Preis! Weder für mich, noch für meinen Namen, noch für meine Frau, noch für meine Kinder ein Leben, das mit der geringsten Schande erkauft wäre." „Sie kennen nun," fuhr er fort, „meine ganze Gesinnung; das Leben, wenn man es mit Ehren retten kann; den Tod lieber, als ein Leben, das später meinem

Charakter und meinem Gedächtniß ein zweites Brandmal aufdrücken würde ... Ihnen vertraue ich mein Gedächtniß, meinen Namen an! Wachen Sie darüber und sagen Sie mir, wie der gewissenhafte Arzt, der dem Sterbenden ohne Scheu die Gefahr entdeckt, damit er seine Seele darauf vorbereite, was ich zu thun und zu sprechen habe, um mit der Hoffnung und dem Leben würdig zu brechen."

Als nun die Vertheidiger den Eindruck bemerkten, den die Rede Bellart's auf die Richter machte — sie wußten, daß deren Verdict ein Todesurtheil sein werde — da neigte sich Dupin zum Ohr seines Clienten und flüsterte ihm zu: „Der Augenblick ist da, alle Hoffnung ist verloren! Sie können nur noch Ihren Ruhm und Ihr Gedächtniß retten, indem Sie als Patriot und mit Würde vor Frankreich fallen!" — „Ich verstehe Sie," sagte der Marschall und ging mit seinen beiden Vertheidigern hinaus, um mit ihnen zu verabreden, wie er sich nun benehmen und was er sprechen sollte. „Wir haben Ihnen," sagte hier Dupin zu ihm, „ein Mittel vorbehalten, durch ein letztes erhabenes Wort selbst in die Entscheidung Ihres Processes und Ihres Lebens einzugreifen. Wir wollen wieder hineingehen, ich werde das Wort zu Ihrer Vertheidigung verlangen und werde damit beginnen, daß ich Ihre Eigenschaft als Ausländer geltend mache, als welcher Sie nicht in Frankreich gerichtet werden

können, da Sie in Saarlouis geboren sind, welches jetzt von unserm Gebiete losgerissen ist. Bei den ersten Worten, in denen ich die Absicht andeute, Sie durch Ihre Eigenschaft als Ausländer zu schützen, erheben Sie sich, unterbrechen mich mit einem Ausdruck der Entrüstung und einer Aufwallung des Patriotismus, den Sie nicht werden zu heucheln brauchen, und verbieten mir, Ihr Leben um den Preis eines Verzichts auf Ihre glorreiche Nationalität zu retten."

Die Vertheidiger hatten den Marschall oft schlecht berathen; durch ihre ewigen Nergeleien um die Formen hatten sie nicht nur Nichts gewonnen, sondern sie hatten auch dem Ruhm des Helden geschadet, der nicht durch Advocatenkniffe seinem Schicksal entrissen werden konnte. Ihr letzter Rath war aber gut; denn er war der eigensten Natur Ney's angemessen. Darum war auch die Wirkung ungeheuer, als er, nachdem Dupin ihn verabredetermaßen mit dem Umstande schützen wollte, daß er kein Franzose sei, aufsprang und, die Hand auf die Brust legend, ausrief: „Nein, mein Herr, ich bin Franzose und werde als solcher zu sterben wissen! Ich danke meinen hochherzigen Vertheidigern für das, was sie gethan haben und für das, was sie thun wollten; aber ich bitte sie, mich lieber gar nicht mehr, als unvollkommen zu vertheidigen. Ich will lieber gar keine Vertheidigung, als eine Schein-

vertheidigung. Ich bin den Zusagen der Verträge zuwider angeklagt und man duldet nicht, daß ich mich auf sie berufe — ich mache es wie Moreau: ich appellire an Europa und an die Nachwelt!"

Mit diesen Worten Ney's waren die Verhandlungen geschlossen. Sein Ankläger erklärte, daß er des Hochverraths schuldig sei. Die Pairs stimmten dieser Erklärung bei, sie waren aber getheilter Meinung darüber, ob Ney das Verbrechen mit Vorbedacht oder unter dem überwältigenden Einfluß der Umstände verübt habe, und demgemäß auch darüber, wie sein Verbrechen geahndet werden solle. Die Zahl der Stimmenden belief sich auf einhunderteinundsechzig, von denen nur siebzehn den Muth hatten, dem Ultra-Royalismus sein Opfer zu verweigern und für Verbannung zu votiren. Einige Andere enthielten sich der Abstimmung, einhundertunddreißig stimmten für den Tod. Die Geschichte verschweigt mitleidig ihre Namen; sie hat aber die Namen derjenigen aufbewahrt, die Ehrfurcht vor der gefallenen Größe hatten und Ney's Blut nicht über sich kommen lassen wollten. Es waren dies: der Herzog von Broglie, der Herzog von Montmorency, Bertholet, Chasseloup-Laubat, Chollet, Collaud, Fontanes, Gouvion-Saint-Cyr, Herwyn, Klein, Lanjuinais, Lemercier, Lenoir-Laroche, Malleville, Richebourg, Curial, Lally-Tollendal. — Von jenen Einhundertunddreißig, die für die Exe-

cution Ney's gestimmt hatten, waren viele der Meinung, die Regierung werde die Todesstrafe umwandeln; sie bestürmten den Herzog von Richelieu, der in der Sitzung zugegen war, den König zu bitten, Ney nach Amerika zu verbannen. Warum hatten sie denn nicht in diesem Sinne gestimmt? Warum brachten sie den König in die üble Situation, sich nicht nur mit seinem eignen Hause, sondern auch mit den Fremden zu verfeinden, die gleicherweise den Kopf des Marschalls verlangten? Er als constitutioneller König mußte ja ihr Verdict vollziehen lassen — freilich wäre er in der That König, d. h. unabhängig von jenen gewesen, so hätte die Sache ein anderes Ansehn gehabt. Leider war dies aber der gute Ludwig nicht; trotz aller Eifersucht auf seine königliche Machtvollkommenheit hatte er Furcht, und weil er Furcht hatte, so ließ er die Schande über sich ergehen, daß der populärste Held der neuern französischen Kriege mit seiner Bewilligung der Rache zum Opfer fiel. „Nie würde mir meine Familie diese Begnadigung verzeihen," antwortete er dem Herzog von Richelieu, „und die Kammer, ohne welche ich nicht regieren kann, würde morgen mein Scepter zerbrechen. Selbst die Verbündeten würden mich beschuldigen, daß ich auf's Neue die Sicherheit Europas durch Handlungen der Milde blosstellte, die mir Ehre, ihnen aber Gefahr brächten ...."

Nur Eine Person in der Umgebung des Königs hätte ihn bestimmen können, dem Zorn der Royalisten und der Fremden Trotz zu bieten: die Herzogin von Angoulème. Ihr hätte er das Leben des Helden der Beresina nicht abgeschlagen, wenn sie ihn darum gebeten hätte. Aber sie bat ihn nicht, sie ließ ihr Herz durch die Einflüsterungen heuchlerischer Rathgeber verhärten; dafür verschloß sich ihr und ihrer Familie das Herz Frankreichs: mit dem Blute Ney's schrieb Frankreich im Voraus seinen zweiten Scheidebrief an die Bourbonen.

Der Verurtheilte war in sein Gefängniß im Luxembourg zurückgebracht worden; er schlief ein unter dem Gemurmel der Stimmen seiner Richter, die er von ferne vernahm und die des Erfolgs warteten, welche die Mission des Herzogs von Richelieu an den König haben werde. Wir kennen diesen Erfolg: Ludwig XVIII. hatte das Gnadengesuch abgeschlagen. Um drei Uhr Morgens weckte man den Marschall; denn der Secretair der Pairskammer, Cauchy, war gekommen, um ihm sein Urtheil feierlich zu verkünden. Cauchy bat den Gefangenen, seine amtliche Rolle von den persönlichen Gefühlen der Achtung und Bewunderung, die ihn für den Marschall beseelten, zu trennen, und ihn wegen einer Pflicht zu beklagen, die seinem Herzen widerstrebe. „Ich danke Ihnen für die Gefühle, die Sie für mich hegen, und schätze dieselben," sagte

Ney; „aber wir haben Alle unsere Pflichten in dieser Welt. Erfüllen Sie die Ihrige, ich werde die meinige thun.“ Als bald darauf Cauchy zur Verlesung des Urtheils schritt und ängstlich genau das lange Verzeichniß der Titel, Grade und Würden des Verurtheilten ablas, sagte dieser ungeduldig: „Zur Sache! zur Sache! Sagen Sie einfach: Michael Ney und bald eine Handvoll Staub!“

Nach Verlesung des Urtheils benachrichtigte Cauchy den Marschall, daß der Pfarrer von Saint-Sulpice gekommen sei, um ihm die Tröstungen der Religion darzubieten. Der Marschall erwiederte: „Ich bedarf Niemandes, um sterben zu lernen,“ und setzte dann hinzu: „Um wie viel Uhr morgen?“ — „Um neun Uhr,“ antwortete Cauchy, sich verbeugend. — „Und meine Frau und meine Kinder, kann ich sie wenigstens zum letzten Mal umarmen?“ Cauchy bejahte dies. „Gut!“ sagte Ney, „lassen Sie die Marschallin auf fünf Uhr Morgens bestellen; aber sie darf durchaus nicht meine Verurtheilung erfahren, sie soll sie von mir selbst hören, der ich allein ihren Schrecken zu mildern vermag.“ Hierauf legte er sich wieder auf sein Bett, hüllte den Kopf in seinen Mantel und schlief wieder ein.

Um fünf Uhr kam die Marschallin mit ihrer Schwester und ihren vier Kindern. Aufgelöst in Schmerz sank sie dem Marschall ohnmächtig in die

Arme und es dauerte lange, ehe seine Küsse sie wieder zum Leben erweckten. Wohl riß es gewaltsam an dem Herzen des Mannes, daß er die süße, reizende Gestalt von sich lassen sollte; er brauchte aber Zeit, um sich zu seinem letzten Gange vorzubereiten, auch wollte er seiner Gemahlin den Anblick seines Todeskampfes ersparen: er schmeichelte ihr darum mit einer Hoffnung, die er selbst nicht hegte, mit der Hoffnung, daß ihre Thränen das Herz des Königs erweichen würden. Da öffnete sie die Arme, die ihn krampfhaft umschlungen hatten; sie ging und ließ sich mit ihren Kindern in der Finsterniß an die Thore des Palastes führen, wo der König und die Herzogin von Angoulème schliefen. Sie gelangte, Dank dem Herzoge von Duras, bis in die Vorsäle der königlichen Gemächer; aber die Gemächer selbst öffneten sich nicht: die Herzogin von Angoulème erfuhr nicht, daß die Marschallin in Verzweiflung auf ihr Erscheinen wartete — die Gnadenzeit verstrich.

Während seine Frau ungehört den Palast des Königs mit ihrem Jammer erfüllte, machte der Marschall sein Testament, ging dann im Zimmer auf und ab und wechselte einige Worte mit seinen Wächtern. Zu einem derselben, einem Edelmann aus der Dauphiné, sagte er: „Das ist mein letzter Tag, Kamerad; diese Welt ist für mich zu Ende, heute Abend werde ich auf einer andern Sta-

tion schlafen. Ich bin kein Weib, aber ich glaube an Gott und an ein anderes Leben und ich fühle eine unsterbliche Seele in mir ... Man hat mir von einer Vorbereitung zum Tode, von Tröstungen der Religion, von einer Unterredung mit einem barmherzigen Priester gesprochen. Ist dies der Tod eines Soldaten? Lassen Sie hören, was würden Sie an meiner Stelle thun?" — „Herr Marschall, antwortete von B..., wir hoffen noch, der König werde sich Heinrich's des Vierten würdig zeigen und nicht dulden, daß man Frankreich eines seiner glorreichsten Söhne beraube, weil er sich eines Tages vergessen. Aber der Tod ist für Jedermann der Tod und derjenige, der ihm auf so vielen Schlachtfeldern in's Auge gesehen, zittert nicht, wenn man mit ihm im Kerker davon spricht. Nie hat die Stimme eines letzten Freundes im Feldlazareth einem Soldaten wehe gethan. An Ihrer Stelle ließe ich den Pfarrer von St. Sulpice eintreten und bereitete meine Seele auf jedes Ereigniß vor." — „Ich glaube, Sie haben Recht," versetzte der Marschall; „lassen Sie den Pfarrer herein!" Der Pfarrer kam und pflog in einer Ecke des Zimmers fromme Gespräche mit dem Marschall. Da schlug die Stunde der Hinrichtung. Ney kleidete sich an und als man die Thür öffnete, ging er mit festem Schritt, heiterer Stirn und offenem Blick durch die Reihen der Soldaten, die auf den Stufen der Treppe

und in den Vorhallen des Palastes aufgestellt waren. Im Hofe angekommen, blieb er am offenen Wagen stehen, ergriff den Arm des ihn begleitenden Priesters und sagte zu ihm: „Steigen Sie zuerst ein, Herr Pfarrer; ich werde dennoch vor Ihnen dort oben ankommen.“ Der Weg war nicht weit; Ney hatte geglaubt, man würde ihn in derselben Ebene von Grenelle erschießen lassen, die das Blut Labédoyère's getrunken hatte, allein schon als er kaum zur Hälfte an dem Gitter des Luxembourg und des Observatoriums vorbeigefahren war, hielt der Wagen vor einer langen, schwarzen, schmutzigen Mauer an, der Schlag wurde geöffnet, man ersuchte den Marschall auszusteigen. Er übergab dem Priester die letzten Gegenstände, die er zu seinem Gebrauche bei sich trug, damit er sie nebst seinen letzten Grüßen seiner Familie zustelle, hierauf einige Goldstücke für die Armen seines Viertels, dann umarmte er ihn und schritt auf die Mauer zu nach einer Stelle, die eine Abtheilung Veteranen ihm bezeichnete. Der Offizier wollte ihm die Augen verbinden. „Wissen Sie nicht,“ sagte der Marschall, „daß ich seit fünfundzwanzig Jahren gewohnt bin, dem Kugelregen in's Gesicht zu schauen?“ Dann, die Zögerung benutzend, die durch die Rathlosigkeit des Offiziers entstand, rief er: „Ich protestire vor Gott und dem Vaterlande gegen den Spruch, der mich verurtheilt; ich appellire dagegen an die Men-

schen, an die Nachwelt, an Gott!" Der Commandant von Paris, der die Wirkung dieser Worte auf die Soldaten fürchtete, rief dem Offizier zu: „Thun Sie Ihre Pflicht!" Dieser schwankte auf seinen Posten neben der Rotte zurück, Ney aber trat einige Schritte vor, schwang seinen Hut mit der Linken, legte die Rechte auf seine Brust und rief den Soldaten zu: „Fehlt nicht! Es lebe Frankreich! Feuer!" Die Salve krachte, Ney fiel, wie vom Blitze getroffen, ohne Zuckung, ohne Seufzer: dreizehn Kugeln hatten die Brust des Helden durchbohrt und den Arm zerschmettert, der so oft das Schwert für Frankreichs Ruhm geführt hatte.

Die Hofpartei jubelte, sie war gerächt; Paris aber und Frankreich, als es die Ermordung Ney's erfuhr, überkam ein Gefühl, welches gefährlicher ist als der Zorn: es fühlte Ekel vor der Erbärmlichkeit dieses Hofs, der selbst nicht gekämpft hatte und so servil war, dem Auslande das Blut eines dem Volke theuern und ruhmreichen Helden auf einem von den Feinden Frankreichs noch geschändeten Boden als Trankopfer darzubringen. Wir haben schon gesagt, daß der großmächtige König Ludwig XVIII. trotz aller Eifersucht auf seine königliche Machtvollkommenheit Furcht hatte und daß Ney diesem höchst unköniglichen Gefühl zum Opfer fiel. Sein Ahn Heinrich IV., den Ludwig bei jeder Gelegenheit im Munde führte, wäre gewiß anders mit seinem gro-

ßen besiegten Gegner verfahren: er hätte ihn umarmt und damit unzertrennlich an sein Interesse geknüpft; Ludwig der Ersehnte gab zu, daß sein besiegter Gegner ermordet wurde. Aber das Blut Ney's ward zu einer Drachensaat, aus welcher den Bourbonen Feinde über Feinde erwuchsen, so daß Ludwig eben nur noch ruhig in den Tuilerien sterben konnte, während die Morgenröthe schon aufzog, welche die blutigen Julitage verkündete, an welchen seinem Nachfolger die Krone des heiligen Ludwig vom Haupte fiel und er in der Ferne das Grab zu suchen genöthigt ward, das Frankreich ihm versagte. — Auge um Auge, Zahn um Zahn! — — — — — — — — — — — — — — — —

Wie das Raubthier nach mehr Blute begierig wird, wenn es dasselbe erst einmal verkostet hat, so waren auch die Kammern nicht mit dem Blute zufrieden, das sie zur Verherrlichung ihres Royalismus in der Ebene von Grenelle (Labédoyère) und an jener schmutzigen Mauer unfern des Luxembourg (Ney) hatten vergießen lassen: die Prévotal-Gerichtshöfe, die alsbald ihre Wirksamkeit begannen, stellten ganz Frankreich unter ein großes Kriegsgericht, und der gute Ludwig, der innerlich gar nicht für diese übertriebene Strenge war, gab nach — aus Furcht, denn die Ultra's hatten es kein Hehl, daß sie den ihnen besser zusagenden Grafen von Artois lieber auf dem Throne sähen, als ihn,

dem sie fortwährend den Vorwurf machten, daß er durch seine zu große Milde den 20. März verschuldet hätte. Beide Kammern richteten in unterwürfiger Form gebieterische Adressen an ihn und er befahl seinen Ministern, die darin ausgesprochenen Wünsche zu erfüllen. Der Herzog von Feltre decimirte in Folge dessen die Offiziere, die während der hundert Tage gedient hatten; der Justizminister Barbé-Marbois erließ ein Gesetz gegen aufrührerische Kundgebungen und der Polizeiminister Decazes ein anderes, welches die persönliche Freiheit aufhob und die Bürger der Willkür der Regierung preisgab. Aber Alles dieses genügte den Freunden Monsieurs nicht. Sie verfertigten unter dem Deckmantel einer zu erlassenden Amnestie Proscriptionslisten, die zwölfhundert Personen dem Exile weihten oder sie des Hochverraths beschuldigten. Als der Eifrigste in diesem Treiben erwies sich der Graf de la Bourdonnaie, der sich dabei auf eine Proclamation stützte, welche Ludwig von Cambrai aus erlassen hatte, durch welche er den Kammern das Recht vorbehielt, über das Geschick der Strafbaren zu entscheiden.

Wie manches Andere hatte Ludwig aber wohl auch diese Proclamation vergessen; er wollte den Kammern jetzt nicht das Recht einräumen, das Geschick der Strafbaren zu bestimmen; das widerstritt ja der königlichen Würde. Er hatte also auch einen Am-

nestie-Gesetzentwurf gemacht, welchen er den Herzog von Richelieu beauftragte, den Kammern vorzulegen. Das that dieser am 8. December. Der Entwurf lautete:

„Die Ordonnanz vom 24. Juli 1816 wird fortwährend in Bezug auf alle die angewendet werden, welche durch deren Artikel 1 genannt sind. Die hierdurch bezeichneten Individuen verlassen Frankreich binnen zwei Monaten nach der Bekanntmachung dieses Gesetzes und dürfen bei Strafe der Deportation ohne besondere Erlaubniß des Königs nicht dorthin zurückkehren.

„Alle Mitglieder und Verwandte der Familie Bonaparte und deren Abkömmlinge, bis zum Grade von Oheim und Neffe einschließlich, sind für immer aus dem Reiche verbannt. Sie verlassen dies binnen einem Monate bei der Strafe, welche der Artikel 91 des Strafcodex angiebt. Sie können in Frankreich kein bürgerliches Recht genießen, kein Eigenthum besitzen, keine Titel, Einkünfte oder Gnadengehalte. Sie sind gehalten, binnen sechs Monaten ihr gesammtes Privateigenthum zu verkaufen.

„Diese Amnestie findet keine Anwendung auf die, gegen welche Untersuchungen im Gange sind und über welche vor Erlassung dieses ein Urtheil gefällt wird.

„Eben so wenig sind hier die Verbrechen oder

Vergehen gegen einzelne Individuen inbegriffen, zu welcher Zeit sie auch begangen sein mögen."

Dieser Gesetzentwurf war der Kammer nicht streng genug; obwohl er von den Ministern und von den Herren Lainé, Pasquier, Siméon und von Serra vertheidigt wurde, vermochten diese doch die Rachegelüste gegen die Königsmörder nicht zu beschwichtigen. Man sagte: „Da es dem Könige nicht gefällt, den Tod seines Bruders zu rächen, so muß die Kammer diese Sorge übernehmen." Wieder aus Furcht gab der König nach und nahm die von der Kammer ausgegangenen Gesetzentwürfe, die statt der von ihm gewollten Amnestie für die Königsmörder Ausstoßung, Landesverweisung, Verbannung, Besitzentziehung unter Androhung der Todesstrafe über dieselben verhängten, an. Ludwig hatte sich von den Kammern Gewalt anthun lassen und hatte überdies noch die Schwachheit, dies an die große Glocke zu schlagen. Der Herzog von Richelieu hielt folgende Rede, die der König, der sich nicht leicht eine Gelegenheit entschlüpfen ließ sein oratorisches Talent zu zeigen, eigenhändig aufgesetzt hatte: „Nachdem der König die Kammer der Deputirten bei dem Amnestiegesetze zur Mitwirkung gezogen, hat er uns beauftragt, Ihnen den betreffenden Gesetzentwurf vorzulegen. Während der Verhandlungen darüber in der Deputirtenkammer willigte der König schon in zwei Amendements;

doch am Schlusse der Berathungen hat die Kammer noch einen wichtigen Zusatz zu dem Gesetze gemacht, der darin besteht, aus Frankreich auf ewig jene Männer zu verbannen, welche, eine gränzenlose Gnade verkennend, sich zum zweiten Male zu strafbaren Werkzeugen einer abscheulichen Usurpation hergegeben haben. Ungeachtet dieses strafbaren Rückfalls verschmähte die unerschöpfliche Gnade Sr. Majestät, das Geschick dieser Männer von dem der übrigen Franzosen zu sondern, die sich der Theilnahme an diesem neuen Vergehen schuldig machten. Aber der kräftige, man könnte sagen einstimmige Wille, welchen die Deputirten des Reiches ausgesprochen haben, läßt nicht daran zweifeln, daß alle Franzosen mit diesen ihren Stellvertretern gleiche Wünsche hegen. Nicht weniger ist erforderlich, das Herz des Monarchen zu besiegen, als der übereinstimmende Wunsch der Nation und ihrer Deputirten. Dem Rufe zu weichen, der sich von allen Seiten vernehmen ließ, haben Se. Majestät befohlen, in das Gesetz den Zusatz aufzunehmen, der dessen Artikel 7. bilden wird, wenn die erste Behörde des Staats den ausgesprochenen Wunsch der Deputirten sanctionirt. Se. Majestät ziehen die Hand zurück, die sie über die Strafbaren ausgestreckt hatten, und überlassen sie ihrem Schicksale. — Eines läßt Se. Majestät glauben, daß die göttliche Gerechtigkeit sich durch die Stimme seines Volkes

hören läßt; daß nämlich der Ausspruch dieses Wunsches in der Kammer der Deputirten das Signal der Eintracht war, und daß seit diesem Augenblicke die Meinungsverschiedenheit aufhörte, die sich bei den Verhandlungen zeigte."

Es war der Kammer wohl kaum zu verargen, daß sie über ihren Sieg jubelte; ebenso natürlich war es aber auch, daß dieser Jubel den König verdroß und ihn gegen die Kammer aufbrachte. Das Einverständniß wurde noch mehr getrübt, als ein neues Wahlgesetz in Anwendung gebracht werden sollte, da man sich des bisherigen, das noch aus der Kaiserzeit stammte, nicht mehr bedienen wollte. Der Minister des Innern, Graf Vaublanc, legte der Deputirtenkammer einen behufigen Gesetzentwurf vor. Aber auch hier wieder zeigte sich die Kammer den Absichten des Königs widerhaarig, denn während der Entwurf für die partielle Erneuerung der Kammer sprach, wollte diese sich auf fünf Jahre permanent machen, und gab die Absicht zu erkennen, dies auch trotz der Verwerfung ihres Antrags durch die Pairskammer zu thun. Um aus dem Dilemma zu kommen, ließ Ludwig der Kammer einen neuen Antrag vorlegen, der folgendermaßen lautete: „Die Ordonnanzen vom 13. und 21. Juli 1816 haben Gesetzeskraft; und Alles, was auf die Bildung der Wahlcollegien Bezug hat, wie sie in Folge dieser Ordonnanzen zusammenberufen

sind, wird ohne neuen Zusatz aufrecht erhalten, bis ein anderes Gesetz es anders bestimmt." Der König war von der versöhnenden Kraft dieses Antrags so sehr überzeugt, daß er ihn dem Grafen Vaublanc mit den Worten übergab: „Ueberbringen sie der Kammer diesen Oelzweig!" Er hatte sich aber verrechnet; der Antrag widersprach den beiden Gelüsten der Kammer: die Charte umzustoßen und sich selbst auf fünf Jahre permanent zu machen. Sie setzte daher dem Antrage des Königs einen andern entgegen, der so lautete: 1) Die Ordonnanzen vom 13. und 21. Juli haben provisorisch in allen ihren Bestimmungen Gesetzeskraft. 2) Die Wahlcollegien, wie sie durch die erwähnten Ordonnanzen zusammenberufen wurden, werden ohne Neuerungen beibehalten, bis ein definitives Wahlgesetz erlassen ist, wozu der Antrag in der Sitzung vom Jahre 1819 vorgelegt werden soll. Sie können zu keiner andern Wahl zusammenberufen werden, als zu der, welche für den Fall Statt fände, wenn die Auflösung der Kammer nach dem Artikel 50 der Charte nöthig werden sollte. — Mit diesem Antrage, der wieder die zwiefache Absicht der Kammer andeutete, die Charte zu revidiren und sich selbst auf fünf Jahre zu perpetuiren, tastete dieselbe, eben durch ihre Absicht, die vom Könige gewollte partielle Erneuerung zu hintertreiben, die Gewalt desselben an; sie verwundete ihn damit an der em-

pfindlichsten Stelle, und war er schon aus diesem Grunde entschlossen die Kammer aufzulösen, so bestärkte ihn in dieser Absicht noch mehr die unwürdige Behandlung, welche die Majorität der Kammer ihrem Präsidenten Lainé gelegentlich der Berathung des oben angeführten königlichen Antrags angedeihen ließ. Der König sah in dieser Beleidigung des Präsidenten sich selbst beschimpft; und es war nicht nur die Ehrenhaftigkeit Lainé's, sondern ebensowohl die Absicht, der kurz nach dieser Beleidigung entlassenen Kammer (29. April) seine Unzufriedenheit auszudrücken, daß er Lainé in's Ministerium berief; er ward Minister des Innern an Vaublanc's Stelle, dessen ganzes Streben dahin gerichtet gewesen war, Frankreich von dem russischen Einfluß unabhängig zu machen und es wieder in die gute alte Zeit vor 1789 zurückzuschrauben. Mit Vaublanc fiel auch Barbé-Marbois, der Justizminister, der durch den Kanzler Dambray ersetzt wurde.

Das Treiben der Kammern trug sehr bittere Früchte. Ihre rachsüchtigen Anträge warfen einen Brand in's Land, der von den verabschiedeten Offizieren und Soldaten, die überall im Lande verbreitet waren, mit Macht geschürt wurde. In den östlichen und nördlichen Provinzen wurde der Aufruhr durch die fremden Heere in Schranken gehalten, in den westlichen und südlichen aber schlug er

in helle Flammen aus. Am 29. April waren die Deputirten entlassen worden, und bereits am 3. Mai ereignete sich der Aufstand in Grenoble. Der Leiter dieses Aufstandes, Didier, war ein Mann nahe dem Greisenalter. Für die Kirche erzogen, war er später in den Advocatenstand getreten, hatte sich zu Anfange der Revolution durch Leidenschaftlichkeit hervorgethan, aber seit 1792 hatte er wieder zum Royalismus gehalten und sich unter denen befunden, die sich um die Ehre bewarben, Ludwig XVI. vor dem Convent zu vertheidigen. Später hatte er sich dem Grafen von Provence (dem nachmaligen Könige Ludwig XVIII.) als einen Agenten vorgestellt, der an seiner Wiedereinsetzung arbeite und war während der Verbannung desselben in ein gewisses vertrauliches Verhältniß zu seinem Hofe getreten. Er war auch Verfasser einer jener Flugschriften, die in solchen Zeiten nicht selten sind, in welchen den Verbannten gewöhnlich eine dicke Weihrauchwolke gestreut wird, die denselben in Wahrheit aber gar nichts nützen. Aus einem Lobhudler der Bourbonen ward Didier bald darauf ein Schmeichler Napoleon's, der ihn dafür mit einer Professur der Gesetzgebung an der Rechtsschule zu Grenoble begnadete. 1814, bei der Rückkehr der Bourbonen, legte sich Didier diesen von Neuem zu Füßen und suchte bei Ludwig XVIII. die Erinnerung seiner ihm vor zwölf Jahren geleisteten Dienste aufzufri-

schen. Aber Ludwig XVIII. verschmähte es, diese Wetterfahne an sich zu fesseln; dafür zeigte sich Didier 1815 eben so erbittert gegen ihn, als er sich sechs Monate früher als begeisterter Schwärmer für die Restauration gebehrdet hatte. Nach der Verbannung Napoleon's nach St. Helena schloß er sich denen an, die für eine Erhebung des Herzogs von Orleans agitirten, und verließ bald darauf Paris, bereiste die Lyon benachbarten Departements und knüpfte mit den dortigen Mitgliedern eines aus eifrigen Anhängern der bonapartistischen Partei bestehenden Vereins für die Nationalunabhängigkeit Verbindungen an. In der Umgegend von Grenoble waren Didier die örtlichen Verhältnisse bekannt; er wußte, daß die dortigen Bauern noch immer auf Napoleon schwuren und daß eine Menge verabschiedeter Offiziere und Unteroffiziere, die sich dort niedergelassen hatten, die Begeisterung für den Kaiser in den Bewohnern jener Dörfer immer höher anfachten. Er vernutzte diese Verhältnisse zu seinem Zwecke, der freilich ein anderer war, als den Sohn Napoleon's, der in Wien gefangen gehalten wurde, auf den französischen Thron zu setzen. Er wollte die Bourbonen verjagen; wenn er diesen Zweck erreichte, so war ihm die Fahne gleichgültig, unter welcher gekämpft wurde. Die Bewohner der Umgegend Grenoble's waren gut kaiserlich gesinnt; Didier rief sie also im Namen Napoleon's II. zum

Kampfe auf; zu den Auserwählten sprach er wohl vom Herzoge von Orleans, zu wieder Anderen von der Nationalunabhängigkeit — kurz er sagte Jedem, was er am liebsten hörte und was ihn willig machte ihm zu folgen.

In dem Gebirgsdorfe Quaix wohnte Didier bei einem ehemaligen Offizier der egyptischen Armee, welcher der Begeisterung wegen, die er für Napoleon hegte, berühmt war und der auf die Offiziere in Grenoble und den umliegenden Dörfern einen großen Einfluß ausübte. Dieser Offizier, der wegen der Schnelligkeit, mit welcher er als Befehlshaber der Guiden Napoleon's die Wüste durcheilt war, den Beinamen „Dromedar" erhalten hatte, versammelte seine Waffengefährten und die zuverlässigsten Bauern in seiner Wohnung und stellte ihnen Didier als den Mann vor, der das Geschick Frankreichs wandeln werde. Didier las den Versammelten eine Proclamation vor, die alles Unheil, unter welchen Frankreich seufzte, den Engländern zuschob, und rief das Volk unter die Waffen gegen das Ausland. Aber diese Proclamation ließ die Bauern kalt, sie war zu unbestimmt, sie enthielt den Namen des Kaisers nicht. Didier verstand es jedoch, allen Gemüthern nach einander Genüge zu thun. Er durchstreifte nachher die Gebirge und Thäler zwischen Grenoble und Chambéry, Eybens, les Adrets, Pontcharra und Tencin, erfüllte überall

die Herzen seiner Anhänger mit seinem Hasse und warb überall Hülfsagenten für seine Sache, denen er unter Zusicherungen des Beistandes von Paris und des Einverständnisses mit Oestreich die Lust zur Empörung einhauchte. Unter diesen Vorbereitungen verfloß der Winter. In den letzten Tagen des April kam Didier von seinen Reisen zurück und bestimmte die Nacht des 4. Mai zum Losschlagen. Dieser Befehl geht von Dorf zu Dorf, die Verschwornen bewaffnen sich beim Eintritt der Nacht und ziehen unter dem Rufe: „Es lebe der Kaiser!" nach dem Dorfe Eybens, wo Didier sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte; von hier aus machten sie sich auf den Weg nach Grenoble, wo Niemand ihr Kommen ahnte. Aber der Verräther schlief nicht. Herr von Montlivault, der Präfect von Grenoble, General Donnadieu, Commandant des Departements, der Oberst Vautré und einige Stabsoffiziere plauderten ruhig in einer Abendgesellschaft mit einander, als ein Mann in das Gesellschaftszimmer trat, dem man die Eile ansah, mit welcher er einen weiten Weg gemacht hatte. Der Mann war der Adjunct von La Mure, jenem Orte, der durch das Zusammentreffen Napoleon's mit Labédoyère berühmt geworden ist. Er bat um ein augenblickliches Gehör bei dem General und Präfecten, und berichtete diesen, daß alle Landschaften auf Grenoble marschirten: ihre Signal-

feuer, sagte er, leuchteten bereits auf den Anhöhen, welche die Stadt beherrschen, und von den Wällen könne man das dumpfe Geräusch und die Tritte der bewaffneten Menge hören, die im nächsten Augenblick die Stadt angreifen werde. Man bezweifelte Anfangs, ja man belächelte diesen Bericht des Adjuncten Chuzin, bald indeß wurde er von anderer Seite bestätigt. Der General Donnadieu verläßt nun die Präfectur, um sich zu bewaffnen und seine Truppen zu versammeln. Die Legion von der Isère, die Legion vom Hérault, die Dragoner von Paris, die Nationalgarde von Grenoble eilen zu den Waffen: eine Abtheilung marschirt nach Eybens, um die Colonne Didier's aufzuhalten oder abzuschneiden. Einige Schritte von der Stadt stößt diese Abtheilung auf die Insurgenten, und wird von diesen zurückgeworfen und zerstreut. Das überzeugt den General Donnadieu von der Größe der Gefahr. Er läßt den Oberst Vautré an der Spitze der Isèrelegion im Sturmschritt in die Nacht hinausmarschiren, um die Flüchtigen zu sammeln und den Feind anzugreifen. Jetzt entspinnt sich ein blutiges Gefecht, denn man machte sich beiderseitig den Boden mit großer Unerschrockenheit streitig. Endlich gelingt es Vautré, die Spitze des Insurgentenhaufens, die aus alten Soldaten des Kaiserreichs bestand, zu durchbrechen; er wirft sich nun auf die Masse der Bauern, die er niederschießt und zurück-

treibt. Didier eilt nach Eybens, um dort seine Bauern wieder zu sammeln; das war aber vergebliche Mühe, sie fliehen. Ihm selbst wird sein Pferd unter dem Leibe erschossen und er rettet sich nur mit Mühe in die Wälder, die sich bis Eybens erstrecken. Vautré rückte bei Tagesanbruch in dieses Dorf ein, verfolgte seinen Sieg bis la Mure und kehrte dann mit den mit Waffen und Gefangenen beladenen Wagen nach Grenoble zurück; sechs Leichen und eine Menge Verwundeter lagen auf dem Wege von Eybens nach Grenoble.

Die Militair- und Civilbehörden von Grenoble machten ein ungeheures Geschrei von dieser Verschwörung, um ihr Verdienst, sie unterdrückt zu haben, im hellsten Lichte strahlen zu lassen. Vor Allen gebehrdete sich der General Donnadieu, der seinem noch gar nicht alten Royalismus Cours verschaffen wollte, sehr wunderlich; er schrieb an den Kriegsminister: Es lebe der König! Die Leichen seiner Feinde (es waren im Ganzen sechs!) bedecken alle Straßen in der Umgegend von Grenoble und ich habe nur so viel Zeit, Ew. Excellenz zu sagen, daß die Truppen Sr. Majestät sich mit Ruhm gekrönt haben. Um Mitternacht leuchteten die Feuer der Empörnng auf allen Bergen der Provinz. Sie glaubten mich fern auf der Straße, welche Se. kön. Hoheit der Herzog von Berry kommen soll, aber bald erfuhren sie, daß die neuen Truppen des

Königs zugegen wären. Ich kann die tapfere Legion der Isère und ihren Obristen, den Chevalier von Vautré, nicht genug loben. Schon sind über sechshundert (!!) der Empörer in unserer Gewalt. Der Prevotal-Gerichtshof wird für schnelle und strenge Vollstreckung der Gerechtigkeit sorgen. Sobald Alles beendigt ist, habe ich die Ehre, Ew. Excellenz Bericht zu erstatten. Ich steige sogleich wieder zu Pferde. Alle Militair- und Civilbehörden haben ihre Pflicht gethan. Man schätzt die Zahl der Räuber, welche die Stadt angriffen, auf viertausend 2c. — Es war wohl ganz natürlich, daß die Regierung durch solches Lärmgeschrei zu dem Glauben verleitet wurde, an der Verschwörung von Grenoble sei in der That etwas und sie müsse die größte Strenge entfalten, um nicht nur diese zu unterdrücken, sondern auch Andere von einem ähnlichen Beginnen zurückzuschrecken.

Das Gericht, welches sich am 6. Mai versammelte, verurtheilte Drei, die mit den Waffen in der Hand ergriffen worden waren, zum Tode. Man führte sie — Drevet, Buisson und David — am folgenden Morgen zur Richtstätte; sie sangen patriotische Lieder und starben mit dem Rufe: „Es lebe der Kaiser!"

Die Regierung, durch den Eindruck der Berichte von Grenoble betäubt, ergriff diese Gelegenheit, um den Argwohn der Royalisten, als ob sie

zu gemäßigt sei um einen Aufruhr niederzuwerfen, Lügen zu strafen. Der Polizeiminister Decazes erklärte vierzehn Departements in Belagerungszustand, setzte Belohnungen auf Denunciationen, rief die Militairmacht zu den Waffen und gab die verdächtigen Bürger der Willkür der bürgerlichen Behörden preis. Wieder der General Donnadieu war es, der sich durch das Uebermaß seines neuen Royalismus bemerklich machte. Er sagte in einem seiner Tagesbefehle: „Die Bewohner des Hauses, in welchem Didier gefunden wird, werden einem Kriegsgerichte übergeben, um erschossen zu werden. Demjenigen, welcher Didier todt oder lebendig ausliefert, wird eine Summe von dreitausend Franken zugesichert." Er forderte also zum Mord auf, und der Präfect bestätigte nicht nur diese ehrlosen Decrete, er verschärfte sie sogar noch, indem er sie auf alle diejenigen ausdehnte, die einem der Aufständischen wissentlich eine Zuflucht gewährt hätten. „Er wird verhaftet, und zum Tode verurtheilt; sein Haus wird dem Erdboden gleich gemacht."

Man fand bald, daß das Prevotalgericht zu langsam gegen die Verbrecher vorging; man setzte deshalb ein Kriegsgericht ein, dem der Obrist Vautré präsidirte; dieser hatte nun die Gewalt, diejenigen, die er besiegt hatte, zum Tode zu verurtheilen. Er war damit auch gar nicht säumig, bereits am 10. Mai wurden vierzehn dieser Attentä-

ter — meistens verführte Bauern — erschossen. Das Kriegsgericht hatte einundzwanzig verurtheilt; für sieben derselben hatte es jedoch selbst bei der Regierung um Schonung gebeten. Aber die Regierung war der Menschlichkeit unzugänglich; sie telegraphirte nach Grenoble, daß auch diese sieben, unter welchen sich Kinder befanden, die von ihren eigenen Vätern zum Aufruhr mit fortgerissen worden waren, erschossen werden sollten; und sie wurden in der That erschossen, zur ewigen Schmach derjenigen, die den Befehl dazu gaben.

Dieselbe telegraphische Depesche, die diesen Mord anordnete, enthielt zum Schluß den Satz: „Zwanzigtausend Franken sind denjenigen zu versprechen, welche Didier ausliefern werden.“ Zwanzigtausend Franken sind ein ziemlich ansehnlicher Verrätherlohn und es fanden sich Leute, die ihre Ehre dafür in die Schanze schlugen. Didier, von seinen drei Hauptmitschuldigen Dussert, Durif und Cousseaux begleitet, war glücklich über die Grenze von Savoyen gekommen. In einem einsamen Alpenthale machten ihm seine Begleiter Vorwürfe, daß er sie hintergangen habe, denn weder sei Marie Louise (die Kaiserin) in Eybens gewesen, noch auch habe man in Grenoble „Es lebe der Kaiser!“ gerufen. Didier war so unvorsichtig, diesen Dreien jetzt seine wahren Absichten, die er bei dem Aufstande gehabt, zu verrathen. „Damit Sie es end-

lich wissen," sagte er: „wenn wir gesiegt hätten, würde Frankreich dem Herzoge von Orleans die Krone übergeben haben." — „Dem Herzoge von Orleans?" rief Dussert; „ein Bourbon ist wie der andere, Ludwig XVIII. ist mir eben so lieb." — „Wenn Frankreich ihn verworfen hätte," — erwiederte Didier, so war Alles vorgesehen und wir hätten die Republik verkündet." Die Enttäuschten — sie hatten für Napoleon's Sohn die Waffen erhoben — verdoppelten jetzt ihre Vorwürfe, Einer, Cousseaux, verläßt Didier schon jetzt, während ihn die beiden Andern noch bis zu dem Dorfe Saint-Sorbin-d'Arve begleiten, wo auch sie ihn im Stiche lassen, während er auf einer Bank in der Herberge schläft. Sei es, daß sie im Zorne dem Wirth einen Wink gegeben, wen er beherberge, oder sei es, daß diesen sein Argwohn auf die richtige Fährte gebracht, er eilt als Verräther seines Gastes nach Saint-Jean-de-Maurienne. Didier wundert sich beim Erwachen, daß er weder seine Freunde noch den Wirth am Heerde sitzen sieht. Die Frau des Wirths — Balmain hieß der Schurke — erklärt ihm das Räthsel; sie giebt ihm Brot, verbindet ihm seine Wunden und zeigt ihm die Tannenwälder als Zuflucht. Didier flieht, er erreicht im Walde eine einzeln stehende Hütte, wird von den Bewohnern, die ihn nicht aufnehmen wollen, nach einer Scheune gewiesen, und legt sich in derselben auf dem Heuboden

nieder. Währenddem kehrt der Verräther Balmain mit Gendarmen von Maurienne zurück, erfährt von seiner Frau, daß sie, empört über seine Niederträchtigkeit, dem Greise fortgeholfen, erkundigt sich bei den Sennhirten und findet hier einen zweiten Verräther: einer derselben nennt ihm die verlassene Scheune, in welche sich Didier geschleppt habe. Derselbe wird ergriffen, zunächst nach Turin gebracht, dann an Frankreich ausgeliefert und nach Grenoble geführt, wo er von Donnadieu verhört wird und diesem angeblich so wichtige Enthüllungen macht, daß er zum Obrist Vautré äußert: „Welcher Gefahr sind wir entronnen! Wenn der König mich zum Marschall von Frankreich und Dich zum Generallieutenant machte, so hätte er noch Nichts zur Belohnung des Dienstes gethan, den wir ihm geleistet haben!“ Wohlzumerken, der Herr General war der einzige Zeuge dieser Enthüllungen, und er war der Mann dazu, der, um sein Verdienst im hellsten Lichte strahlen zu lassen, aus einer Mücke einen Elephanten machen konnte. Er erhielt den ersehnten Marschallsstab nicht.

Didier bereute übrigens im Kerker seine unsinnige Unternehmung. Er machte auf den Widerspruch aufmerksam, der zwischen seinem Leben, das den Bourbonen geweiht gewesen, und zwischen seinem Tode bestand, den er in Folge eines Attentats gegen sie erleiden werde. „Ich bin,“ seufzte er,

„rückwärts auf das Schaffot zugeschritten!“ Der General Donnadieu, noch immer nicht befriedigt von den Enthüllungen Didier's, die doch nach seiner Meinung so wichtig waren, daß sie ihm eigentlich den Marschallsstab hätten einbringen müssen, quälte den Verurtheilten noch eine Stunde vor seiner Hinrichtung um weitere Entdeckungen. „Wohlan,“ sagte Didier, wohl nur um den Inquisitor, der ihm nicht einmal die letzte Stunde zur Sammlung gönnte, los zu werden, „sagen Sie dem König, der einzige Beweis von Dankbarkeit, den ich ihm zur Vergeltung der Wohlthaten geben könne, die ich von ihm empfangen habe, sei der Rath, den Herzog von Orleans und Herrn von Talleyrand aus seiner Nähe, aus der Nähe des Thrones und aus Frankreich zu entfernen.“ — Gleich darauf trat der Henker ein. Man band Didier die Hände, schnitt ihm das Haar ab und führte ihn bei einem kalten Regen durch die öden Straßen Grenoble's nach der Richtstätte. Seine Gemahlin, die mit der hingebendsten Treue ihn im Kerker gepflegt und getröstet hatte, die man nur mit Gewalt davon zurückhalten konnte, ihn auf das Schaffot zu begleiten und seinen Leichnam mit sich zu nehmen, erschütterte auf einen Augenblick ihres Gatten Standhaftigkeit: Didier erkannte die Stimme, welche die Luft zerschnitt, als er auf der Richtstätte anlangte, er erblaßte; bald aber gewann er im Gebet seine

Stärke wieder, stieg ohne zu schwanken die Stufen des Blutgerüstes empor, legte seinen Kopf unter das Messer und — war nicht mehr. — —

Das Blut der fünfundzwanzig Gemordeten von Grenoble warb den Bourbonen im ganzen Lande unversöhnliche Feinde; selbst unter ihren Augen in Paris versuchte man Aufstände, die zwar entdeckt wurden und deren Leiter man auf gräßliche Weise hinrichtete; aber eben diese gräßlichen Hinrichtungen wegen so zweifelhafter und unbestimmter Verbrechen sowie die Verurtheilung der Generale, die als Helfershelfer Bonaparte's während der hundert Tage angeklagt waren, steigerten den Haß des Volkes gegen die Regierung in's Ungeheure: die geheimen Gesellschaften verständigten sich durch Zeichen von einem Ende des Reichs bis zum andern. Ludwig XVIII., in dessen Sinn all' dieses Schreckliche nicht war, seufzte darüber, ohne die Energie zu besitzen, ihm Einhalt zu thun. Er ließ es geschehen, weil er seine Familie damit zu versöhnen hoffte, die ihm die Langmuth noch immer nicht verzeihen konnte, die er 1814 gegen die Bonapartisten geübt hatte. Sein Minister Richelieu, dem es vor Allem darum zu thun war, Frankreich von den Fremden zu befreien, ließ diese Schlächtereien zu, weil er glaubte, sie seien geeignet, dem Ausland zu zeigen, daß die gegenwärtige Regierung stark genug sei, sich, wenn auch durch Grausamkeit, Gehorsam zu verschaffen.

Wir wissen, daß der König mit der Deputirtenkammer, die er zu Ende Aprils entließ, gar nicht zufrieden war; er hatte die Absicht, diese herrschsüchtige Kammer, der er das Prädicat „unauffindbar" gestiftet hatte, vor ihrem Wiederzusammentritt aufzulösen und nach einem andern Wahlmodus eine neue Kammer einzuberufen. Er sprach davon zu seinem Günstlinge Decazes, der völlig mit ihm einverstanden war und den Premierminister Richelieu übermochte, den König um das zu bitten, was dieser sehnlich wünschte. Vier Minister, die Herren Lainé, Decazes, Corvetto und der Herzog von Richelieu waren dem Plane des Königs geneigt, der Kriegsminister, Herzog von Feltre und der Kanzler Dambray, denen man bis dahin noch nichts davon gesagt hatte, consentirten im Conseil, der wegen dieser Angelegenheit gehalten wurde, nach kurzer Gegenrede aus Furcht, daß sie zugleich mit der Kammer verabschiedet werden möchten. Hierauf arbeiteten die Herrn Lainé und Pasquier jene königliche Ordonnanz vom 5. September aus, nach welcher die Kammer von 1815, die sich für fünf Jahre perpetuiren wollte, aufgelöst und ein Wahlmodus für die neue Kammer gegeben wurde, die zum 4. November 1816 einberufen ward.

Das Bekanntwerden dieser Ordonnanz verbreitete unter den Freunden Monsieurs einen gewaltigen Schrecken, nicht nur im Schlosse, sondern

auch in den Provinzen. Die Majorität der Nation aber jubelte.

Der König beauftragte die Collegialpräsidenten, in ihren Kreisen es auszusprechen, daß die Auflösung der letzten Kammer nur aus seiner innigen Ueberzeugung hervorgegangen sei, daß dieselbe weder Liebe für ihn noch die constitutionelle Charte hege, sondern daß sie vielmehr an die Stelle der königlichen Macht eine oligarische Allgewalt habe setzen wollen. Zu Herrn Ravez, der in Bordeaux bei den Wahlen präsidiren sollte, sagte Ludwig u. A.: „Das Departement der Gironde hat mir schon große Beweise der Liebe und Treue gegeben. Ich erwarte davon durch die Wahl, welche Ihre Wähler treffen, ein neues Zeugniß. Sagen Sie ihnen, daß ein Greis den Frieden seiner letzten Tage zum Glücke seiner Kinder von ihnen fordert."

Der Zorn der Anhänger der alten Deputirtenkammer überschritt alle Grenzen. Herr von Chateâubriand u. A. bekämpfte die Ordonnanz vom 5. September in so gehässiger Weise, daß der König beschloß, ihn von der Liste der Staatsminister zu streichen. Aber alle Anstrengungen der Ultraroyalisten vermochten es nicht, sich in der neuen Kammer die Majorität zu gewinnen: sie brachten nur zweiundneunzig der Ihrigen hinein.

In der Thronrede, die der gelehrte Ludwig, wie immer, wieder selbst geschrieben hatte und die

er zur Eröffnung der Sitzungen am 4. November hielt, sagte er, nachdem er bedauert, die öffentlichen Abgaben nicht vermindern zu können, und nachdem er angegeben, daß die Verhandlungen mit Rom wegen Schließung eines neuen Concordats, das die Gewissensfreiheit erhalten und der Geistlichkeit gleichwohl größere Zuschüsse von Seiten des Staats sichern sollte, eifrig fortgesetzt würden: „Lassen Sie uns der Charte treu bleiben. Ich werde keinen Angriff auf dieses Grundgesetz dulden; meine Ordonnanz vom 5. September sagt Ihnen dies deutlich genug .... Mein Volk sei fest überzeugt von meinem unerschütterlichen Willen, die Angriffe des Uebelwollens zurückzuweisen, sowie die Verirrungen eines allzuglühenden Eifers zu zügeln."

Zu denjenigen, deren „allzu glühenden Eifer" der König zu zügeln gelobte, gehörte in erster Linie sein eigener Bruder, der Graf von Artois. Der König war gutmüthig genug, ihm in der Sitzung von 1816 noch seinen Willen zu lassen; als er ihm aber im folgenden Jahre geradezu erklärte, er werde, wenn er die Pairskammer besuche, sich zur Minorität halten, da verbot ihm der König, ferner nach dem Luxembourg (in die Pairskammer) zu gehen; er mußte ja doch den Skandal verhindern, daß ein Mitglied der königlichen Familie öffentlich sich den Absichten des Königs widerhaarig bezeige! Lud-

wig dehnte dieses Verbot später auf alle Prinzen des königlichen Hauses aus, wobei er vorzüglich auch den Herzog von Orleans im Auge hatte, der zwar zur Zeit sich noch nicht in Frankreich befand, der aber bald (am 15. Februar 1817) zurückkehrte; — wir wissen bereits, daß er seinem Herrn Vetter nicht recht traute.

Zum Präsidenten der Pairskammer bestimmte der König, nachdem die Kammern das neue Wahlgesetz angenommen hatten, den Kanzler Dambray, den er aus dem Ministerium entließ und durch den Baron Pasquier ersetzte, nicht nur, weil er sich mit seinen ministeriellen Collegen in steter Opposition befand, sondern auch, weil er als Minister nicht für die Zeit paßte: er war ein Mann des ancien régime. Präsident der Deputirtenkammer wurde Herr von Serre.

Die Opposition verursachte dem Könige manchen Kummer; am verdrießlichsten war es ihm, daß sie seinem lieben Polizeiminister auf alle Weise zu schaden suchte und um diesen Zweck zu erreichen, in der Wahl der Mittel gar nicht difficil war. Man war sogar so naiv zu behaupten, Herr Decazes intriguire zu Gunsten der Familie Bonaparte's, und wie gewöhnlich war es des Königs Bruder, welcher den König von dieser großen Neuigkeit unterrichtete. Es ward Decazes nicht schwer, diese Beschuldigungen zu vernichten, und der Graf d'Artois hatte

auch von diesem Handel wieder nichts weiter, als die Beschämung, daß er sich hatte dupiren lassen. Er machte freilich seinen guten Freunden Vorwürfe darüber, daß sie ihm eine solche Rolle spielen ließen, er war aber zu kurzsichtig, sie dagegen waren zu gewandt, als daß sie ihn nicht bald wieder besänftigt hätten.

Um Decazes für alle die Unannehmlichkeiten zu trösten, die ihm aus seiner Anhänglichkeit an den König erwuchsen, und um seinem Glücke eine noch solidere Unterlage zu geben, als die Freundschaft des Königs war, bemühte sich dieser, Herrn Decazes mit einer alten Familie des Landes zu verbinden. Er schrieb eigenhändig an Herrn von Saint-Aulaire, und bat ihn um die Hand seiner Tochter für Decazes. Herr von St. Aulaire war in erster Ehe mit einer Tochter des Fürsten von Nassau-Saarbrück vermählt gewesen, seine Tochter war also nicht nur Erbin seines Namens, sondern auch Erbin des fürstlichen Vermögens einer Seitenlinie des Hauses Nassau, als welche sie das Herzogthum Glücksburg besaß, das der König von Dänemark, ihr Verwandter, auf Herrn Decazes, dem sie in der That ihre Hand reichte, zu übertragen erlaubte. Ueber diese Verbindung des Plebejers Decazes mit einer der ältesten und angesehensten Familien des Landes entstand unter den Ultraroyalisten ein großes Geschrei: sie beschuldigten Decazes

der Eitelkeit, Herrn von Saint-Aulaire der Kriecherei, den König der Entwürdigung seines Adels.

Um diese Zeit wurde der Aachener Congreß eröffnet, auf welchem unter andern Fragen auch die wegen Räumung Frankreichs von den fremden Truppen verhandelt werden sollte. Die Partei, die durch die Ordonnanz vom 5. September einen so derben Schlag erhalten sollte, erschrak vor der Möglichkeit, daß Europa die Hand von den Angelegenheiten Frankreichs zurückziehen und das Land der alleinigen Herrschaft des Königs und der Politik seines Ministeriums überlassen könnte. Sie übersandte daher insgeheim an die fremden Höfe eine Denkschrift, die s. g. „geheime Note", in welcher sie dieselben zwar nicht förmlich aufforderte, Frankreich auch ferner militärisch besetzt zu halten; aber indem sie dasselbe als ein in der socialen Zersetzung begriffenes Land darstellte, der gegenüber die Regierung sich nur durch die Gegenwart der fremden Heere halte, und indem sie die Nothwendigkeit einer entscheidenden Einwirkung auf den König folgerte, um diesen zu zwingen, sein System und sein Ministerium zu ändern, wies die „geheime Note" die fremden Mächte gebieterisch darauf hin, die Besetzung des Landes fortdauern zu lassen, wenn man einen allgemeinen Weltbrand verhindern wolle.

Von der Existenz dieser „geheimen Note" erhielt Ludwig zuerst von seinem Polizeiminister De-

cazes Kunde. Derselbe trat eines Morgens voller Bestürzung beim Könige ein, dem er mit bebender Stimme sagte: „Ich habe Ew. Majestät eine sehr schlimme Nachricht mitzutheilen.“ — „Und worauf bezieht sie sich?“ — „Auf die Würde der Krone, auf die Freiheit Frankreichs.“ — „Erklären Sie sich, ich bitte.“ — „Es ist ein großer Fehler begangen worden. Männer von hohem Range, mit Ew. Majestät Vertrauen, so wie dem Monsieurs beehrt —“ — „Haben gegen mich intriguirt? Das wundert mich nicht, aber ich verzeihe ihnen.“ — „Sire, gegen Frankreich haben sie sich verschworen!“ — „In diesem Falle muß die Gerechtigkeit ihren Lauf haben.“ Der Gleichmuth, den Ludwig bis dahin behauptet, verließ ihn aber gänzlich, als ihm Decazes von der geheimen Note erzählte, die nicht nur seinen heißesten Wunsch, Frankreich von den fremden Truppen geräumt zu sehen, zu vernichten drohte, sondern die ihn auch der Regierungsunfähigkeit bezichtigte. „So also ist meine Lage!“ rief er im furchtbarsten Zorn. „Sie bringen mich dahin, nicht vor- noch rückwärts zu können. Aber in wessen Namen sprechen die Verräther?“ — „In ihrem eigenen, Sire. Der Baron von Vitrolles hat die Note ausgearbeitet.“ „Man streiche seinen Namen aus der Liste der Staatsminister!“

Als bald darauf die Gesandten von Oestreich, England und Preußen dem Herzoge von Richelieu

officiell die geheime Note mittheilten, sprach der König im Conseil seine ganze Indignation über das schändliche Complot aus. Er sagte auch zu einer Frau vom Hofe, in der Absicht, daß sie seine Worte wiederholen möge: „Bestünden die Formen der alten Monarchie noch, so würde ich diese Menschen dadurch bestrafen, daß ich ihre Wappenschilder am Fuße des Galgens zerbrechen ließe. Dahin führen die Streiche der erbärmlichen Intrigants, welche sich mit Gewalt in die erste Reihe drängen. Zur Zeit Bonaparte's haben sie so viel Verkehr mit dem Auslande gehabt, daß sie diese Gewohnheit der Empörung noch nicht ablegen können."

Indessen hatte die „geheime Note" nicht den gewünschten Erfolg. Allerdings Lord Stanhope hatte im englischen Parlamente erklärt, daß es Thorheit wäre, Frankreich auf Treu und Glauben verlassen zu wollen: die Freundschaft Alexanders für den Herzog von Richelieu, den Ludwig in Begleitung des Herrn von Reyneval und des Herrn Mounier zum Aachener Congresse schickte, brachte die Sache aber in's Reine. Der russische Autokrat sagte zu den französischen Bevollmächtigten: „Ihre Nation ist tapfer und treu; sie trägt ihr Unglück mit muthiger Ergebung; bürgen Sie mir für sie? Glauben Sie, daß sie zur Räumung reif sei? Sprechen Sie offen, ich bin ein Bewunderer und Freund Ihrer Nation, ich verlange nur Ihr Wort ..."

Dieses Wort gaben die Bevollmächtigten und stellten beim Congresse feierlich den Antrag auf Räumung des französischen Territoriums. Man berathschlagte darüber in der dritten Sitzung vom 2. October. Am 9. October wurde ein Vertrag zwischen den bevollmächtigten Ministern von Rußland, England, Oestreich, Preußen und Frankreich geschlossen, der folgendermaßen lautete: „Die Truppen, welche die Occupationsarmee bilden, werden mit dem nächsten 30. November zurückgezogen. Nach Abschluß aller Rechnungen zwischen Frankreich und den alliirten Mächten wird die Summe, welche ersteres nach dem Vertrage vom 20. November 1815 zahlen muß, auf 265 Millionen festgesetzt. Von dieser Summe sollen hundert Millionen durch Renten vermittelst Einschreibung in das große Buch der öffentlichen Schuld von Frankreich getilgt, der Rest vom nächsten 5. Januar ab in neun gleichen Raten durch Wechsel auf (im Vertrage namhaft gemachte) Handelshäuser gezahlt werden."

„Gott sei gelobt!" rief Ludwig aus, als er dieses Abkommen erfuhr. „Jetzt kann ich ruhig sterben; das Königreich ist von der Last befreit, die mein Herz so grausam bedrückte!" Dann wandte er sich zu seiner Umgebung und sagte: „Meine Herren, in Zukunft will ich nur durch meine eigenen Soldaten bewacht werden; noch einige Jahre und ich verspreche Ihnen völlige Ruhe."

Nach dem Congresse besuchten der Kaiser von Rußland und der König von Preußen Ludwig XVIII. in Paris; sie kamen am 28. October daselbst an und stiegen Ersterer im Hotel seines Gesandten, Letzterer in dem Hotel Villeroy ab. Ludwig ließ beide Monarchen durch die Prinzen seines Hauses, die Herzoge von Angoulême und von Berry, von Orleans und von Bourbon begrüßen, und empfing sie dann selbst um fünf Uhr in den Tuilerien. Nach einer Viertelstunde vertraulichen Gesprächs, welches die drei Monarchen im Cabinette Ludwig's gepflogen, kamen der Kronprinz von Preußen, der Herzog von Mecklenburg und der Großfürst Constantin. Man ging hierauf zur Tafel, an welcher außer den Genannten auch Madame Royal (die Herzogin von Angoulême), der Graf d'Artois, sowie die Herzöge von Angoulême und Berry Theil nahmen. Nachher begleitete der Kaiser Ludwig in sein Zimmer, wo er ihm über den Gang seines Gouvernements viel Schmeichelhaftes sagte. „Ich kenne die Hindernisse," sagte er, „die man demselben bereitet; nicht alle rühren von den Feinden der Krone her ... Was die geheime Note betrifft, so könnte ich Ihnen nur schlecht den Unwillen ausdrücken, den ich darüber empfunden habe. Hätte man in meinem Reiche ein solches Verbrechen zu begehen gewagt, so wären die Schuldigen mit dem Tode bestraft worden. Wolle Gott, daß Ihre Gnade nicht verderblich für

Frankreich sei!" Und nachdem er ihm noch gerathen, die Schritte der Liberalen genau zu beobachten, und ihn auch vor dem Herzoge von Orleans gewarnt hatte — eine Warnung, deren es gar nicht erst bedurfte — rieth er ihm, die Angriffe der Presse zu verhindern. „Die Herrscher Europa's fürchten sich nicht so vor einem Heere von 200,000 Mann, als vor fünf bis sechs Zeitungsschreibern, welche jeden Morgen das Feuer der Zwietracht und der Empörung an allen vier Ecken der Welt anfachen. Man wäre im Stande, die Feindseligkeiten gegen Frankreich allein aus dem Grunde wieder anzufangen, um gewissen unruhigen Schriftstellern Stillschweigen zu gebieten!" Der Kaiser hielt sich gar nicht auf; er fuhr gleich nach dem Besuche in den Tuilerien wieder ab; der König von Preußen aber blieb einige Tage in Paris. —

Der König hatte gesagt: „Noch einige Jahre und ich verspreche Ihnen völlige Ruhe!" Das waren leider sanguinische Hoffnungen. Die erste Unruhe kam ihm von einer Seite, von wo her er sie gar nicht erwartet hatte. Der Herzog von Richelieu war am 25. November vom Congreß zu Aachen zurückgekehrt und war ein völlig Anderer geworden. Er, der früher zum König und zu Decazes gehalten, neigte sich jetzt zur Partei der Ultra's, er klagte die Liberalen an, schonte des Herzogs von Orleans nicht und sagte, daß, da der Graf d'Ar-

tois Grund zur Unzufriedenheit hätte (?), man ihn zufrieden zu stellen suchen müsse. Hatte ihn Alexander, der ungefähr in demselben Sinne mit Ludwig gesprochen hatte, convertirt?

Die Kammern sollten den 30. November eröffnet werden, aber das befremdende Benehmen des Herzogs von Richelieu verzögerte die königliche Sitzung bis zum 10. December. Präsident der Deputirtenkammer wurde Herr Ravez. Der Finanzminister Corvetto hatte schon vor der Eröffnung der Kammern um seine Entlassung gebeten und war durch Herrn Roy ersetzt worden, der sich, wie Lainé, der nun auch zu den Ultraroyalisten neigte, an Richelieu anschloß. Es war noch nicht zu erkennen, welche Politik im Ministerium die vorherrschende werden werde, ob die des Herzogs von Richelieu, welcher sich der Rechten zuneigte, oder die des Herrn Decazes, welcher die Mitte der Kammer mit der Linken zu vereinigen wünschte. Ludwig hoffte, die Gemüther durch Aufreizung der Eigenliebe zu vereinigen; er sagte: Meine Herren, das Beste ist, sich so wenig als möglich von der vorgezeichneten Bahn zu entfernen. Wir müssen daher unsere Fahne auf die Ordonnanz vom 5. September setzen. Lassen Sie uns die Hand zur Rechten und zur Linken reichen und dann mit Cäsar sagen: Wer nicht gegen mich ist, der ist für mich. — Die Minister waren, scheinbar wenigstens, seiner Meinung;

aber bald darauf kam Monsieur zu seinem Bruder und belehrte ihn, daß seine Minister nur aus Ehrfurcht vor ihm geschwiegen hätten, daß in Wahrheit aber das Cabinet so gut wie aufgelöst sei. Diesmal hatte der Graf von Artois Recht: der Herzog von Richelieu und die Herren Lainé, Molé und Roy schickten dem Könige ihre Entlassung ein. Ludwig schickte zum Grafen Decazes, der nicht kam, dafür aber eine lange Epistel sandte, in welcher er dem Könige ebenfalls seinen Entschluß ankündigte, sein Portefeuille niederzulegen. „Nichts in der Welt könnte mich bewegen,“ schrieb er, „nur einen einzigen Augenblick nach dem Herzoge von Richelieu in dem Ministerium zu bleiben. Ew. Majestät kennen meinen Entschluß in dieser Hinsicht und haben ihn oft gebilligt. Ich muß um so mehr darauf bestehen, da die Verschiedenheit der Ansicht der Minister und besonders des Herzogs von Richelieu über einige oder vielmehr über alle Puncte gewiß einen solchen Schritt veranlaßt hat. Sobald die Meinungsverschiedenheit sich zeigte, theilte ich Ew. Majestät, sowie dem Herzoge von Richelieu meine Absicht mit, mich zurückzuziehen. Jetzt muß ich dieselbe ausführen und darf den König nicht der Dienste des Herzogs von Richelieu berauben, überzeugt, daß Ew. Maj. und der Präsident des Conseils nicht daran zweifeln, mich stets zu Allem bereit zu finden, was dem Dienste Ew. Maj. und

dem Gouvernement nützlich sein kann, dem ich stets mit den besten Wünschen zugethan bleibe, sowie ich mit Herz und Seele Ihnen, Sire, anhänge, so lange noch ein Blutstropfen in meinen Adern rinnt."

So sah sich denn der gute Ludwig noch vor der königlichen Sitzung, auf die er sich so sehr gefreut hatte — er konnte ja den Kammern endlich anzeigen, daß sein heißester Wunsch, Frankreich von den Fremden geräumt zu sehen, in Erfüllung gegangen sei! — durch die Nergeleien des zum Ultraroyalismus bekehrten Herzogs von Richelieu geärgert und bald nach der Eröffnung der Kammern von seinem ganzen Ministerium verlassen. Aber so verdrießlich es dem König war, daß ihn seine russische Politik nöthigte, dem Herzog von Richelieu die Hand zur Versöhnung zu bieten, so mußte er doch in den sauren Apfel beißen; er ließ ihn rufen, und als Nichts vermögend schien ihn zum Verbleiben im Ministerium neben dem Polizeiminister zu bestimmen, spielte der König seinen letzten Trumpf aus, indem er zum Herzoge sagte: „Wenn Sie mich verlassen, bin ich gezwungen mich dem Fürsten Talleyrand zu nähern, der mich zu einer innigern Verbindung mit England führen wird." Das zog. Zwar verließ Richelieu den König mit der Aeußerung, daß sich allerdings Ludwig zu diesem Schritte gezwungen sehen werde; aber er ward anderer Meinung, als er sich mit seinen Ver-

trauten berathen hatte, welche den Gedanken nicht ertragen konnten, daß sie zum Nutzen Talleyrand's sollten gewirkt haben. Sie drangen deshalb in den Herzog, dem Könige einen bestimmten Vorschlag zu machen, und er that dies in einem Briefe, in welchem er Ludwig sagte, daß, da die wahren Royalisten mit Herrn Decazes gebrochen hätten, ein Ministerium mit diesem auf keine Majorität rechnen könne, und daß er, Richelieu, nur dann im Ministerium bleiben werde, wenn sich der König entschlösse, seinen Günstling zu opfern, den er ja mit einer Gesandtschaft an einen der großen Höfe Europas entschädigen könne. Er müsse aber dann ferner den König bitten, die Herren Lainé und Roy ebenfalls beizubehalten, da deren Mitwirkung ihm unentbehrlich sei. — Der König, durch die Umstände gezwungen, gab nach; indessen kam das Ministerium Richelieu's nicht zu Stande, nicht nur, da Lainé erklärte, daß er nicht einwilligen würde, das Wahlgesetz, sein eigenes Werk, zu zerstören, sondern da auch einige der anderen Herren, denen Richelieu ein Portefeuille zugedacht hatte, für die Ehre dankten. So hatte denn der König wieder freie Hand; er sandte den Baron Pasquier zu Decazes, um ihm zu sagen, da der Herzog von Richelieu kein Ministerium bilden könne, so möge er den Conseil zusammensetzen, aber nicht eher zum Könige kommen, als bis dies geschehen sei. Decazes war mit diesem

Geschäft bald zu Ende; sein Ministerium bildeten: der Marquis Dessolles, Präsident des Conseils und Minister der auswärtigen Angelegenheiten; Herr von Serre, Minister der Justiz und Siegelbewahrer; Baron Louis, Finanzminister; Portal, Marine, über dessen Ernennung, da er Protestant war, die Heiligen ein gewaltiges Zetergeschrei erhoben; sich selbst hatte Decazes das Ministerium des Innern vorbehalten, mit welchem das der Polizei vereinigt wurde. Der 18. December, an welchem dieses Ministerium an die Stelle des abgehenden trat, war ein „Tag der Betrogenen," der Pavillon Marsan schrie Ach und Wehe!

Den ersten Angriff hatte dieses den Ultras gar nicht genehme Ministerium von den Pairs zu erleiden. Der Marquis von Barthélemy stellte am 20. Februar 1819 den Antrag, das Wahlgesetz, das vor zwei Jahren erlassen sei, zu ändern, da es die Vortheile, die man von ihm erwartet, nicht gewährt habe. Der König, der gar nicht viel auf das Wahlgesetz hielt, wollte sich doch nicht zwingen lassen; er erklärte nichts an einem Gesetze ändern zu wollen, dessen Aufrechthaltung der Grund zur Bildung des gegenwärtigen Cabinets gewesen sei. Trotz dieser Erklärung jedoch wurde der Antrag zur Reorganisation der Wahlcollegien am 2. März angenommen: von 153 Stimmenden votirten 98 dafür, 55 dagegen. Dieselbe Stimmenzahl ergab

sich bei der Verwerfung des Gesetzes, welches der Kammer zur Bestimmung des Finanzjahres vom 1. Juli übersendet wurde.

Diese Abstimmungen verdrossen den König höchlich. Um seinem Ministerium für die Folge die Majorität zu sichern, gab er dem Vorschlage Gehör, welchen ihn Decazes machte: eine große Anzahl neuer Pairs zu ernennen. Es kamen der Ordonnanz vom 5. März 1819 zufolge, welche diese Ernennungen verfügte, u. A. folgende Männer in die Pairskammer: der Herzog von Albufera, Graf Becker, Graf Belliard, Herzog von Conegliano, Graf Claparède, Graf Daru, Graf Dejean, Marschall Prinz Eckmühl, Marschall Graf Jourdan, Graf de la Foret, Graf Lacépède, Graf Latour-Maubourg, Herzog von Piacenza, Graf Rapp, Marschall Herzog von Treviso u. A. Zwar erhoben über diesen „neuen Einfall der Barbaren" die Ultras ein gewaltiges Zetergeschrei, aber darüber beunruhigte sich der König nicht; er war froh seinen Zweck erreicht zu haben, denn allerdings ging nun die Sache besser. Mit Hülfe dieser Verstärkung wurde der dem Ministerium so äußerst gefährliche Antrag Barthélemy's zurückgewiesen.

In dieser Sitzungsperiode wurde dem Herzoge von Richelieu eine Nationalbelohnung votirt, die in einem Majorate von funfzigtausend Franken Renten bestand. Gewiß war es nicht in Ordnung, daß der

Herzog diesen öffentlichen Beweis der Anerkennung seiner geleisteten Dienste so geringschätzig behandelte, daß er den Ertrag des Majorats den Hospitälern in Bordeaux überwies; es war kleinlich, daß er dies deshalb that, weil sich gegen den Beschluß einige Stimmen erhoben hatten.

Unter den Arbeiten der Kammer befand sich auch ein Gesetz über die Presse in allen Beziehungen zur Regierung und der menschlichen Gesellschaft; es zerfiel in drei Theile, deren erster die Unterdrückung der Verbrechen und Vergehen begriff, welche durch die Presse oder irgend ein anderes Mittel der Veröffentlichung begangen wurden; der zweite bezog sich auf die Verfolgung und Verurtheilung dieser Verbrechen und Vergehungen, und der dritte Theil handelte besonders von den Zeitungen. Dieser letzte Theil hatte den Zweck, die Censur zu ersetzen, wenn die Regierung nicht für gut fand, dieselbe einzuführen.

Die Sitzung wurde am 17. Juli geschlossen.

In die Einigkeit des Conseils warf Herr von Serre zuerst einen Zankapfel, indem er erklärte, daß die Königsmörder nie nach Frankreich zurückkehren würden. Das verdroß Herrn Decazes und seine Freunde, welche bereits die Verzeihung des Königs für einige dieser Männer, die ihre Schuld bereuten, erhalten hatten, und die sie trotz der Auslassung des Herrn von Serre vier Tage später zurück-

riefen. Herr von Serre war darüber natürlich ungehalten, er steckte auch Herrn Portal mit seiner Unzufriedenheit an und Beide vereinigten sich mit dem Herzoge von Richelieu, als dieser von seiner Reise in das südliche Frankreich und das Ausland zurückkam.

Der König hatte sieben Monate lang an seinem alten Uebel, der Gicht, krank gelegen; er ging im Juni nach St. Cloud, wo er den Grafen d'Istria empfing, der ihn im Namen Alexander's von den Verhandlungen in Kenntniß setzte, welche so eben in Karlsbad gepflogen wurden. Nach Karlsbad hatten auch die Ultras einen der Ihrigen geschickt, der dort über die Tendenz des Ministeriums Beschwerde führen sollte. Alexander nahm davon Veranlassung, Ludwig XVIII. durch den Grafen d'Istria den freundschaftlichen Rath ertheilen zu lassen, über das so vielfach angefochtene Wahlgesetz ernsthaft nachzudenken. Ludwig sagte: „Der dritte Versuch, den ich mit dem Wahlgesetz machen will, ist nicht fern; dieser muß entscheiden. Wenn die Gewählten nicht in großer Majorität die Freunde der Regierung und die Diener meiner Familie sind, dann werde ich nicht säumen, eine Art der Wahl zu zerstören, welche zuletzt verderblich werden könnte. Sagen Sie dem Kaiser, daß ich weniger als irgend ein Anderer einen Weg einschlagen möchte, der wieder zur Revolution führte."

Dieser dritte Versuch mit dem Wahlgesetz fiel schlecht aus. Trotzdem daß die Präsidenten der Wahlcollegien Männer waren, die sich dem König und der Charte aufrichtig ergeben zeigten, konnten sie doch nicht verhindern, daß nicht Männer gewählt wurden, die dem Könige ein Dorn im Auge waren. Dies war vor allen Andern mit der Wahl des Abbé Grégoire der Fall. Als Ludwig diese Wahl erfuhr, sagte er zu Decazes: „Mein Herr, entweder gehe ich zum dritten Male und zwar freiwillig aus dem Reiche, oder Grégoire kommt nicht in die Deputirtenkammer.“ Damit übergab er ihm zugleich den Befehl, ein Wahlgesetz zu entwerfen, welches die Krone vor solchen Parteiangriffen zu schützen geeignet sei. Aber wenn auch Herr von Serre und der Marineminister die Nothwendigkeit eines solchen Gesetzes erkannten, so war dies nicht gleicherweise der Fall mit den übrigen Collegen des Herrn Decazes, mit dem Finanzminister Baron Louis, mit Gouvion-St.-Cyr und dem Conseilpräsidenten General Dessolles, die im Gegentheil der Meinung waren, ein so vereinzelter Fall wie die Wahl Grégoire's und einiger Anderer dem Könige Mißliebiger dürfte nicht maßgebend sein, um das ganze System zu verwerfen. Decazes konnte diese Herren nicht überzeugen und der König nahm deren Entlassung an. In dem nun abermals von Decazes gebildeten Ministerium erhielt er neben dem

Portefeuille des Innern die Präsidentschaft, Baron Pasquier ward Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Herr von Latour-Maubourg Kriegs- und Roy, der schon früher einmal Finanzminister gewesen war, wurde dies wieder; Portal erhielt die Marine und Herr von Serre die Justiz. Decazes büßte bei dieser Gelegenheit seine Popularität ein. Wie hätte man ihm auch die Inconsequenz verzeihen können, daß er jetzt dasselbe Wahlgesetz zu vernichten sich anschickte, das er noch im Anfange desselben Jahres als einen Bestandtheil der Charte vertheidigt hatte?

Der König eröffnete am 25. November die Sitzung der Kammern. Nach dem Gebrauche hatte er allen Deputirten ihren Bestallungsbrief zugesendet, Grégoire aber nicht; er wollte diesem damit bemerklich machen, daß er sich von der Eröffnungssitzung, d. h. vom Angesichte des Königs, fern halten sollte, weiter nichts; denn ausschließen konnte Ludwig den gewählten Deputirten nicht. Das that aber später die Kammer nach einer Rede Lainé's. Aus der Thronrede, deren Grundzüge Pasquier entworfen, die aber, wie gewöhnlich, der König selbst mit dem rednerischen Schmuck bekleidet hatte, heben wir nur den Passus heraus, der sich auf die Hauptarbeit der diesjährigen Kammersession, das Wahlgesetz, bezog. „Meine Herren! Die Gesetze sind überall ausgeführt worden; aber trotz all' dieser Elemente des Glückes konnte ich mir doch nicht

verhehlen, daß sich gerechte Besorgnisse in unsere Hoffnungen mischen, die unsere ernsteste Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Eine Unruhe, unbestimmt aber gewiß, erfüllt die Gemüther. Jeder verlangt von der Gegenwart Bürgschaften für deren Dauer; die Nation genießt nur unvollkommen die ersten Früchte der gesetzlichen Herrschaft des Friedens; sie fürchtet, durch den Ungestüm der Parteiungen dieselben sich wieder entrissen zu sehen; sie erschrickt über deren zu klare Aeußerungen ihrer Absichten. Als Gründer der Charte, mit welcher sowohl die Interessen meines Volkes als meiner Familie unzertrennlich vereinigt sind, habe ich gefühlt, daß es mir zukommt, nothwendige Verbesserungen zur Aufrechterhaltung unserer Freiheit vorzuschlagen. Der Augenblick ist erschienen, die Kammer der Deputirten zu befestigen und sie der jährlichen Einwirkung der Parteien zu entziehen, indem ihr eine Dauer zugesichert wird, welche der öffentlichen Ordnung und der äußeren Achtung des Staates angemessener ist."

In dem Conseil berieth man sich über die Abänderungen, welche mit dem Wahlgesetze vorzunehmen seien. Es entstand ein Entwurf, der dem Gesetze keine Dauer verhieß, trotzdem es durch die vorgenommenen Abänderungen beiweitem royalistischer als das frühere Wahlgesetz war. Die einzelnen Artikel zu reguliren war eine sehr langwierige Arbeit, die sich so sehr verzögerte, daß das Gesetz erst in

Folge jenes großen Unglücks, welches die königliche Familie am 13. Februar 1820 in der Ermordung des Herzogs von Berry betraf, der Kammer vorgelegt wurde. Wir haben dieses schreckliche Ereigniß im vorigen Bande dieses Werkes bereits ausführlich erzählt und erinnern unsere geneigten Leser daran. Nicht nur für die königliche Familie, welcher dieser Mord die betrübende Aussicht eröffnete, daß nach ihr ein anderes Geschlecht den Thron des heiligen Ludwig besteigen werde, sondern auch für Herrn Decazes war der gewaltsame Tod des Stammhalters der Bourbonen ein Ereigniß von großer Tragweite. Die Freunde Monsieurs und dieser selbst beschuldigten ihn geradezu, daß er an der Ermordung des Herzogs mitschuldig sei; Herr von Clausel-Coussergue klagte ihn in der Kammer öffentlich dieser Mitschuld an und Martainville, der Redacteur des Drapeau Blanc, sagte von ihm: „Der Fuß ist ihm im Blute ausgeglitten.“ Er sagte damit die Wahrheit, aber allerdings in anderm Sinne, als er es sagte; Decazes war völlig unschuldig an der Ermordung des Herzogs von Berry, gleichwohl wurde dieses schreckliche Ereigniß die Ursache, daß Ludwig sich von seinem Freunde trennen mußte. Aber weil auch er von der Schuldlosigkeit Decazes' überzeugt war, und um dies in recht auffälliger Weise dessen Feinden zu zeigen, so wollte er ihn nur von sich lassen überhäuft mit den Zeichen seiner Liebe: er gab ihm

das Patent als Staatsminister und als Mitglied des geheimen Conseils, machte ihn zum Herzog und Pair von Frankreich und verlieh ihm endlich die Gesandtschaft in England, eine der wichtigsten der damaligen Verhältnisse.

Gelegentlich der Entlassung Decazes' ward zum ersten Mal der Einfluß einer Frau auf die Entschließungen Ludwig's XVIII. bemerkbar, welche man eben dieses Zweckes wegen ihm nahe gebracht hatte, und die diesen Einfluß bis an's Ende der Tage des Königs behielt. Die Gräfin du Cayla stammte aus einer alten, dem Gerichtsadel angehörigen Familie. Ihr Vater, Talon, hatte während der Revolution eine jener zweideutigen Rollen unter den Parteien gespielt, die ihn diesen unentbehrlich machte, ohne ihm ihre Achtung zu erwerben. 1791 war er mit in die Intriguen des damaligen Grafen von Provence, jetzigen Königs Ludwig XVIII., verwickelt gewesen und hatte von dem unglücklichen Favras, der dieser Intrigue zum Opfer fiel, nicht nur, wie man sagte, den Grafen von Provence compromittirende Mittheilungen, sondern auch Papiere erhalten, die gegen jenen zeugten. Unter der Kaiserherrschaft aus Paris verbannt, war Talon vor der Restauration gestorben, hatte indessen seiner Tochter jene Papiere hinterlassen, die ihm von Favras anvertraut worden waren. Diese Tochter war in dem kaiserlichen Erziehungshause Ecouen aufgewach-

sen und hatte dort eine Jugendfreundschaft mit der geliebten Stieftochter Napoleon's, Hortensia Beauharnais, späteren Königin von Holland und nachmaligen Herzogin von Saint-Leu geschlossen. Dann vermählte sie sich mit einem Manne von hoher Herkunft, der am Hofe der Condé's eine Stellung hatte, trennte sich aber bald von ihm in Folge häuslichen Unfriedens, und lebte hinfort still und tadellos im Hause des Prinzen von Condé, mit der Erziehung ihrer Kinder beschäftigt und im vertrauten Umgange mit der Gräfin von Rully, einer natürlichen Tochter dieses Prinzen. Madame du Cayla war jung, schön und gebildet; sie war so die passendste Persönlichkeit, um das Herz und die Augen Ludwig's XVIII. zu bezaubern, der von jeher bei den Frauen nicht die Wollust der Liebe gesucht, sondern sich mit ihrem Anblick und ihrer Freundschaft begnügt hatte. Aber es kostete dem Vicomte von La Rochefoucauld, der die Dame in ihrer Verborgenheit entdeckt und ihre geistigen Gaben hatte würdigen lernen, unendlich viel Mühe, sie zur „Esther des alten Ahasver", wie sie selbst dies ihr vorgeschlagene Verhältniß bezeichnete, zu machen. Sie wies seinen Antrag, die Maintenon des achtzehnten Ludwig zu werden, anfänglich streng zurück, und es mußten erst Leiden kommen, die sie in ihrem Muttergefühl verwundeten, ihr Gemahl mußte erst drohen, ihr mit Gewalt ihre Kinder zu nehmen, um sie zur

Bittstellerin bei Ludwig und in Folge dessen zu seiner erklärten Freundin zu machen. Sie war dies bereits, als die Katastrophe des Herzogs von Berry eintrat und die Freunde Monsieurs den Grafen Decazes der Mitschuld an dem Morde bezichtigten. Ludwig war von der Unschuld seines Ministers vollkommen überzeugt, aber er war der ewigen Quängeleien müde und bedurfte, da er die Gräfin du Cayla hatte, nicht mehr so unumgänglich nöthig seines Freundes — er opferte ihn. Sicher wäre es vergebens gewesen, daß sich Monsieur, der Herzog von Angoulème und die Tochter Ludwig's XVI. zu seinen Füßen warfen und der Graf von Artois schluchzend ausrief: „Um diese Gnade bitte ich wie um ein Opfer für die Manen meines unglücklichen Sohnes!" — Ludwig hätte auch diesem Sturme widerstanden, hätte er nicht bereits in der Frau du Cayla Ersatz für die treue Anhänglichkeit seines Ministers gehabt. Decazes fiel, aber er fiel, geschmückt mit allen Zeichen der Freundschaft des Königs. —

Unter dem folgenden Ministerium, das am 21. Februar 1820 gebildet wurde und dem der Herzog von Richelieu ohne Portefeuille präsidirte, legte der Minister des Innern am 1. März der Kammer ein Gesetz vor, welches bezweckte, die Freiheit der periodischen Presse aufzuheben. Das Gesetz ging durch — die Leute hatten vor dem freien Wort

eine gewaltige Furcht. Nun wir wissen ja bereits, daß selbst der allergroßmächtigste Kaiser Alexander sich vor fünf bis sechs Zeitungsschreibern mehr fürchtete, als vor einem Heere von zweihunderttausend Mann.

Auch das Wahlgesetz ging durch. Aber es wurde berathen unter Zusammenrottungen von funfzig- bis achtzigtausend Mann, die unaufhörlich: „Es lebe die Charte!" riefen. Das Volk erwartete die Deputirten und überschüttete die freisinnigen mit Aufmunterungen und Jubelrufen, die royalistischen aber insultirte es. Die Soldaten wollten diesen Aufruhr ersticken, sie marschirten gegen das Volk und ein Student, Lallemant, ward tödtlich verwundet, indem er die äußere Gartenmauer der Tuilerien erklettern wollte. Wegen des Einschreitens der bewaffneten Macht angegriffen, vertheidigt Herr von Serre den Minister und greift seinerseits die Factionen mit verzweifelter Kühnheit an. Als das Gesetz angenommen war, zog sich das auf den öffentlichen Plätzen versammelte Volk ingrimmig zurück: es unterließ hinfort die Kundgebungen seines Unwillens in Tumulten, aber der Carbonarismus, der in Italien seit undenklichen Zeiten bestand, machte auf seiner europäischen Tour nun auch in Frankreich Proselyten in Masse.

Die Sitzungen der Kammern wurden am 22. Juli geschlossen. Der Aufruhr schwang in Spanien,

Portugal und Neapel seine Fackel, wo man eine neue Constitution haben wollte; man verspürte aber sein Wehen auch in Frankreich, wo die entgegengesetztesten Bestrebungen Form zu gewinnen strebten. Es handelte sich hier vorzüglich um den Herzog von Orleans, den die obersten Häupter der fortwährenden Verschwörung auf den Thron setzen wollten. In der Nacht des 19. August sollte diese Verschwörung ausbrechen, als sie durch einige der Verschwornen, die vor den Folgen derselben erschraken, entdeckt wurde. Im Ministerrath war man verschiedener Meinung darüber, ob man die Sache zum Ausbruch kommen lassen oder die Schuldigen vorher verhaften sollte. Die letztere Ansicht siegte: man schloß am 19. August früh die Barrieren, hielt die treuen Truppen marschfertig und der Kriegsminister begab sich selbst in die Kasernen und ließ die Schuldigen verhaften. Die Legion der Meurthe, der Hauptheerd dieser rein militairischen Verschwörung, erhielt Befehl, Paris zu verlassen. Man hatte aber nur die untergeordneten Werkzeuge arretirt; man kannte wohl die Leiter der Verschwörung, aber man fürchtete sich sie zu greifen. So kam es denn, daß der Proceß, welcher der Pairskammer zur Untersuchung übergeben worden war, im Sande verlief: um doch etwas zu thun, verurtheilte diese am 16. Juli die drei Verschwörer Nantil, Ladvocat und Rey in contumaciam zum Tode.

Nach all' diesen Sorgen und Aengsten kam dem alten Könige auch wieder einmal ein Tag des Glücks: am 29. September 1820 gebar die Herzogin von Berry einen Sohn, den der König nach Bordeaux nannte, jener Stadt, die ihn 1814 unter allen Städten Frankreichs zuerst anerkannt hatte. Bereits am 19. September war eine Deputation von Bordeleser Damen in Paris eingetroffen, die ihrem Taufkinde eine kostbare Wiege mitbrachten, und die von dem guten Ludwig sehr entzückt waren, als er mit ihnen in ihrer gascognischen Mundart plauderte. Eine dieser Frauen, Madame Rivaille, die den König bereits 1799 in Bordeaux gesehen hatte, sagte zu ihm: „Wenn Sie gut bewacht sein wollen, Sire, so kommen Sie mit den Prinzen und Prinzessinnen nach Bordeaux.“ — „Ich möchte es,“ erwiederte Ludwig, „aber ich kann nicht.“ — „Nun gut,“ versetzte die Dame, „so schicken Sie uns unsere Prinzeß (die Herzogin von Berry) und unsern kleinen Prinzen, wenn er erst etwas stark ist.“ Das versprach Ludwig, und die Damen reisten ab, entzückt über den Empfang, der ihnen zu Theil geworden. Als man den König mit der frohen Nachricht von der Geburt des Prinzen weckte, da war er eiliger an dem Bette der Frau Herzogin, als er am 13. Februar an das Sterbelager des Vaters dieser letzten Hoffnung seines Hauses gekommen war; er nahm das Kind auf die Knie, rieb ihm

die Lippen mit einer Knoblauchszehe und flößte ihm dann einige Tropfen alten Turançon erster Qualität ein. Dasselbe hatte man mit Heinrich IV. auch gethan, und Ludwig, als das Kind ihn ruhig gewähren ließ, rief erfreut aus: „Der ist von meinem Stamme! Er wird sich schlagen und die Damen lieben. Der Bearner wird uns in ihm zurückgegeben!" Die Deutschen haben ein Sprichwort: Der Mensch denkt, Gott lenkt — das Kind, das für Frankreich Heinrich IV. in sich wieder erstehen lassen sollte, irrt fern von dem Lande seines großen Ahns in der Fremde umher, während sein Thron, der ihm zuerst von seinem Vetter Orleans genommen wurde, jetzt von einem Nachkommen des großen Todten von St. Helena besessen wird. —

Um die Wahlen für 1821 wo möglich ganz im royalistischen Sinne ausfallen zu machen, ließ sich Ludwig von seinem Conseil bestimmen, vermittelst einer Proclamation direct mit den Wählern zu reden. Aus dieser wortreichen Proclamation geben wir nur die folgenden wenigen Sätze: „Eine starke, rechtmäßige Freiheit ist Euch gewonnen; sie ist begründet auf Gesetze, die von meiner Liebe zu meinem Volke, meiner Kenntniß der Zeit, in der wir leben, ausgegangen sind. Die Freiheit wird nur durch Klugheit und Treue bewahrt. Entfernt von dem edlen Amte eines Volksvertreters alle Unruhestifter, die Urheber des Zwiespalts, die Erwecker

ungerechten Mißtrauens gegen meine Regierung, meine Familie und mich. Ueberall bieten sich Eurer Wahl eine Menge Bürger, aufrichtige und eifrige Freunde der Charte, welche dem Throne und dem Vaterlande gleich ergeben, dem Despotismus und der Anarchie gleich feind sind. Unter diesen gewählt, werden Eure Deputirten mit mir die Ordnung befestigen, ohne welche keine Gesellschaft bestehen kann. Ich werde mit ihnen die Freiheiten sichern, welche stets den Thron meiner Väter zum Asyle hatten und die ich Euch zweimal zurückgab. — Franzosen, Ihr habt die Freude getheilt, die die Vorsehung mir und meiner Familie verliehen hat. Dieses Pfand des Glücks, welches der Himmel Frankreich gab, sei auch der beglückende Bürge für die Vereinigung aller Männer, welche die Institutionen aufrichtig wünschen, die ich Euch gab, und mit ihnen die Ordnung, den Frieden, das Glück des Vaterlandes." Die Wähler ließen sich dies gesagt sein; sie wählten in der That in überwiegender Mehrheit Männer, die dem Könige ergeben, ja mehr ergeben waren, als diesem selbst lieb war.

Inzwischen loderte das Feuer der Empörung noch immer in Spanien und in Neapel, und England wurde durch den unpolitischen Prozeß beunruhigt, den man dort gegen die Königin Caroline wegen Ehebruchs führte. Die großen Mächte, um dem drohenden allgemeinen Weltbrande zu steuern, hielten

einen Congreß in Troppau, wo sie sich zu gemeinschaftlichen Maßregeln gegen den Carbonarismus, die Freimaurerei und den Geist geheimer Verbindungen verpflichteten und beschlossen, zunächst die Revolution in Neapel und dann die in Spanien und Portugal zu unterdrücken. Sie luden den König Ferdinand von Neapel zu einem demnächst in Laibach zu haltenden Congreß ein, und während sie dort versammelt waren, warf Oestreich funfzigtausend Mann nach Neapel, besiegte die Carbonari und führte Ferdinand auf den Thron zurück. Aber währenddem brach auch in Piemont die Revolution aus: am 10. März begann sie zu Alessandria, dann folgten die Regimenter, welche fast sämmtlich im Geheimnisse waren; die Citadelle von Turin ließ am 12. März die blau-roth-grüne Flagge wehen. Der König Victor Emanuel, zu ehrlich, um seinen Eid zu brechen, aber auch zu stolz, um sich einer Forderung zu unterwerfen, dankte in der Nacht vom 12. zum 13. März zu Gunsten seines Bruders, des Herzogs von Genua, ab und reiste nach Nizza. Dieser Letztere, der sich zur Zeit der Abdankung seines Bruders nicht in Piemont befand, verwarf ebenfalls, wie dieser, die spanische Charte; er wollte herrschen, wie seine Vorfahren geherrscht hatten, und stellte deshalb an Oestreich die Forderung, ihn zur Niederwerfung der Empörung mit Truppen zu unterstützen. Dieses schickte zwanzigtausend Mann

unter dem Grafen Bubna und der Graf Latour bildete außerdem zu Novara ein Corps nationaler Piemontesen: am 12. April war Alles beendigt. Der Herzog von Genua wollte nicht Erbe seines Bruders bei dessen Lebzeiten sein, aber Victor Emanuel beharrte auf seiner Abdankung.

Auf dem Congreß in Laibach wurde auch die Pacification Spaniens besprochen; man forderte von Ludwig XVIII., daß er in Bezug auf die iberische Halbinsel thun solle, was Oestreich in Neapel und Piemont gethan habe. Dieser Forderung fügte man sogar die Drohung bei, daß wenn er sich dessen weigern werde, die Streitkräfte von ganz Europa, auch wider seinen Willen, sich durch Frankreich nach Spanien in Marsch setzen würden. Für Ludwig gab es indessen bei diesem Ansinnen gar mancherlei Bedenken: er wußte, daß seine Armeen selbst nicht frei vom revolutionairen Geiste und daß die Liberalen unablässig bemüht wären, diesen Geist wach zu erhalten; auch verheerte das gelbe Fieber Spanien und er durfte nicht leichtsinnig seine eigenen Unterthanen der Ansteckung aussetzen. Zu alledem wollte er auch erst wissen, wie England, das seit 1814 eine Art von Oberherrlichkeit über Spanien und Portugal ausübte, eine solche Maßregel aufnehmen würde. Zwar stimmte er völlig mit der Meinung des Congresses überein, er hoffte aber die Pacification auf einem andern Wege, durch die

Mitwirkung royalistischer Insurrectionen nämlich, die er durch Geld und Mannschaft zu unterstützen gedachte, zu bewirken. Aus allen diesen Gründen verzögerte er seine Antwort auf das Anverlangen des Congresses; er stellte demselben die Hindernisse dar und bat, ihm noch etwas Zeit zu gönnen.

Zu allen diesen Sorgen, die das Ausland ihm bereitete, hatte Ludwig in seinem eignen Lande Sorgen die Hülle und Fülle. Ganz wider seinen Willen drängten ihn die öffentlichen Angelegenheiten dahin, sich mehr und mehr von den Liberalen, auf die er sich früher gestützt hatte, zu entfernen und sich den Royalisten in die Arme zu werfen. Die Häupter dieser Partei waren damals der Herr von Villèle, jener Deputirte von Toulouse, der 1814 gegen die Chärte geschrieben hatte, Lainé und Corbière, ein ehrlicher Royalist, aber ein wenig zu ungestüm. Diese drei Herren kamen — ein ganz apartes Verhältniß — mit dem Titel Minister ohne Portefeuille in's Conseil; es war dies eine jener Concessionen, deren Ludwig um diese Zeit dem Pavillon Marsan mehrere machte: gestand er ja doch selbst, wogegen er sich früher stets mit Händen und Füßen gewehrt hatte, seinem lieben Bruder von Artois einen bedeutenden Theil an der Verwaltung zu. Aus dieser Theilhaberschaft Monsieurs erklären sich viele Handlungen des Königs, die zu seinen früheren in diametralem Widerspruch standen. Aber er fühlte das

Herannahen des Todes, er wollte, daß der Uebergang nicht gar zu plötzlich sei, daß sich Frankreich mit seinem künftigen Könige schon bei seinem Lebzeiten bekannt machen möge; deshalb überließ er, unter seiner Oberleitung, seinem Bruder die Zügel der Regierung, er übernahm gewissermaßen die Vormundschaft über ihn.

Ein sichtbares Zeichen von Ludwig's abnehmenden Kräften war die königliche Sitzung, die er, weil die medicinische Facultät behauptete, er könne die Anstrengung einer ceremoniellen Fahrt nach dem Palast des gesetzgebenden Körpers nicht aushalten, im Louvre abhielt; dorthin ließ er sich durch die große Gemäldegallerie in seinem Armsessel rollen und bestieg hinter Gardinen den Thron, von welchem herab er dann die übliche Rede hielt. Er hoffte, nachdem er den Freunden Monsieurs so viele Concessionen gemacht hatte, würden diese sein Ministerium kräftigst unterstützen; gleich am ersten Tage zerrann jedoch diese Täuschung: diese Herren wollten Alles, oder Nichts — die drei Minister ohne Portefeuille genügten ihnen nicht, sie wollten alle Ministerstellen und wollten auch die Macht. Um dies zu erreichen, bedienten sie sich sogar gefährlicher Mittel. Sie versprachen einem Menschen, von dem sie wußten, daß er tief verschuldet war, Neveu, eine Belohnung, wenn er ein Fäßchen mit Pulver in das Schloß tragen und es dort anbrennen wolle.

Neveu that dies, er versteckte das Fäßchen hinter einer hölzernen Kiste und zündete es am 27. Januar 1821 gegen fünf Uhr Abends vermittelst einer Zündschnur an. Das Fäßchen enthielt sechs Pfund Pulver und der Knall war stark, mehrere Thüren und die Treppenfenster wurden aus ihren Angeln gerissen und alle Fensterscheiben zersprengt. In seiner Antwort auf die Adressen, die ihm die Kammern aus Veranlassung dieses Verbrechens darbrachten, deutete Ludwig dunkel auf die wahren Urheber desselben, das jene Adressen den Liberalen zuschieben wollten, hin, und seinem Bruder, den seine Freunde, wie gewöhnlich, als Botschafter gebrauchten, um dem Könige seinen Verdacht, als seien sie die Anstifter, zu benehmen, sagte er: „Wollen Sie, daß ich die Unschuldigen anklagen soll, um die Schuldigen zu verpflichten? Man sollte mir für meine Mäßigung Dank wissen. Was Sie betrifft, mein Bruder, so wachen Sie besser über Ihre Freunde, durch deren Ausschweifungen Sie compromittirt werden." Die Sache wurde nicht aufgeklärt; Neveu ward von einem ungeschickten, nicht in das Geheimniß eingeweihten Polizeiagenten arretirt und schnitt sich im Gefängniß die Kehle ab.

Die Freunde Monsieurs kamen ihrem Ziele näher, als das Ministerium die Verlängerung der Zeitungscensur forderte. Sie wählten Herrn von Vaublanc, der dem Herzog von Richelieu noch im-

mer seine Entlassung aus dem Ministerium nicht vergeben konnte, zum Berichterstatter und dieser rächte sich, indem er gegen die Verlängerung der Censur sprach; er forderte, daß die Presse ganz frei, aber strengen Strafen unterworfen sein sollte. Die an diesen Antrag sich schließende Discussion war sehr heftig, der Herr von Castelbajac vor Allen überschüttete die Minister mit Anschuldigungen: „Zittert," rief er ihnen zu, „einen Posten beizubehalten, den Ihr nicht auszufüllen vermögt; fürchtet, eine Regierung zu führen, für die Eure gebrechlichen Hände zu schwach sind!" Baron Pasquier vertheidigte am folgenden Tage das Ministerium und wies die Behauptungen des Herrn von Castelbajac streng zurück. Aber er ließ sich von seinem Eifer über die Grenzen der Klugheit hinwegreißen, er ward aus einem Vertheidiger ein Ankläger; er deckte die Intriguen der Gegner des Ministeriums auf und warf ihnen unverhohlen seine Verachtung an den Kopf. Die Rechte, sich so hart angegriffen sehend, stand in Masse auf und verkündete, daß von nun an Krieg auf Leben und Tod zwischen ihr und den Ministern bestehe. Ihre Minister, die Herren Villèle und Corbière, zeigten dem Herzog von Richelieu ihren Rücktritt an, der sie nur schwer bestimmen konnte, ihr Vorhaben bis zum Schluß der Session aufzuschieben. Er bot später Herrn von Villèle das Ministerium des Innern und

Herrn von Corbière das des öffentlichen Unterrichts an, um sie zum Bleiben zu bestimmen; sie beharrten jedoch auf ihrer Weigerung und um neuen Vorschlägen auszuweichen, verreisten Beide, der Erstere nach Toulouse, der Andere nach Rennes. Das Gesetz wegen Verlängerung der Censur ging indeß doch, und zwar mit einer Majorität von 102 Stimmen, durch.

Im Juli dieses Jahres 1821 durchlief eine Nachricht von großer Wichtigkeit Europa: Napoleon war in der Nacht des 5. Mai auf St. Helena gestorben. Ludwig sagte bei dieser Gelegenheit zu Jemandem, dem er sehr gewogen war: „Der moderne Riese ist nicht mehr, und sein Tod erschütterte die Welt nicht. Wenn der Ruhm auch seiner Asche bleibt, hoffe ich doch mit Gottes Hülfe, daß er uns auf keine Weise gefährlich wird .... Unser Reich wird jetzt sein volles Gewicht in der Wagschale Europas haben, und der Name Napoleon's das Englands nicht mehr vergrößern." Ludwig hatte Recht; der Tod Napoleon's erschütterte die Welt nicht; aber er bewirkte etwas Anderes: er raubte dem Könige die Herzen seines Volks und seiner Soldaten. Napoleon's Name wurde binnen Kurzem für Beide eine Art Gottheit, der Nichts als ein öffentlicher Cultus fehlte. Und auch der Opposition gegen die Bourbonen gab des Kaisers Tod neue Kraft. Die Liberalen, die nun seine Wiederkehr und seinen Despotismus nicht mehr zu fürchten

hatten, gaben sich den Anschein, als bedauerten sie seinen Tod: sie gingen einen Bund mit den reinen Bonapartisten ein — allerdings einen Bund, dem jeder innere Halt fehlte, der aber doch bewirkte, daß das Ministerium in der öffentlichen Meinung zu Grunde gerichtet wurde. Herr von Richelieu und seine Collegen reichten dem Könige ihre Entlassung ein und Baron Pasquier entwarf im Namen Richelieu's, der vom Könige den Auftrag erhalten hatte, ein neues Ministerium zu bilden, folgende Ministerliste: Finanzen: Herr von Villèle; Inneres: Herr von Corbière; Marine: Herr von Clermont-Tonnerre; Siegel und Justiz: Herr von Pastoret; Krieg: Herzog von Belluno; auswärtige Angelegenheiten: Herzog von Blacas. Dieser letztere Name befremdete nicht nur den König, sondern auch den Grafen von Artois, dem jener die Liste zeigte. Er sagte zu seinem Bruder: „Der König kann nicht vergessen, daß er denselben nach allgemeiner Uebereinstimmung von dem Ministerium entfernte.“ — „Beruhigen Sie sich,“ erwiederte Ludwig, „Herr von Blacas wird nicht zurückkehren: ein König muß Opfer zu bringen wissen. Er ist nicht auf dem Throne, um nach seinem Willen zu handeln, sondern um dem Willen aller zu gehorchen.“ Er ersetzte darauf den Herzog von Blacas durch den Herrn Mathieu von Montmorency und Herrn Pastoret durch Herrn von Peyronnet. „Das ist also,“

sagte Ludwig dann zu seinem Bruder, „ein Conseil, das unter Ihrer Mitwirkung gebildet wurde und Sie haben nicht mehr das Recht, sich darüber zu beschweren. Ich wünsche, daß die Probe, welche ich mache, zu Ihrem Vortheile und Ruhme ausfallen möge.“ Nachdem auch in dem Verwaltungspersonal die nöthigen Veränderungen vorgenommen worden, sagte der Konig: „Können wir jetzt vorwärts?“ — „Ja, Sire.“ — „Nun dann auf den Weg und die Peitsche gebraucht, Kutscher. Die Last ist schwer, bringt sie gut zum Ziele!“ Ja, die Last war schwer: das ganze Land war dem neuen Ministerium feindlich und überall gab es Verschwörungen und Aufstandsversuche; da schlug denn die Peitsche auf's Blut: der Obrist Caron büßte in Straßburg seine Leichtgläubigkeit mit dem Tode; der Unteroffizier Bories und noch drei Andere, in dem Augenblicke von einem ihrer Mitschuldigen verrathen, wo sie mit dem Sendboten des Generals Berton die Aufwiegelung Saumurs besprachen, trugen ihre Häupter in Paris auf's Schaffot; der General Berton selbst legte sein Haupt unter das Messer mit dem Ausrufe: „Es lebe Frankreich und die Freiheit!“ und der Arzt Caffé, der dem General lange Zeit ein Asyl gewährt hatte, öffnete sich unter der Bettdecke die Adern, während der Priester an seinem Bett stand, um ihn zur christlichen Ergebung in sein Schicksal zu ermahnen.

Mit seinem Vetter Orleans hatte Ludwig um diese Zeit eine sehr ernsthafte Unterredung. Der Generalpolizeidirector Franchet hatte ihm unwiderlegliche Beweise vorgelegt, daß alle diese Empörungen durch die Freunde des Herzogs angezettelt würden. Der König erbat sich den Besuch seines Herrn Vetters und unterrichtete ihn von der Sachlage. Dieser aber war untröstlich einestheils darüber, selbst der Gegenstand eines solchen Verdachts zu sein, und dann, Menschen anschuldigen zu hören, die er nicht für strafbar halten könne, weil sie nie ein verdächtiges Wort gegen ihn geäußert hätten. „Indessen", meinte der König, „zeigt sich ihre Mitwirkung bei allen den täglich ausbrechenden Verschwörungen." — „Ich kann freilich nur für mich stehen," erwiederte der Herzog; „wenn sich aber diese Herren schlecht betragen, so mag die Gerechtigkeit sie strafen; ich werde nicht suchen, sie dem zu entziehen." — „Man meint," sagte der König, „der beste Beweis, den Sie von Ihrer Unschuld geben könnten, würde sein, wenn Sie für einige Zeit verreisten." — Dazu hatte der Herzog aber gar keine Lust; er antwortete daher: „Der König wird mir erlauben, dieser Meinung nicht zu folgen; das hieße mich selbst für schuldig erklären. Ueberdies habe ich für meine Familie zu sorgen und mein Vermögen zu ordnen, das durch die Unglücksfälle der Revolution sehr zerrüttet ist." Und als der

König, der, wie wir wissen, dem Herrn Herzog gar nicht traute, immer noch auf seinem Wunsche bestand, berief sich dieser auf die Charte, die dem Könige nicht erlaubte, nach seinem Belieben zu exiliren. Da ging der König vom Rathgeben zum Drohen über: „Hüten Sie sich," sagte er, „daß man nicht mit Hülfe der Gerechtigkeit erlange, was Sie aus freiem Antriebe zu thun verweigern!" — „Ich habe von dieser Seite nichts zu fürchten," trotzte der Herzog; „stark durch die Reinheit meiner Aufführung werde ich ohne Zittern erwarten, was die Bosheit meiner Feinde ausführen will." — Nun, er wurde nicht weiter behelligt; die Gerechtigkeit fürchtete sich zu hoch zu greifen; sie ließ die Leiter der Complotte unangetastet und begnügte sich, einigen der untergeordneten Werkzeuge den Kopf vor die Füße zu legen.

Zu allen diesen Sorgen und Aengsten, die den alten König im eigenen Lande heimsuchten, kamen nun auch noch die spanischen Wirren, die ihm schon früher vom Congresse zu Laibach und neuerdings wieder vom Congresse zu Verona, der Ende des Jahres 1822 abgehalten wurde, beizulegen ernstlichst aufgetragen wurden. Wir haben von diesem Congresse zu Verona bereits im vorigen Bande, wo wir das Portrait des Herzogs von Angoulème zeichneten, gesprochen; wir haben auch diesen Letzteren, der in diesem Interventionskriege — nominell we-

nigstens — die Hauptrolle spielte, auf seinem Zuge nach Spanien und dann wieder, den Sieger des Trocadero, auf seinem Triumph-Einzuge in Paris begleitet, und bringen nun die Geschichte Ludwig's zum Schluß von da an, wo er seinen sieghaften Neffen mit der einfachen und doch so theatralischen Phrase empfing: „Mein Sohn, ich bin mit Ihnen zufrieden!“

Der Sieg, den die Freunde Monsieurs und die Ultraroyalisten in Spanien errungen — denn sie waren es gewesen, welche durch ihr Organ, den Vicomte von Chateaubriand, die Intervention in den Kammern durchgesetzt hatten — machte sie kühner. Der Premier Villèle hatte seine wahre Noth, ihre täglich sich steigernden Anforderungen zu befriedigen oder abzuweisen. Er wurde darin nur schlecht oder gar nicht unterstützt von seinen Collegen, die theilweise den Anmaßungen Jener das Wort redeten oder Nichts thaten, um sie in den gebührenden Schranken zu halten.

In der Thronrede, mit welcher der König die Kammern von 1824 eröffnete, sprach er von zwei Gesetzen, deren eines, von Chateaubriand ausgehend, der Kammer von 1822 eine siebenjährige Dauer geben wollte, und deren anderes, dem Könige von Villèle vorgeschlagen, eine Herabsetzung des Zinsfußes bei den Anleihen bezweckte, die der Staat zu verschiedenen Zeiten der Revolution und Restauration

gemacht hatte. Chateaubriand's Gesetz ging unter großem Jubel in der Pairskammer durch; in der Abgeordnetenkammer ging es auch durch trotz der sehr vernünftigen Reden, die Royer-Collard und General Foy dagegen hielten: es schmeichelte zu sehr der Selbstsucht, sieben Jahre im Besitz der Gewalt zu bleiben. — Dem Gesetze Villèle's ging es aber nicht so gut: die Pairskammer stritt sich neun Tage lang über dasselbe und — verwarf es schließlich. An diesem schlimmen Resultate hatte Villèle's College, Chateaubriand, der jenem versprochen hatte zu Gunsten des Gesetzes zu reden, dies aber nicht that, viele Schuld; dafür verlor er nicht nur die Zuneigung Villèle's und des Königs, sondern er verlor auch seinen Ministerposten, der ihm mit so wenig Förmlichkeit abgenommen wurde, daß der berühmte Mann dies sehr übel vermerkte und sich aus Zorn auf die Bänke der Opposition setzte. Villèle fühlte, daß er mit der fast schimpflichen Entlassung Chateaubriand's die Ultraroyalisten und die geistliche Clique Monsieurs tief beleidigt habe; er beeilte sich daher, den Zorn dieser Herren zu besänftigen, indem er mehreren derselben Aemter verlieh; dann aber ließ er es sich auch angelegen sein, sich in der Gunst der Favoritin des Königs, der Madame du Cayla, immer fester zu setzen. An die Stelle Chateaubriand's wurde der Baron von Damas, der bereits früher durch den Ein-

fluß des Herzogs von Angoulème an Victor's Stelle, mit dem der Held vom Trocadero nicht zufrieden war, das Kriegsministerium erhalten hatte, zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten gemacht, Herr von Clermont-Tonnerre übernahm das Kriegsministerium, der Graf Chabrol von Crussel die Marine, der Herzog von Doudeauville ward Hausminister an Stelle des Marschalls Lauriston, welcher zum Oberjägermeister und Staatsminister ernannt wurde, und der Herr von Martignac erhielt die Direction der Domainen und Abgaben. Dem Sohne des Herzogs von Doudeauville, dem glühenden Verehrer der Madame du Cayla, etablirte man im Ministerium seines Vaters unter dem Titel eines Directors der schönen Künste ein wahres Ministerium der Litteratur, des Bühnenwesens und der Journale; Herrn von Vaulchier wurde die geheime Postverwaltung anvertraut und dem Herrn von Castelbajac gab man die Direction des Zollwesens. Mit diesen Ernennungen und mit der Gründung eines eigenen Ministerius für die Religion, welches er dem Bischof von Hermopolis, Herrn von Frayssinous, gab, erreichte Villèle, was er erreichen wollte: er beschwichtigte seine Gegner in den Kammern und ward eben so im Cabinet Monsieurs als in dem des Königs, welcher jetzt völlig unter dem Einflusse der von Villèle gar nicht vernachlässigten Madame du Cayla lebte, der unentbehrliche Mann.

Mit Ludwig XVIII. ging's zu Ende: Er lebte nur noch, aber er regierte nicht mehr; das that an seiner Stelle Herr Villèle. Die physischen Kräfte des Königs waren aufgebraucht, eine unüberwindliche Schlafsucht stellte sich immer häufiger bei ihm ein; dennoch konnte er von der Gewohnheit nicht lassen, sich seinem Volke zu zeigen. Früher hatte er es geliebt, mit Blitzesschnelle in der Umgegend von Paris herumzufahren und bald dieses, bald jenes königliche Schloß zu besuchen. Unabläßig trieb er dann seine Stallmeister, seine Gardisten und seine Kutscher zur Eile an, und das war die einzige Gelegenheit, wo er ernstlich zornig werden konnte; denn dieses schnelle Fahren war ihm ein Trost für das Entbehrenmüssen des Reitens oder des Spazierengehens, wozu ihn die Gebrechlichkeit seiner Beine verurtheilte.

Madame du Cayla erhielt viele und kostbare Beweise der Freundschaft des Königs, womit sie ihr verschuldetes Vermögen wieder aufrichtete und ihr Landgut Benon bei Rochelle wiederherstellte; das werthvollste Geschenk war aber das Schloß Saint-Ouen, welches Ludwig XVIII. für sie ankaufte. „Ich will,“ sagte er zu ihr, als er ihr die Eigenthumsurkunde übergab, „daß Sie nach mir die Hüterin meines Gedächtnisses sind; dort ist mein Gedächtniß für die Franzosen, Saint-Ouen ist das Denkmal meiner Weisheit und das Palla-

dium meines Geschlechts." Er gab ihr, um damit das in ihrem Namen angekaufte Saint-Ouen zu bezahlen, jede Mittwoch, an welchem Tage er sich regelmäßig längere Zeit ohne Zeugen mit ihr unterhielt, funfzigtausend Franken in Gold oder Anweisungen an seine königliche Casse. Diese Abschlagszahlungen boten der Klatschsucht der Dienerschaft des Palastes reichlichen Stoff zu Verleumdungen; man spottete über die Uneigennützigkeit der Freundschaft, welche die Favoritin öffentlich zur Schau trage, die mit einem leeren Sammetbeutel in das Cabinet des Königs eintrete, ihn aber von Golde oder von den Kleinodien der Krone strotzend wieder heraustrage. —

Die Correspondenz, welche der König mit seiner Freundin unterhielt, wurde nach und nach sehr voluminös; sie belief sich beim Tode Ludwig's auf nahe funfzehnhundert Briefe. Es läßt sich vermuthen, daß in diesen Blättern viel werthvolles Material für die Geschichte jener Zeit enthalten gewesen sein mag, auch wohl letztwillige Bestimmungen zu Gunsten seiner Freundin; nach dem Tode des Königs sollten sie dem Herzoge von La Châtre zugestellt werden, der sie als Erbe der Geheimnisse seines Herrn verbrennen sollte. Sie kamen jedoch nicht in die Hände des Vertrauten Ludwig's; kaum war dieser todt, so waren auch die Briefe verschwunden.

Ludwig XVIII. schaute dem Tode ruhig und gefaßt in's Auge. Eins nur beunruhigte ihn: er liebte seinen Bruder, aber er hatte keine Achtung vor seinem Verstande; er fürchtete, daß mit seinem Tode eine böse Zeit für Frankreich und für seine Familie kommen werde. Man sagte, er habe der Frau von Cayla einen Brief übergeben, der erst zehn Jahre nach seinem Tode geöffnet werden sollte, in welchem er die Mißgriffe seines Bruders im Voraus geschildert, um der Nachwelt einen Beweis seines politischen Ahnungsvermögen zu hinterlassen. Wahr oder nicht wahr, die Furcht des sterbenden Königs erhielt schon nach noch nicht sechs Jahren ihre Bestätigung, als in den blutigen Julitagen seinem Nachfolger die Krone des heiligen Ludwig vom Haupte fiel. Um diesem drohenden Unglücke vorzubeugen, wünschte Ludwig seinem Bruder einen Minister zu hinterlassen, der in seinem Geiste nach ihm fortregieren könne. Er hatte zu diesem Zwecke Herrn von Villèle für seine Politik gebildet, er hatte seinem Bruder und der Priesterpartei so viele Concessionen gemacht, um sie durch die Dankbarkeit an Villèle zu fesseln, und dieser hatte es auch glücklich verstanden, sich in der Gunst Monsieurs und seiner Freunde festzusetzen.

Ludwig wurde in den letzten Tagen seines Lebens sehr geliebt; man fühlte die Unzulänglichkeit seines Nachfolgers und beklagte im Voraus seinen

Verlust. Er selbst war fest davon überzeugt, daß sein Ende sich mit schnellen Schritten nahe; aber er zeigte dem Tode ein freundliches Gesicht, um seinem Volke so lange als möglich die Täuschung zu erhalten, daß er noch lange leben werde. Nur seinem Minister Villèle vertraute er sein baldiges Scheiden an, und als dieser ihm die Verordnung zur Unterschrift vorlegte, welche die Censur für die Journale wieder einführte, um zu verhindern, daß diese den bedenklichen Gesundheitszustand des Königs Frankreich und Europa verkündigten, sagte er mit fester Stimme: „Ich verstehe," nahm das Papier aus Villèle's Händen und unterzeichnete es langsam und ohne zu zittern — seinen Todtenschein.

Aber trotz dieser Gewißheit, daß sein Grab sich bereits öffne, empfing er noch immer alle Staats- und Privatbesuche und machte auch noch seine täglichen Spazierfahrten; ja an seinem Namensfeste ließ er sich von seinen Aerzten nicht bereden, die Anstrengung eines öffentlichen Empfangs zu verschieben. „Ein König ist niemals krank für sein Volk!" sagte er, legte seinen königlichen Ornat und Schmuck an und setzte sich auf seinen Thron in dem Saale, wo die Menge feierlich an ihm vorüberzog. Er ertrug mehrere Stunden lang diese Marter der Verleugnung seines nahen Todes; aber endlich überwältigten seine Schmerzen und seine Schläfrigkeit die Kraft seiner Seele: sein abgemagertes,

bleiches Haupt senkte sich auf seine Brust und berührte fast seine Knie — man trug ihn, in einem todesähnlichen Schlaf versunken, in seine Gemächer zurück. Am folgenden Morgen aber nahm er seine täglichen Beschäftigungen wieder vor. Seine Aerzte bemerkten, daß vorzüglich die langen Audienzen, die er noch immer an den Mittwochen Madame du Cayla gab, sein Leben erschöpften. Darüber entstand ein Murren in der königlichen Familie, in Folge dessen die Favoritin den König anflehte, ihre Besuche fernerhin einstellen zu dürfen. Das kam den alten Herrn zwar sehr sauer an, er brachte indessen den Rücksichten des Anstandes das schwere Opfer, für welche Gefälligkeit ihn die königliche Familie zum Danke mit der zärlichsten Sorgfalt umgab.

Aber neben ihrer Liebe widmete sie ihm auch ihre Sorge um sein Seelenheil; vielleicht war wohl gar diese Sorge die Mutter jener übergroßen Liebe, von der man früher nicht gerade zu viel gemerkt hatte: wir wissen ja, daß der Bruder des Königs diesem das Leben ziemlich sauer gemacht hatte. Aber der Graf von Artois war ein sehr frommer Herr geworden und entsetzte sich darüber, daß der „allerchristlichste" König im Geruche der Gottlosigkeit und Ungläubigkeit sterben könne. Dasselbe Entsetzen theilte auch die Umgebung Monsieurs, die Säulen der Kirche, die Cardinäle von Latil und von Croi, der Bischof von Hermopolis u. A.; sie

hielten einen Rath und beschlossen im Einverständnisse mit Monsieur und den Prinzen und Prinzessinnen der Familie, dem Könige, der scheinbar ohne ihre Gebete und Ceremonien zu sterben die Absicht habe, das Unpassende vorzustellen, das in einer längeren Zurückweisung ihrer heiligen Dienste iiege. Der Bischof von Hermopolis, Herr von Frayssinous, ward mit dieser Mission betraut; er richtete indessen bei Ludwig so wenig aus, als der Graf von Artois und die Prinzen und Prinzessinnen des Hauses ausgerichtet hatten. Nicht zwar, daß der König geringschätzig von der Arbeit der Herren Geistlichen an ihm gedacht und gesprochen hätte — er hatte sich vielmehr in der That während der letzten Zeit viel mit dem Himmel beschäftigt —, aber er wies dennoch beharrlich die letzten religiösen Ceremonien ab, um, wie er sagte, sein Volk nicht vor der Zeit zu erschrecken. Diese Widersetzlichkeit verursachte einen gewaltigen Lärmen im geistlichen Lager, und allerdings es wäre eine Schmach gewesen, wenn der Wiederhersteller der weltlichen Macht der Kirche diese im letzten Augenblicke verleugnet hätte. Diese Demüthigung wurde indeß den Herren erspart; dieselbe Person, welche ihre weltliche Macht zu Ehren gebracht hatte, brachte auch ihre geistliche Macht zu Ehren: Madame du Cayla, über deren Entfernung vom Krankenlager des Königs die sittlich entrüsteten Frommen so sehr gejubelt, sam-

melte feurige Kohlen auf ihr Haupt, sie ließ sich, wenn auch mit Widerstreben, von ihrem Freunde La Rochefoucault bewegen, den sterbenden König zu bestimmen, die Dienste jener Herren um sein Seelenheil nicht ferner von sich zu weisen. Als sie, was keinem Andern gelungen, glücklich vollbracht hatte, ließ der König Villèle rufen, mit dem er alle Geschäfte, die er noch erledigt wünschte, beendigte und den er dann mit den Worten entließ: „Von nun an werden Sie mit meinem Bruder arbeiten; ich habe mich nur noch mit der großen Angelegenheit meines Todes zu beschäftigen und will die Zerstreuungen der Zeit davon fern halten, die für mich vorüber ist.“ Nachdem er so mit der Welt abgeschlossen, ließ er seinen Beichtvater kommen, einen armen, demüthigen, wahrhaft frommen Priester, der unter dem Dache der Tuilerien wohnte und der nie Ansprüche erhoben hatte, wie sie Leute dieses Schlags — königliche Beichtväter — nur zu oft zum Verderben des Landes erhoben haben und noch erheben. Diesem frommen Manne beichtete der König und dann befahl er die Anordnung der Ceremonien, mit denen die Kirche das Sterbebett der Könige zu umgeben pflegt. Ehe jedoch die Großwürdenträger der Kirche ihre Geschäfte begannen, ließ Ludwig sämmtliche Mitglieder seiner Familie an sein Bett kommen, um von ihnen Abschied zu nehmen. Dies geschah am 15. September gegen

Sonnenuntergang. Bald darauf kniete der Graf von Artois am Fußende, der Herzog und die Herzogin von Angoulème am Kopfende des königlichen Sterbelagers, die Wittwe des Herzogs von Berry mit ihren zwei Kindern an der Hand zwischen dem Grafen von Artois und dem Herzoge von Angoulème. Der König, aus einem langen Schlafe erwachend, sprach zu ihnen: „Liebet einander und tröstet Euch durch diese Liebe über die Mißgeschicke und Leiden unsers Hauses. Die göttliche Vorsehung hat uns wieder auf den Thron gesetzt; ich wußte Euch denselben durch Mäßigung zu erhalten, durch welche die Monarchie nichts von ihrer wirklichen Stärke einbüßte und die ihr den Beistand und die Zustimmung des Volks sicherte. Die Charte ist das beste Erbtheil, das ich hinterlasse; mein Bruder, erhalten Sie dieselbe um meinetwillen, um unserer Unterthanen willen, um Ihrer selbst willen und auch" — hier erhob er die Hand und legte sie segnend auf das Haupt des Herzogs von Bordeaux — „um dieses Kindes willen, dem Sie den Thron nach meiner Tochter und meinem Sohne (dem Herzog und der Herzogin von Angoulème) hinterlassen müssen." Dann noch einen Blick auf diese letzte Hoffnung seines Geschlechts werfend, sprach er wehmüthig: „Möchtest Du, mein Kind, weiser und glücklicher sein, als Deine Familie!"

Nach dieser rein menschlichen Scene kamen die

„demüthigen und unwürdigen Knechte Gottes“, um dem Könige die himmlische Wegzehrung zu reichen. Sie begannen die Todtengesänge und Ludwig antwortete ihnen zuweilen mit Stellen aus den lateinischen Psalmen. Dann verfiel er in einen Schlummer, aus dem er nur zuweilen noch auf Augenblicke erwachte. Am 16. September Morgens 4 Uhr öffnete der erste Arzt ein wenig die Bettvorhänge und fühlte dem Könige nach dem Pulse: der Arm war noch warm, aber der Puls schlug nicht mehr, Ludwig XVIII. war todt. Portal wendete sich zu den Versammelten und vor dem Grafen von Artois sich verbeugend, sprach er: „Der König ist todt, meine Herren; es lebe der König!“

Das Begräbniß des Königs war sehr glänzend, trotzdem der Erzbischof von Paris, Herr von Quélen, und der Cardinal Fürst von Croi, Großalmosenier der Krone, nicht dabei zugegen waren. Diese beiden „demüthigen Diener des Herrn“ begleiteten den König, dem sie Alles verdankten, nicht auf dem letzten Wege, weil sie sich gegenseitig den Vorrang streitig machten! Das Volk aber war in ungeheurer Menge auf dem Wege bis Saint-Denis versammelt, wo Herr von Frayssinous die officielle Lobrede auf den todten König hielt.

Halle, Druck von H. W. Schmidt.